Ein vielbewegtes Leben.

Nach den Aufzeichnungen des Kais. Russischen Obersten

Friedrich Reinhardt

bearbeitet von

Julius von Wickede.

Zweiter Theil.

Kriegsleben als französischer Husaren-Korporal und Genie-Officier in Italien, Aegypten, St. Domingo, Guadeloupe, vor Gaeta und in Spanien in den Jahren 1795—1812.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Theiles.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Freundlicher Empfang im französischen Lager. Die Armee der Republik in den Jahren 1795—98 und ihre Vorzüge und Fehler. Der General Bernadotte in Worms. Eintritt als Corporal in das 7. Husaren-Regiment. Marsch nach Toulon. Verwüstung und Elend in Frankreich. Expedition nach Corsika. Schlechter Zustand der französischen Flotte. Heftiges Seegefecht mit den Engländern. Verwundung und Gefangennehmung.

Ein sehr gemischtes Gefühl erfüllte meine Brust als ich im französischen Lager wieder zum Bewußtsein kam und erkannte, wo ich mich befand. Auf der einen Seite empfand ich große und gerechte Freude darüber daß ich mich glücklich gerettet hatte und der harten und unverdienten Strafe, welche mich im preußischen Heere jeden Falls getroffen haben würde, entgangen war, auf der anderen Seite kränkte es jedoch mein militärisches Ehrgefühl nicht wenig, ein Deserteur zu sein. Ich mußte daran denken, was wohl der General von Blücher für ein erzürntes Gesicht machen und wie verächtlich sein „Pfui Deubel! auch der Kerl ist desertirt, von dem hätte ich es nicht geglaubt“ klingen würde, wenn er über kurz oder lang meine Desertion

erführe. Auch ein Dienstpferd auf meiner Flucht mitgenommen zu haben und so gewissermaßen zum Dieb am königlichen Eigenthum geworden zu sein, kränkte meinen Stolz. Doch hatte sich dies nicht ändern lassen, und daß die Franzosen es nicht erlauben würden, mein Pferd wieder zu den Preußen zurückzuschicken, konnte ich überzeugt sein, und so suchte ich mit dem Gedanken, daß ich zu dieser Desertion fast gewaltsam gezwungen sei, mein Gewissen zu beruhigen und den Spruch: „Glücklich ist, wer vergißt was nicht mehr zu ändern ist," zu beherzigen. Wirkliche Neigung hatte ich für den preußischen Militärdienst ohnehin niemals gehabt und allein nur das Gefühl, unter der schwarz-weißen Fahne zwei Jahre vielfach gefochten und mich dabei, wie mein Ehrenzeichen auf der Brust bewies, als tüchtiger Soldat gezeigt zu haben, erweckte eine gewisse Theilnahme für diese, bei mir. Immer hätte ich doch nicht bei derselben bleiben können, denn bei den preußischen Verhältnissen und der schwächlichen Friedenspolitik welcher Preußen durch die Baseler Konvention huldigte, hatte ich auch nicht die mindeste Hoffnung jemals Officier werden zu können, und lieber wollte ich sterben, als daß ich, der gewesene Student, für immer ein gemeiner Soldat bleiben sollte.

Die Organisation der französischen Armee gab mir aber viele Hoffnung hier bald den Grad eines Lieutenants zu erwerben. So überwand das Gefühl der Befriedigung, daß es so und nicht anders gekommen

sei, und ich mich jetzt wohl und gerettet in dem Lager der Franzosen befände, bald jede andere Bedenklichkeit und ich nahm mir vor mit beiden Füßen in das neue Leben, welches sich jetzt mir eröffnete, hinein zu springen, alle Rücksichten und Rückerinnerungen fahren zu lassen, mit voller Kraft ein Soldat Frankreichs zu werden und mir sobald als irgend möglich, den Rang des Officiers zu erwerben.

Die Aufnahme, welche ich hier im französischen Lager fand, erleichterte diesen meinen Entschluß ungemein. Ich bin gewiß niemals blind gewesen für die unendlich vielen Schattenseiten, die der Charakter der Franzosen im Allgemeinen besitzt, und habe besonders auch die Zustände welche die französische Revolution hervorriefen, und die sich jetzt in den Heeren der Republik in nur allzuwiderwärtiger Weise zeigten, eher verabscheuet, als im Mindesten gebilligt, allein läugnen will ich nicht, daß eine gewisse Höflichkeit und ein Anflug von Ritterlichkeit sehr liebenswürdige Eigenschaften sind, welche man ungleich häufiger unter den Officieren und Soldaten des französischen Heeres, als in irgend einem anderen findet. Dazu kam, daß die Franzosen jede etwas ostensible That sehr lieben und es ihrer übertriebenen Eitelkeit — dieser Hauptfehler des französischen Nationalcharakters, ungemein schmeichelt, wenn solche zu ihren Gunsten ausgeübt wird. So hatte sich denn im französischen Lager sehr schnell das Gerücht verbreitet, daß ein preußischer Husaren-Korporal vom Regiment des berühmten Ge-

nerals Blücher auf seinem Rosse durch den hochgeschwollenen Rhein geschwommen sei, bloß zu dem Zweck, um in französische Dienste zu treten. Diese Erzählung, welche sehr bald auf die romanhafteste Weise ausgeschmückt wurde, verschaffte mir sogleich die freundlichste Aufnahme und machte mich fast zum Held des Tages.

Ich war kaum in dem Zelt, wohin man mich geschafft hatte, wieder etwas zur Besinnung gekommen, als ein alter Unterofficier mit einem Feldkessel voll heißem Wein kam, und mich nöthigte solchen schnell auszutrinken, damit neue Wärme meinen fast erstarrten Körper durchströme. In der That fühlte ich mich auch bald wie neu belebt, als ich dies große Trinkgefäß, welches fast zwei Flaschen enthalten mochte, leerte. Vorsorglich hatten einige Soldaten inzwischen meine durchnäßten Uniformsstücke an einem großen Feuer getrocknet, so daß ich mich trocken und warm anziehen konnte. An Lobeserhebungen über meine That und lebhaften Versicherungen wie recht es wäre den Knechts- und Kamaschendienst der Preußen zu verlassen und zu den glorreichen und freien Soldaten der Republik zu kommen, ließen es dabei diese Franzosen in ihrer gewohnten lebhaften, vielsprechenden und dabei gestikulirenden Weise nicht fehlen. Auch meinen Schimmel, für den ich jetzt eine große Anhänglichkeit hegte, hatten einige Soldaten nach besten Kräften gepflegt und gefüttert, was mich ungemein erfreute. Als ich nun mein auf der Schule gelerntes und später

als preußischer Husar in den Kampagnen von 1793 und 94 oft im Verkehr mit Gefangenen und Deserteuren geübtes Französisch wieder hervorsuchte, und mich mit den Soldaten der Feldwache in ihrer Muttersprache unterhielt, steigerte sich ihre kameradschaftliche Theilnahme ungemein. Sie nannten mich ihren bon und brave Camerade und ich mußte mit ihnen so oft und viel anstoßen, daß es zuletzt fast wirklich des Guten zu viel wurde. Auch die Officiere des hier kantonnirenden Bataillons, umringten mich mit großer Neugierde, ich mußte ihnen die Ursache meiner Desertion, und wie ich, ein gebildeter Mensch ein preußischer Husar geworden sei, erzählen; sie lobten Alle meinen Entschluß der Desertion, mehr noch die Art, wie ich solche ausgeführt hätte, und meinten, es könne mir nicht fehlen sehr bald in der französischen Armee mein Glück zu machen. Daß freilich ein französischer Subaltern-Officier keine besonders angesehene Persönlichkeit sei und lange nicht den gleichen Rang wie in Preußen einnahm, konnte ich sofort hier erkennen. Die Worte „liberté, égalité, fraternité“ der französischen Republik, waren auch in deren Truppen eingedrungen und dort, wenigstens was Gleichheit und Freiheit anbetraf, zur vollen Wahrheit geworden. Nur im eigentlichen Dienst herrschte eine Art von Subordination und das Ansehen der Officiere kam in Betracht, außer Dienst fiel dies ganz fort, und die Soldaten nahmen nicht viel Rücksicht auf ihre Officiere. An ein Grüßen oder sonst Be-

zeigen der Ehrerbietung, ward nicht gedacht und die Capitains, Lieutenants und gewöhnlichen Soldaten verkehrten auf die ungezwungenste Weise miteinander, aßen und tranken an gleichen Tischen in gleichen Wirthshäusern und schienen sich als gleiche Kameraden zu betrachten. Nur die Kommandanten der Bataillone und Halbbrigaden wurden etwas höher angesehen und geehrt, hielten sich dafür aber auch wieder von den unteren Officieren ziemlich getrennt. Freilich zeichneten sich die meisten damaligen Capitains und Lieutenants, weder durch Geburt, Erziehung, Vermögen, Bildung, ja häufig nicht einmal durch ihre militärischen Kenntnisse, von der Mannschaft nur im Allermindesten aus. Gar Mancher kommandirte jetzt eine Kompagnie, ja selbst ein Bataillon, der noch vor 3 Jahren hinter dem Ladentisch oder an der Hobelbank gestanden hatte. Glück, Protection, Zufall, häufig auch unverschämtes Maulwerk und die Gabe in den politischen Klubs allerlei Unsinn mit großer Dreistigkeit vorzutragen, mitunter auch wohl besondere persönliche Tapferkeit im Gefecht, hatten ihm den Rang eines Lieutenants oder Capitains verschafft, während sein Kamerad, der vielleicht ungleich befähigter dazu gewesen wäre, als gewöhnlicher Soldat mit der Muskete in Reih und Glied stehen mußte. Auch die Uniform der Officiere unterschied sich nur durch einzelne Gradabzeichen von jener der Soldaten, war aber in Schnitt, Farbe und Güte des Tuchs, jener ziemlich gleich. Das Aussehen der französischen Trup-

pen war äußerst abgerissen und unordentlich, nur sehr wenige besaßen noch eine halbwegs anständige Uniform und besonders die Hosen, welche am Meisten im Kriege gelitten hatten, waren größtentheils im Lande requirirt oder geraubt und daher verschieden. Da damals das Landvolk auf dem linken deutschen Rheinufer sehr häufig kurze Kniehosen von gelbem Leder trug, so hatten auch sehr viele Soldaten solche, die sie mit fortgenommen, und obgleich die ursprünglich gelbe Farbe vor Schmutz kaum noch zu erkennen war, bildeten sie doch ein sehr geschätztes, dauerhaftes Kleidungsstück, deren Besitzer von den übrigen Kameraden oft darum beneidet wurden. Ebenso waren alle möglichen Kopfbedeckungen bei den Truppen vorhanden, die dreieckigen Filzhüte des Landvolks in der Mehrzahl, obgleich manche Soldaten es auch vorzogen nur eine dicke gestrickte Zipfelmütze zu tragen. Eine möglichst große Kokarde in den damals erst neu in Frankreich eingeführten sogenannten Trikolor-Farben, fehlte aber an keiner Kopfbedeckung, mochte solche auch noch so verschieden von Gestalt und Stoff sein, wie sich denn auch alle Officiere durch ihre breiten, fast den halben Magen bedeckenden Trikolor-Schärpen auszeichneten. An Reinlichkeit und sorgfältige Schonung des Anzuges, ward nicht im Mindesten gedacht. Alles sah schmutzig und fast zerlumpt aus, Schuh- und Kleiderbürsten waren eine seltene Erscheinung und eine Knopfgabel zum Putzen der Knöpfe, fand man sicher in ganzen Bataillonen nicht.

Ebenso waren auch Puder und gutgepflegte Zöpfe selten, obgleich fast Alle noch ihr Haar hinten lang trugen. Manche ließen es frei im Nacken herunterhängen, was ihnen ein besonders wildes, recht republikanisches Ansehen verlieh, während viele die Haare hinten mit einem gewöhnlichen Bindfaden fest zusammendrehten, so daß sie wenigstens einigermaßen einem Zopfe glichen. Es gab wirklich damals im französischen Heere nicht allein eine Menge Soldaten, sondern selbst sogar Officiere, welche glaubten, daß ein gewisser Cynismus und der möglichst geringe Gebrauch von Wasser, Seife und Kämmen, der beste Beweis einer wahren republikanischen Gesinnung und einer aufrichtigen Liebe zur Freiheit sei. Die Waffen und Munition befanden sich häufig in großer Unordnung und von den Gewehren versagten beim Schießen stets sehr viele, da die Zündlöcher verrostet waren. Ebenso war bei der Kavallerie nicht allein die Pferdewartung äußerst schlecht, und das Sattelzeug sehr vernachlässigt, sondern von den Pferden auch stets in Folge von Satteldruck oder Lahmheit, die Hälfte unbrauchbar. Ein echter preußischer Rittmeister wäre aus der Haut gefahren, wenn er die Zustände gesehen, welche in einer französischen Escadron herrschten. Die Artillerie war größtentheils mit gewaltsam requirirten Bauerpferden bespannt, und auch hier herrschte in Allem und Jedem, die größte Unordnung und Liederlichkeit, obgleich sonst die Artillerie entschieden die Elite der ganzen Armee bildete. Welch gewaltiger Unterschied

bestand hierin zwischen dem französischen Heere, in welches ich jetzt eintreten wollte und dem preußischen, was ich so eben verlassen hatte. Erst da Napoleon Bonaparte als Consul mit gewaltiger Hand die Heere Frankreichs organisirte und die Truppen fest zu disciplíniren verstand, kam Ordnung und Tüchtigkeit in die Reihen der Soldaten, und sie wurden von da an auch in ihrer äußeren Erscheinung und strengen Subordination, nicht allein den besten Armeen Europas ebenbürtig, sondern übertrafen sogar dieselben; bis dahin glichen sie wirklich fast nur bewaffneten Horden. Und doch hatten sie die Heere Preußens und Oesterreichs, welche damals mit Recht für die besten Truppen in ganz Europa galten, von der elenden Reichsarmee ganz zu schweigen, vielfach zu besiegen vermocht. Es ist dies vielen denkenden Militärs stets ein unaufgelöstes Räthsel geblieben und da ich ja ein persönlicher Theilnehmer aller dieser Kämpfe war, und im preußischen wie französischen Heere währenddem focht, so kann ich vielleicht mit einen Beitrag zu dessen Lösung hier liefern. Der erste Uebelstand, an welchem, wie ich schon wiederholt anführte, die Kriegführung der sogenannten „Coalition" krankte, war die stete Uneinigkeit, welche nicht allein zwischen den Kabinetten sondern auch zwischen den Heerführern herrschte, ja sich selbst sogar bis auf die Truppen erstreckte. Von einem gemeinsamen Feldzugsplan und vereinten Handeln war keine Spur vorhanden, im Gegentheil gegenseitige Eifersucht, Mißtrauen und Argwohn

zeigten sich überall und nur einzelne preußische wie österreichische Officiere waren hiervon frei.

So hatten freilich die französischen Generäle diesem Zwiespalt in der vereinten Heeresleitung ihrer Feinde gegenüber, ein ziemlich leichtes Spiel. Konnten sie doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Oesterreicher weder den Preußen, noch umgekehrt diese jenen, eine rechtzeitige Hülfe brächten, wenn sie angegriffen wurden und so hatten sie denn bei ihren Angriffen gewöhnlich die Uebermacht auf ihrer Seite. Auch war das preußische Heer damals entschieden schlecht organisirt und die Spuren der vielen und großen Uebelstände, welche später die furchtbare Katastrophe von 1806 herbeiführten, zeigten sich schon damals ganz unverkennbar. Die meisten Officiere waren zwar Zöglinge von Friedrich dem Großen, aber sehr viele von ihnen machten ihrem berühmten Lehrmeister nur geringe Ehre, und hatten von seinem belebenden Geist nur sehr wenig abbekommen. Es waren in der Regel sehr beschränkte Männer, in steifen Formen erstarrt und dabei oft von einem fast unglaublichen Hochmuth und einer widerwärtigen Arroganz, die wie gewöhnlich der Fall, mit lächerlicher Ignoranz gepaart war. Strenges Pflicht- und Ehrgefühl, verbunden mit hohem persönlichen Muth, besaßen fast alle preußischen Officiere jener Zeit ohne Ausnahme und so konnten sie, an die rechte Stelle gestellt und von der Gewalt eines Feldherrngenies, wie Friedrich der Große, vorwärts getrieben, immer noch recht

ersprießliche Dienste leisten. Aber solch ein Monarch, der dem todten Körper des Heeres Leben und Kraft einzuhauchen verstand, fehlte jetzt gänzlich. König Friedrich Wilhelm II. soll zwar ein sehr gutmüthiger Mann gewesen sein, aber Kraft, Geist und gar Feldherrntalente besaß er nicht im Allermindesten, hatte beim Heere gar keine Autorität, war ein Spielball seiner Günstlinge und vermochte bei den Truppen sich auch nicht die mindeste Begeisterung zu erwecken. Die Soldaten selbst bestanden entweder aus den kantonspflichtigen Bauersöhnen, oder aus Ausländern, die oft durch schnöde List, arglistigen Betrug, ja selbst sogar brutale Gewalt, angeworben waren. Sie wurden schlecht besoldet und genährt, ja auch dürftig bekleidet, von allen Vorgesetzten hart behandelt, grausam bestraft, hegten weder Begeisterung noch Ehrgefühl und fochten nur, weil sie dazu gezwungen wurden und es ihnen strenge eingebläuet war, ihren Officieren überallhin zu folgen. Wenn sich die preußischen Truppen stets sehr muthig schlugen und sich im Einzelgefecht den Franzosen meist überlegen zeigten, so geschah dies, weil sie fast alle den nöthigen thierischen Muth, der jedem gesunden Menschen fast angeboren ist, große Körperkraft und eine gewisse persönliche Verachtung gegen die Franzosen, die sie Windbeutel und Froschfresser nannten, besaßen; dann auch, weil sie weit strenger disciplinirt und auch im Gebrauch ihrer Waffen weit geübter, als ihre Gegner waren. Dies zeigte sich besonders bei den preußischen Kaval-

leristen, welche ungleich besser ritten und fochten, wie die französischen und daher jene fast ausnahmslos besiegten. Die österreichischen Truppen jener Zeit, sind mir zwar nicht so genau bekannt wie die preußischen, allein da ich doch viel mit ihnen zusammen gewesen bin, so kann ich wenigstens einigermaßen ein Urtheil über sie fällen. Dies besteht darin, daß sie noch ungleich schwerfälliger organisirt, langsamer in allen ihren Bewegungen und noch mehr von jedem kriegerischen Ehrgeiz entfernt waren, wie die preußischen und diesen in ihrer militärischen Tüchtigkeit unbedingt weit nachstanden.

Und nun ist nicht zu läugnen, daß die Truppen des republikanischen Frankreichs, trotz aller der vielen und großen Uebelstände, welche ich vorher anführte, doch auch wieder manche bedeutende Vorzüge besaßen, die ihren Gegnern gänzlich fehlten. So war bei vielen — wenn auch freilich nicht allen — Soldaten eine gewisse wilde Begeisterung, ja selbst eine Art von Fanatismus für die Fahne der Republik, für welche sie fochten, vorhanden, wodurch manche der vorhin angeführten Uebelstände wieder ausgeglichen wurden. Dazu kam die große nationale Eitelkeit, welche alle Franzosen ohne Ausnahme in so selten hohem Grade besitzen, die sie dazu trieb sich muthig zu schlagen und die Ehre Frankreichs zu vertheidigen. Die mehr als unbesonnene verächtliche Proklamation, welche der Herzog von Braunschweig bei seinem ersten Einrücken in Frankreich erließ, hatte den Nationalstolz

der Franzosen auf das Tödtlichste beleidigt und viele Tausende zu unseren erbitterten Feinden gemacht, welche ohnedem niemals daran gedacht haben würden die Waffen gegen uns zu ergreifen. Auch die blutdürstige Schreckensherrschaft, welche in Paris ihr Unwesen trieb, trug Manches dazu bei die Kriegstüchtigkeit der Truppen zu erhöhen. Viele junge, ja selbst ältere Leute der höheren Stände, traten freiwillig in das Heer ein, weil sie sich dort sicherer als daheim fühlten und lieber durch die feindlichen Kugeln als durch die Guillotine, welche ihrer zu Hause sicher wartete, fallen wollten. Aus diesem Grunde Soldat geworden, suchten diese Männer sich nun auch persönlich hervorzuthun, um bald Officier zu werden, was ihnen leicht gelang. Ueberhaupt herrschte ein großer Ehrgeiz unter den Soldaten, sich möglichst schnell einen höheren Grad zu erwerben, was ja Allen, mochte auch ihre Herkunft und frühere Beschäftigung eine noch so niedere gewesen sein, ermöglicht wurde. Grade hierin bestand ein großer Unterschied zwischen der französischen und preußischen Armee; in Letzterer konnte auch der muthigste Soldat und mochte er sich persönlich auch noch so sehr auszeichnen, nur in den allerseltensten Ausnahmsfällen mehr als Unterofficier werden. Dazu kommt, daß der Franzose unteren Standes, wenn er auch recht unwissend ist, doch viel natürliche Anlage zum Soldatenstand besitzt und schneller auszubilden ist, wie dies bei den Deutschen der Fall. Auch war das französische Dienst- und

Exercierreglement von der Unmasse jener schwerfälligen und unnützen, ja mitunter sogar offenbar schädlichen Vorschriften und Bestimmungen aller Art, welche das preußische so sehr überlasteten und wodurch die armen Soldaten so nutzlos gequält wurden, gänzlich befreit, was ebenfalls ein großer Vortheil für Ersteres war. — Dies sind im Wesentlichen die großen und tiefeingreifenden Unterschiede, welche damals zwischen der preußischen und französischen Armee bestanden, und deren gewichtige Bedeutung ich bald in ihrem ganzen Umfange erkennen lernte, als ich nur erst einige Wochen in Letzterer gedient hatte. Trotz aller dieser vielen und schweren Uebelstände, gefiel es mir doch gleich unter den französischen Truppen recht gut und ich fühlte mich schnell in deren Mitte heimisch, wozu auch die freundliche Behandlung, die mir von allen Seiten zu Theil wurde, viel beitrug. So lange ich im preußischen Heere diente, war auf meine Bildung, welche ich mir als Student erworben, auch nirgends nur die mindeste Rücksicht genommen worden, ja sogar manche rohe Unterofficiere und selbst Officiere, verhöhnten mich absichtlich deshalb und suchten jede Gelegenheit mich zu demüthigen und als gelehrten Studenten zu verspotten; hier im französischen Heere jedoch erkannte ich bald, wie Bildung und Kenntnisse mir eine gewisse Achtung sicherten. Das war ein unbeschreiblich frohes Gefühl für mich und zum Erstenmal seit Jahren, empfand ich wieder einen gewissen Stolz und freute mich, mir geistige Bildung angeeignet

und Kenntnisse erworben zu haben, wenn ich freilich auch den größten Theil meiner Universitätsjahre leider auf die schändlichste Weise vergeudete. Bei meinem Uebertritt in französische Dienste, hatte ich mir das feste Versprechen gegeben, gegen preußische Truppen niemals zu kämpfen und der schwarz-weißen Fahne, unter welcher ich zwei Jahre mit Ehren gedient, als Feind persönlich nicht gegenüberzustehen. Da Preußen sich aber jetzt vom Kriege zurückgezogen hatte und mit Frankreich in Frieden lebte, so brauchte ich für's Erste nicht zu befürchten gegen meine früheren Kameraden mit dem Säbel in der Faust, zu kämpfen. Gegen andere Feinde zu kämpfen, ob Engländer oder Oesterreicher oder Sardinier, kümmerte mich wenig, da sie mir alle gleichgültig waren und ich auch nicht die mindeste Sympathie für sie hegte.

Die ersten Tage nach meiner Durchschwimmung des Rheins, brachte ich in dem Dorfe zu, wo der Stab des Bataillons, welches hier die Gegend besetzt hielt, im Quartier lag. Der Kommandant, welcher früher als Lieutenant in der alten königlichen Armee gedient hatte, stellte mir frei, ob ich in sein Bataillon eintreten wollte; widerrieth es mir aber selbst, da ich bei meiner Waffe, der Kavallerie, ungleich bessere Gelegenheit zur schnellen Beförderung finden würde und versprach mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, der ein reitendes Chasseur-Regiment befehligte. Ich nahm dies mit Dank an, obgleich mir im Allgemeinen die französische Kavallerie

nicht gefiel, aber ich wollte doch womöglich meiner Waffe treu bleiben. Wenn mir die Soldaten und Officiere dieses Bataillons auch alle mögliche Rücksichten bewiesen, so konnte es mir doch nicht gestattet werden, in meiner preußischen Husaren-Uniform allein nach Worms zu reiten, wo der General der Division, welcher vorläufig über mein ferneres Schicksal bestimmen sollte, sein Quartier hatte. So mußte ich mich noch einige Tage gedulden bis ein Kommando, unter dessen Befehl ich gestellt wurde, dahin abging. Von meinem Schimmel, der mich so treu durch die Fluthen des Rheins getragen hatte, wollte ich mich nicht gerne trennen und da nach französischem Kriegsgesetz das Pferd mein Eigenthum war, so schlug ich alle Verkaufsanerbietungen, die mir gemacht wurden, entschieden ab. Ich wollte jedoch nicht, daß es bei meinem früheren Regiment hieße, ich habe das Pferd gestohlen, und so sandte ich 20 Ducaten — so viel betrug die Summe, welche damals die preußischen Husaren-Regimenter für ein Remontepferd bezahlten — von Worms aus an meinen früheren Oberst. Ich konnte dies recht gut, denn ich besäß an 200 Ducaten, die ich mir allmählig durch Beutegeld erspart hatte, und in einem Ledergurt auf dem bloßen Leibe trug. Auch schrieb ich von Worms aus, an den General von Blücher, machte ihm ein offenes Geständniß meiner Desertion, und schilderte wahrheitsgetreu die Gründe, welche mich dazu bewogen hatten. Ich hegte sehr große persönliche Verehrung für diesen später so

berühmt gewordenen und mit vollem Recht in ganz Europa so hoch gefeierten Kriegshelden, und wünschte nicht, daß er mich als einen gemeinen Deserteur verachtete.

In Worms lag der Stab einer französischen Division und zahlreiche Officiere, Angestellte und Soldaten aller Waffengattungen, füllten die Straßen. Hier konnte ich das ganze Leben und Treiben im damaligen französischen Heere recht kennen lernen und obgleich ich die unendlich vielen Schattenseiten und Nachtheile desselben sehr bald herausfand, so gefiel es mir im Ganzen doch recht gut. Ich wurde hier als gebildeter Mensch angesehen und war nicht mehr der verachtete Untergebene.

Zu den mannigfachen Unordnungen im Heere der Republik Frankreich trug sehr viel bei, daß die Truppen schon seit Monaten keinen regelmäßigen Sold mehr empfangen hatten, denn die Assignaten, welche man von Paris sandte, waren fast vollständig werthlos und wurden von Spekulanten kaum zum vierten Theil ihres angegebenen Werthes angekauft. So lebte denn jetzt die ganze Armee auf deutschem Boden nur vom Requiriren und hauste furchtbar in den armen Landstrichen, die das Unglück hatten von ihr besetzt zu sein. Nicht allein Lebensmittel und Getränke aller Art, sondern auch die vielen Bedürfnisse an Kleidungsstücken und sonstigem Material, welche ein Heer im Felde bedarf, mußten auf dem Wege der Requisition herbeigeschafft werden. Dabei wurde

nicht schlecht gelebt und das Schmausen und mehr noch Trinken hörte den ganzen Tag fast nicht auf. Sonst vertrieben sich die Officiere und Soldaten ihre viele müßige Zeit mit Galanterien gegen das schöne Geschlecht und es herrschte in dieser Hinsicht eine Zügellosigkeit der Sitten und eine Frivolität, von welcher ich bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Fast jeder Officier wie Soldat hatte seine Geliebte, und viele Hunderte von liederlichen Weibspersonen jeden Standes, von der früheren Gräfin und Marquise bis zu der gewesenen Stalldirne herab, trieben sich bei den Soldaten umher. Eine Armeepolizei existirte kaum dem Namen nach und wenn die Soldaten nur einigermaßen ihren Dienst verrichteten, konnten sie im Uebrigen treiben was sie wollten. Auch die einheimischen Frauen und Mädchen fast aller Stände, dienten den galanten Neigungen der Franzosen und leider zeigten nur wenige Widerstand, wie man solchen eigentlich von jeder ehrbaren deutschen Frau und Jungfrau hätte erwarten sollen. Es war wirklich als ob die Alles zersetzenden und jede Zucht, Ordnung und Religiosität vernichtenden Ideen der französischen Revolution, auch bei dem weiblichen Geschlecht auf dem ganzen linken deutschen Rheinufer Eingang gefunden hätten, solch schamloses Betragen zeigte sich häufig. Die armen betrogenen Ehemänner oder Väter ertränkten ihren Kummer im Wein, der überall in Strömen floß, ihre Klagen wurden verhöhnt und gar etwaige Beschwerden verspottet. Wer ein leichtsinniger,

frivoler Mensch war und gar nichts, nicht einmal die Ehre mehr zu verlieren hatte, freute sich über diesen Einmarsch der Franzosen und huldigte den Principien der Revolution, während die Männer von Zucht und Vaterlandsgefühl voll tiefer Trauer waren, die Reichen ihre Besitzthümer verloren, jeder solide Wohlstand zu Grunde ging und nur Schenkwirthe, Wucherer und Armeelieferanten Geld erwarben. Viele hundert leichtsinnige junge Leute aus allen Ständen, strömten jetzt in die Reihen der französischen Truppen, um sich daselbst als Soldaten anwerben zu lassen und die stark gelichteten Reihen wieder mit ausfüllen zu helfen. Es waren grade nicht die besten Elemente, welche das französische Heer aus Deutschland erhielt und ich bin sehr vielen meiner deutschen Landsleute, welche französische Uniform trugen, mehr aus dem Wege gegangen, als daß ich sie besonders aufgesucht hätte.

Die sogenannte Sambre- und Maas-Armee unter dem Befehl des Generals Jourdan war es, welche hier auf dem linken deutschen Rheinufer von Mainz abwärts stand. Sie sollte eine Activstärke von 170,000 Mann zählen, doch waren hiervon höchstens 80,000 Mann für die Operationen im Felde verwendbar; die Uebrigen lagen in Garnison in den Städten oder die Mehrzahl als Kranke in den Hospitälern. Da der Sanitätsdienst sehr schlecht bestellt war, und die furchtbar herrschende Unordnung jeder Art, die Krankheiten natürlich sehr vermehrte, so waren alle Hospitäler überfüllt. Der Verlust an

Todten, durch Krankheiten war ein ungeheurer, allein was schadete dies, Menschenleben waren zu jener Zeit sehr wohlfeil und die unerbittliche Conscription, welche alle jungen Männer in dem ganzen großen weiten Frankreich unter die Waffen trieb, füllte die Reihen stets von Neuem. Es war wirklich, als ob ein wilder Taumel sich zu jener Zeit aller Völker und gar vor Allem der Franzosen bemächtigt hätte, alle ihre Kräfte in Kämpfen und Kriegen zu vergeuden und sich gegenseitig zu morden und zu vernichten.

Der Divisions-General zu welchem ich in Worms geführt wurde, war Bernadotte, der spätere König von Schweden, damals noch ein sehr junger Mann, der sich in 4 Jahren vom Sergeanten zum General einer Division emporgeschwungen hatte. In seinen Manieren und seiner ganzen Haltung war der Südfranzose und zugleich der Parvenu unverkennbar. Er schien von der größten persönlichen Eitelkeit durchdrungen zu sein, renommirte in der halben Stunde, die er mit mir sprach, mit seinen Heldenthaten, und erzählte mir von Siegen über die Preußen, welche er erfochten, die nur in seiner Phantasie, aber nicht in der Wirklichkeit begründet waren. Eine lächerliche Unwissenheit und viel Selbstvertrauen zeigten sich bei ihm, dabei aber großes natürliches Talent im rechten Augenblick auch die richtigen Entschlüsse zu fassen und dann mit gehöriger Energie durchzuführen. Er war persönlich sehr liebenswürdig, und sollte auch gegen seine Soldaten äußerst gerecht und gutmüthig sein

und die Bewohner der von seinen Truppen besetzten Landstriche so human, als dies die Umstände nur irgendwie gestatteten, behandeln; daher er auch unter den französischen höheren Generälen, einen vorzugsweise guten Ruf sich erworben hatte. Gegen mich war er ganz besonders herablassend; ich mußte ihm meine Flucht und Durchschwimmen des Rheins genau berichten, und sagte er dann: „sacre dieu Sergeant, das war eine That eines französischen Soldaten würdig, es ist vernünftig, daß Sie zu uns gekommen sind, seien Sie herzlich willkommen; Sie werden sich hoffentlich bald ein gutes Avancement erkämpfen, denn Soldaten, welche das Herz auf dem rechten Fleck haben, finden bei uns schon ihren Platz.“ — Dabei reichte er mir freundlich die Hand. So herablassend und liebenswürdig, würde freilich kein preußischer Officier, geschweige denn gar ein Divisions-General, sich auch nur annähernd gegen einen Unterofficier benommen haben.

Unter den vielen Officieren aller Grade, welche sich in der Umgebung des Generals Bernadotte befanden, war ein Oberst, der mir durch seine echt militärische Haltung auffiel. Man erkannte den alten gedienten Soldaten auf den ersten Blick in ihm, und sein ganzes Wesen hatte etwas sehr Vornehmes, sich äußerst vortheilhaft unterscheidend von dem häufig rohen und gemeinen, mitunter aber auch lächerlich gespreizten und affectirten Benehmen der meisten übrigen Officiere. Er war entschieden von vornehmer

Geburt und hörte ich bald, daß er ein Marquis aus sehr angesehener Familie sei, der schon lange als Officier in der ehemaligen königlichen Armee gedient und auch in Nordamerika unter dem General Lafayette mehrere Jahre gefochten hatte. Dieser Oberst kam, als ich von dem General Bernadotte entlassen war, zu mir und sagte: „Sergeant, ich verachte die Deserteurs und mag nichts mit ihnen zu thun haben, denn wer seine Fahne verläßt, ist fast immer ein Hundsfott. Bei Ihnen ist dies aber etwas Anderes und ich hätte in gleichem Falle ebenso gehandelt. Sie scheinen ein tüchtiger Mann zu sein und gefallen mir. Ich bin soeben zum Kommandant des 7. Husaren-Regiments ernannt, welches zur italienischen Armee unter dem General Kellermann gehört; wenn es Ihnen recht ist, will ich Sie zu meinem Regiment mitnehmen. Zuerst müssen Sie freilich wieder als Gemeiner eintreten, denn dies ist die Vorschrift, allein in einigen Wochen hoffe ich Sie avanciren zu lassen, und wird es dann wohl nicht zu lange dauern, daß Sie sich auch den Officiersgrad erwerben; überlegen Sie sich meinen Antrag.“ Was blieb mir da viel zu überlegen übrig? Einen mir mehr zusagenden Oberst konnte ich unmöglich finden, zur sogenannten „Italienischen Armee“ wollte ich ohnehin gerne und so nahm ich denn mit Freuden dies Anerbieten an. Ich verkaufte meine rothe Uniform, schaffte mir dafür die blaue der französischen Husaren an, so weit dies schon in Worms geschehen konnte, und war am zweiten

Tage fertig, meinen neuen Oberst nach Toulon, wo sein Regiment sich jetzt befand, zu begleiten. Da wir den ganzen Weg zu Pferde zurücklegten, so stand uns freilich ein weiter Ritt bevor. Der Oberst nahm 1 Adjutanten, 4 Brigadiers und 12 Reiter, welche einen Transport von 50 in Deutschland gekauften Pferden mit sich führten, zu seinem neuen Regimente mit; es waren größtentheils frühere österreichische Kavallerie-Pferde, von Gefangenen oder Deserteuren herrührend, und von einem jüdischen Pferdehändler zusammengekauft. Allerdings befanden sich viele schlechte, schon arg mitgenommene, aber auch einige noch recht gute darunter. Die Leute bestanden durchweg aus gebornen Polen, welche früher in preußischen oder österreichischen Diensten gestanden hatten, jetzt desertirt waren und in die polnische Legion der französischen Armee in Italien eintreten wollten. Wie fast alle polnischen Soldaten, welche ich in meinem Leben kennen lernte, waren auch diese körperlich sehr abgehärtete, geistig ganz ungebildete, schmutzige aber gehorsame und sehr muthige Menschen, aus denen bei gehöriger Führung und strengen Officieren, ganz vortreffliche Truppen gebildet werden können. Ich kam auf dem Marsche wenig mit ihnen in Berührung, sondern hielt mich immer zu den Brigadiers, mit denen ich auch zusammen einquartiert wurde. Der Ritt von Worms bis in das südliche Frankreich bei der strengen Kälte war sehr beschwerlich; da dem Oberst große Eile anbefohlen, so ritten wir schon am Morgen in

der Dämmerung fort, machten nur des Mittags eine stündige Rast und kamen gewöhnlich erst am Abend in den uns bestimmten Quartieren an, und so ging es ohne einen einzigen Rasttag ununterbrochen fort. Da wir Pferde genug bei uns führten, wechselten wir täglich 2—3 mal und so konnten diese ziemlich die Strapazen ertragen, welche freilich uns Reiter desto mehr angriffen. So lange wir auf deutschem Boden uns befanden, waren die Quartiere gut und die Wirthe wurden gezwungen uns das Beste zu liefern, was sie in Küche und Keller besaßen; allein als wir die Grenze Frankreichs überschritten hatten, trat hierin ein sehr merklicher Unterschied ein. Die Bewohner wollten nichts hergeben, ja nicht einmal die Assignaten mit denen wir sie jetzt bezahlen mußten, annehmen und so gab es täglich Streit und heftigen Zank, der mitunter fast in Thätlichkeiten überzugehen drohte, bevor wir am Mittag und Abend das Nöthige erhielten. So lebten wir oft recht schlecht und nur der Wein, den wir in großer Menge erhielten, war wohlfeil und gut. Uebrigens nicht allein aus bösem Willen wurden wir in den Quartieren so schlecht verpflegt, sondern häufig auch trug die große Dürftigkeit der Bevölkerung viel mit dazu bei. Welcher Fluch eine Revolution ist und wie solche weit mehr wie ein auswärtiger Feind ein Land an den Rand des tiefsten Verderbens bringen kann, lernte ich jetzt in Frankreich so recht aus eigener Anschauung erkennen. Nichts wie Noth und Elend, Verfall und Zerstörung sah man; von Wohlstand, Frieden,

Glück und Ruhe war keine Spur zu entdecken. Die früher Reichen und Wohlhabenden waren entweder ausgewandert, unter dem Beil der Guillotine gestorben, oder irrten in Noth und Armuth umher, während alle möglichen Betrüger und Taugenichtse die Trümmer ihres Eigenthums oft unter den betrügerischsten Vorwänden an sich gerissen. Je niederträchtiger Jemand in seinen Gesinnungen, je schamloser in seinem Auftreten und großprahlerischer in seinen Reden war, desto besser befand er sich jetzt und desto leichter konnte er sein sogenanntes Glück machen. Der rohe Pöbel und die aus ihm hervorgegangenen Subjecte herrschten in Frankreich mit schamloser Willkühr, alle anständigen Leute schlichen macht-, ja rechtlos umher, oder hatten, wie sehr häufig der Fall, die Uniform angezogen und dienten im Heere. Handel und Wandel stockten fast gänzlich, jede industrielle Thätigkeit, wenn solche nicht für kriegerische Zwecke bestimmt war, hatte aufgehört, ja selbst der Feldbau kam in Verfall, da es an kräftigen Armen zu dessen Betreibung fehlte. Junge gesunde Männer sah man selten, denn sie dienten freiwillig oder gezwungen in allen den zahlreichen Heeren, welche Frankreich an seinen sämmtlichen Grenzen hielt, und nur Weiber, Kinder, ältere Leute und häufig auch Krüppel, bewohnten die Städte und Dörfer. Der größte Theil der Bevölkerung war der Republik mit ihrem ganzen Gefolge von Anarchie, Brand, Mord und der schrecklichen Tyrannei, welche unter dem Namen der Freiheit herrschte, schon herzlich

überdrüssig und sehnte sich dringend nach einem anderen Zustand das konnte Jeder, der nur offenes Auge und Ohr zum Sehen und Hören hatte, deutlich erkennen. Die Meisten wagten nur nicht ihre Meinung frei und öffentlich auszusprechen, aus Furcht, irgend ein Ankläger könne behaupten, er sei ein Aristokrat und Reactionär und leicht konnte der Tod unter der Guillotine den so Angeklagten treffen. Wie oft kam es vor, daß solche Anklagen aus persönlicher Feindschaft und Rachsucht geschahen, ja selbst böse Schuldner hatten sich ihrer Gläubiger entledigt, indem sie sie als Reactionäre bezeichneten, worauf häufig die Guillotine oder doch wenigstens das Gefängniß, den so Angeklagten zu Theil ward. Sehr oft übrigens hörten wir Soldaten, in deren Gegenwart die Leute freier sprachen, da sie in uns keine Ankläger zu befürchten hatten, die Aeußerungen: „Unter den früheren Königen wurde Frankreich schlecht regiert, die Steuern und Abgaben waren sehr hart, die Vorrechte des Adels drückend und an Ungerechtigkeiten fehlte es auch nicht; aber im Vergleich zu den jetzigen scheußlichen Zuständen waren jene Zeiten doch noch golden zu nennen, ein Glück wäre es, wenn die Republik wieder aufhörte und ein kräftiger Monarch das Land regierte." Solche Worte hörte besonders mein Oberst gerne, der wie fast alle Officiere des ehemaligen königlichen Heeres die Republik auf das Bitterste haßte, und sich oft ziemlich frei darüber aussprach, was überhaupt im Heere sehr häufig geschah. Die heimlichen Spione

und die Werkzeuge des Convents in Paris, durften sich unter den Truppen nicht sehen lassen, denn die Soldaten schlugen Alle von denen sie glaubten, daß sie solche Rolle spielten, ohne Weiteres todt und die Officiere duldeten dies Unwesen stillschweigend, ja begünstigten es sogar wohl häufig im Geheimen.

In angestrengten Eilmärschen erreichten wir Lyon. Diese einst so blühende Fabrikstadt hatte unter der Herrschaft der Republik am Meisten gelitten. Ihr Wohlstand war vernichtet, ihre Seidenindustrie hatte gänzlich aufgehört, das Gras wuchs fast auf den Straßen und Schaaren von Bettlern, denen Noth und Elend auf den bleichen abgehärmten Gesichtern nur zu deutlich geschrieben stand, umringten uns Soldaten, ein Stücklein Brod wie wir solches aus den Magazinen erhielten von uns erbettelnd. Es ward uns gesagt und ich will es gerne glauben, daß in Lyon damals täglich Dutzende von Personen im eigentlichen Sinn des Wortes, vor Hunger gestorben sind.

Hier in Lyon erhielt unser Oberst den Befehl sofort mit Extrapost nach Toulon zu reisen. Es wurde von dort aus eine Schiffsexpedition ausgerüstet, um die Insel Corsika den Engländern, welche sie besetzt hielten, wieder zu entreißen. An 10,000 Mann Landtruppen sollten zu dieser Expedition verwandt werden, worunter 400 unberittene Kavalleristen, die in Corsika erst beritten gemacht werden sollten. Ueber diese Kavalleristen, die aus lauter Freiwilligen der

im Süden Frankreichs befindlichen Kavallerie-Regimenter zusammengesetzt wurden, übernahm der Oberst den Befehl und bot mir an, ihn auf dieser Expedition zu begleiten. Da dies ein großer Beweis seines Zutrauens war, ich mich auch ungern von einem braven Befehlshaber trennte, so nahm ich dies Anerbieten mit vielem Dank an. Meinen Schimmel zu verlassen that mir allerdings leid, doch versprach mir der Oberst, daß solcher bei seinen Pferden bleiben sollte, und da diese unter Aufsicht eines tüchtigen alten Brigadiers gestellt wurden und zum 7. Husaren-Regiment abgingen, so hoffte ich mein Pferd wieder zu erhalten. Schon am nächsten Tage fuhren wir von Lyon ab. Im Wagen saßen der Oberst und sein Adjutant, auf dem Bocke ich und der Bediente des Oberst, ein alter treuer Mensch, der seinen Herrn schon in den Feldzügen in Nord-Amerika begleitet hatte, während der Postillon mit seinen hölzernen plumpen Kourierstiefeln vom Sattel fuhr. Tag und Nacht ging es ununterbrochen vorwärts. Wir sahen zwar überall viel Noth und Elend aller Art und konnten die grausigen Spuren des Bürgerkrieges, der besonders im südlichen Frankreich nur mit zu blutigem Gräuel gehaust hatte, überall bemerken, erfuhren aber selbst keine Abenteuer und kamen am letzten Februar glücklich in Toulon an. Hier sah ich zuerst das Meer und das Gewaltige und Großartige dieses Anblicks, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Sonst freilich blieb mir nicht viel Zeit, mich allen den neuen Schau-

spielen, welche sich hier mir darboten, hinzugeben, da die Expedition schon am 3. März die Anker lichtete. Der Admiral Martin kommandirte die französische Flotte, während die Generäle Laubadere und Garnier die Landtruppen befehligten. Die Kriegsflotte, welche 4000 Mann Landtruppen am Bord hatte, während die Uebrigen auf Transportschiffen nachfolgten, zählte 15 Linienschiffe, 6 Fregatten und 3 Corvetten und war die zahlreichste Eskadre, welche Frankreich seit langen Jahren in See gehabt hatte. Sie gewährte in der That äußerlich einen sehr stattlichen Anblick und der menschliche Fleiß, verbunden mit der Intelligenz, welche dazu gehören ein Gebäude, wie das eines wohlgerüsteten Linienschiffs herzustellen, erfüllten mich wahrhaft mit Enthusiasmus. Freilich als ich mich erst am Bord eines solchen Schiffes befand, ward meine anfängliche Bewunderung in gar Vielem und Manchem ganz bedeutend abgekühlt. So gute Landsoldaten und besonders Infanteristen und Artilleristen, die Franzosen auch im Allgemeinen sind, so haben sie doch selten großes Talent für den Seemannsberuf. Sie sind zu unruhig und lebhaft dazu und diese Eigenschaften treten besonders bei den am Gestade des Mittelmeers wohnenden Südfranzosen, aus denen hauptsächlich die Bemannung dieser Flotte bestand, noch mehr hervor. Dazu kam, daß die Revolution mit allen ihren Folgen, ganz besonders verderblich auf die Kriegsflotte gewirkt hatte; ein sehr großer Theil der Marine-Officiere und zwar die

besten und erfahrensten darunter, waren streng royalistisch gesinnt und hatten daher seit dem Sturz des Königthums den Dienst auf der Flotte verlassen. Manche dieser Männer waren unter dem Beil der Guillotine gefallen, Andere emigrirt, mehrere fochten in der Vendée als Officiere, oder lebten zerstreut im Lande. Ihre Stellen waren nun durch frühere Schiffs-unterofficiere oder auch durch Capitaine und Steuer-leute der Handelsmarine ersetzt worden. Letztere drängten sich sehr zahlreich zum Flottendienst, da der Seehandel Frankreichs fast gänzlich ruhte und kein Schiff unter französischer Flagge, aus Furcht vor den englischen Kriegsschiffen und Kapern, den Hafen zu verlassen wagte. Diese Männer mochten nun wohl recht praktisch erfahrene Seeleute und von unbestrittenem Muthe sein, waren aber häufig roh, ungebildet, hatten kein Ansehen bei der Mannschaft und besaßen wenig von den Eigenschaften, welche jedem Officier unent-behrlich sind. Dazu kam, daß der revolutionäre Geist, der damals gleich einem allgemeinen Taumel, so viele Franzosen erfüllte, auch die Disciplin der Matrosen sehr zerstört hatte, und eine undisciplinirte Flottenmannschaft womöglich noch geringeren Werth für den Krieg hat, als undisciplinirte Landtruppen. Ich war damals zwar noch ein Laie im Seewesen und bin dies gewissermaßen auch stets geblieben, daß aber auf den französischen Kriegsschiffen nichts wie Unordnungen und Verwirrungen aller Art herrschten, erkannte ich schon, als ich mich nur wenige Stunden

am Bord befand. Die Mannschaft war fast stets betrunken, roh und undisciplinirt, die Officiere fluchten, tobten und schrien wirklich als halb Besessene, und selbst die wichtigsten Anordnungen, bei dem Stellen der Segel und im Gefecht, mußten oft erst ein halbes Dutzendmal wiederholt werden, bevor sie, und dann häufig auch noch auf recht unordentliche und liederliche Weise, befolgt wurden. Bei solchen Verhältnissen konnte es dann freilich nicht anders sein, als daß die französischen Kriegsschiffe fast stets, wenn sie sich in ein Gefecht einzulassen wagten, von den englischen vollständig besiegt wurden und in den Kriegsjahren von 1792—1815 nur äußerst selten Lorbeeren aufzuweisen hatten.

Ich ward mit meinem Oberst am Bord eines großen Linienschiffes, welches den Namen „Ça-ira“ führte, eingeschifft. Der schlechte Zustand der Flotte und die scheußliche Undisciplin ihrer Bemannung, ward von meinem Oberst, der auf seinen Reisen nach und von Amerika, sehr viele Schiffe gesehen hatte, sogleich bemerkt, und entlockte ihm die bittersten Bemerkungen. Da er ein echter Royalist vom Scheitel bis zur Sohle war, und die Republik, obgleich er ihr jetzt gezwungen dienen mußte, bitter haßte, so äußerte er seinen Unmuth über die republikanische „Sauwirthschaft“, wie er dies nannte, in gewohnter rücksichtsloser Weise. Er gerieth deshalb mit dem Capitain des Schiffes, einem rohen groben Tölpel, welcher früher ein Kaperschiff befehligt hatte, in einen

heftigen Streit, der damit endigte, daß Beide sich alsbald auf Pistolen forderten. Das Duell sollte stattfinden, so wie nur der Fuß auf das Festland gesetzt wurde, ward aber durch die Tödtung des Schiffscapitains und die Verwundung des Obersten durch englische Kugeln, verhindert.

Wir hatten Anfangs heftige und ungünstige Winde und ich litt stark an der Seekrankheit. Dabei war ich mit 200 Mann eng in einem dunkelen, schmutzigen Schiffsraum einquartiert, hatte schlechte Pflege, fast gar keine ärztliche Behandlung und lag auf dem bloßen Bretterboden, nur mit einer dünnen Wollendecke zugedeckt; kurz es war ein abscheulicher Zustand, wie ich solchen niemals viel schlechter in meinem vielbewegten Leben gehabt zu haben mich entsinne. Aber wie Alles auf der Welt, so verging auch diese Krankheit und wenn man jung und kräftig ist, kann man schon einen gehörigen Puff ohne großen Nachtheil aushalten. Nach 6 — 7 Tagen war ich vollständig gesund und habe seitdem niemals wieder an der Seekrankheit gelitten. Es war aber auch an der Zeit, daß ich wieder vollständig kräftig wurde, denn wir gingen einem blutigen Kampf entgegen.

Am 13. März in aller Frühe, sahen wir eine starke englische Flotte unter dem Admiral Hotham mit vollen Segeln auf uns zusteuern. Sogleich wurde zum „Gefecht klar gemacht", wie es die Seeleute nennen und die Allarmtrommeln und Signalpfeifen tönten durch das ganze große Schiff. Alle

Manöver geschahen aber mit solcher Unordnung und Undisciplin, daß sich schlimme Befürchtungen hegen ließen; von uns Landsoldaten wurden 50 Freiwillige aufgefordert, uns mit Musketen bewaffnet in die Mastkörbe zu postiren, um von dort aus auf die englischen Officiere zu schießen. Natürlich meldete ich mich unter die Zahl dieser Freiwilligen, denn in einem Kampfe unthätig sein zu müssen, wäre mir eine große Qual gewesen. Ich erhielt einen Karabiner nebst 25 Patronen und kletterte mit meinen Kameraden zu dem großen Mastkorb im Hauptmaste hinauf, wo wir uns so gut wie möglich postirten. Es war ein ungemein großartiges Schauspiel, als die englische Flotte, 13 Linienschiffe, 5 Fregatten und noch einige kleine Fahrzeuge stark, mit vollen Segeln uns entgegen kam, was wir von der Höhe unseres Mastkorbes so recht übersehen konnten. Läugnen will ich nicht, daß mir etwas bänglich dabei zu Muthe ward, und ich in meinem Innern wohl wünschte, diesen zu erwartenden Seekampf von sicherer Stelle als ruhiger Zuschauer mit ansehen zu dürfen, statt jetzt selbst ein thätiger Theilnehmer daran zu sein. Dazu war unser „Ça-ira" das vorderste französische Schiff und der erste Anprall der englischen Kriegsschiffe mußte es voraussichtlich treffen. Auch manövrirte unser Capitain so ungeschickt, daß bevor der Angriff der Feinde nur noch erfolgt war, der Hintermast brach und über Bord stürzte, wobei mehrere Matrosen und im Mastkorb postirte Landsoldaten, in das Wasser fielen und

elendiglich ertrinken mußten. Das war freilich für uns kein guter Anfang des Kampfes.

Bald fuhren 2 große Linienschiffe gegen uns an, feuerten die Breitseiten mit ihren mächtigen Geschützen ab, und der Kampf hatte begonnen. Es krachte gewaltig, wie ich dies noch niemals in einer Landschlacht vernommen hatte und die Kugeln schlugen von allen Seiten um uns herum, Tauwerk und Segel in Fetzen reißend, ohne uns jedoch erheblichen Schaden zuzufügen. Bald nun gab auch unser „Ça-ira“ seine Ladung von 30 schweren Geschützen ab, und der uns umgebende Pulverdampf, hüllte Alles wie mit einem dichten Schleier ein. Nur die feurigen Blitze aus den Kanonenmündungen zuckten durch den Rauch, sonst war Alles grau. So gut wie möglich schossen wir mit unseren Flinten und Karabinern nach den Umrissen der englischen Kriegsschiffe, da aber der Pulverdampf uns am richtigen Zielen verhinderte, so glaube ich nicht, daß wir dadurch viel Schaden thaten. Zwei französische Linienschiffe „le Censeur“ und „la Vestale“ kamen nun dem „Ça-ira“ zur Hülfe und der Kampf tobte immer ärger; der Rest der Flotte ward durch eine plötzlich eingetretene Windstille zur Unthätigkeit gezwungen, und die bald eintretende Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende. Unsere Schiffe hatten sich zwar ungeschickt aber muthig geschlagen, die Engländer im Allgemeinen äußerst schlecht geschossen und die Verluste waren daher lange nicht so groß, als man dies nach der Kanonade hätte

eigentlich erwarten sollen. Alle Raaen unseres Schiffes waren abgeschossen, der Bugspriet zersplittert und das Tau- und Segelwerk hingen in Fetzen umher, so daß der „Ça-ira“ nicht mehr segelfähig war; an Todten und Verwundeten hatten wir kaum 50 Mann verloren und zählten doch an 1000 Köpfe am Bord. Unter Letzteren befand sich auch unser Oberst, welcher durch den Splitter eines Balkens, einen argen Riß am Arm bekommen hatte. In der Nacht wurden die erlittenen Schäden so gut wie möglich wieder herzustellen gesucht, doch herrschte dabei große Unordnung und schaurige Scenen fielen am Bord vor. Von den Matrosen hatten viele die Weinvorräthe des Schiffes erbrochen, sich total betrunken und wollten nun nicht mehr arbeiten, sondern meuterten gradezu. Um die Lücken der Mannschaft auszufüllen, hatte man in Toulon mehrere Galeerensträflinge aus dem Bagno, welche früher Seeleute gewesen waren, unter die Mannschaft des Schiffes gemischt. Diese Kerle fingen an zu plündern und zu rauben, und es kam zu einem offenen Kampfe, wobei wir Landsoldaten, welche noch die festeste Disciplin bewahrt hatten, mit Säbeln und Bajonnetten gegen sie vorstürmen mußten, so daß viel Blut floß. Ein riesig großer Kerl, der wie ich später erfuhr, wegen eines Raubmordes schon 15 Jahre im Bagno gesessen hatte, hieb bei diesem Kampfe mit einem Enterbeil nach meinem Kopfe. Ich kam ihm jedoch zuvor und schoß ihm meine Pistole auf kaum 5 Schritte in das Gesicht, so daß er

mit zerschmettertem Schädel zusammenstürzte. Von den Hauptmeuterern, welche wir nach hartem Widerstand gefangen nahmen, wurden 6—8 Kerle an Händen und Füßen gebunden in das Meer geworfen, so daß sie sogleich ertrinken mußten.

Kaum war die Nacht unter allen diesen Scenen vergangen und der Morgen graute, so begannen die Engländer ihren Angriff aufs Neue. Zwar kamen uns jetzt noch 3 andere französische Linienschiffe zur Hülfe, allein es war voraussichtlich, daß unser wrackes Schiff nicht lange mehr Widerstand werde leisten können. Unser Capitain, der zwar äußerst roh und auch in der Artilleriewissenschaft ungebildet, sonst aber sehr muthig war, hatte die französische Kriegsflagge an dem Hauptmast des „Ça-ira“ festnageln lassen und that einen Schwur, daß er die Flagge nicht streichen und das Fahrzeug nicht übergeben, sondern bis zum letzten Augenblick vertheidigen und dann in die Luft sprengen wolle. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine englische Kanonenkugel ihm den Kopf abriß, während eine andere Kugel die Spitze des Mastes mitsammt der angenagelten Flagge in das Meer schleuderte. Bald darauf traf mich eine feindliche Flintenkugel in die linke Schulter, so daß ich kampfunfähig wurde und mich in den unteren Schiffsraum, wo die Verwundeten untergebracht wurden, flüchten mußte. Die feindlichen Kanonen überschütteten jetzt den „Ça-ira“ und den „Censeur“ mit einem solchen Kugelregen und der Widerstand der

ihnen entgegengesetzt werden konnte, war so schwach, daß nichts anderes als Ergebung übrig blieb. Um 11 Uhr am Morgen wurde die weiße Flagge auf diesen beiden Schiffen aufgezogen und einige hundert englische Matrosen und Seesoldaten kamen mit lautem Gejubel an Bord unseres Schiffes. Das Verdeck lag dicht voller Todten und Verwundeten, ich hörte später, wir hätten an 200 Mann verloren. Da sowohl der „Ça-ira“ wie „Censeur“ so total zerschossen waren, daß die Sieger sie nicht fortschaffen konnten, so wurde beschlossen sie in Brand zu stecken. Zuerst plünderten die englischen Matrosen, welche sich bei dieser Gelegenheit roh und brutal benahmen, das Schiff vollständig aus und durchsuchten die Taschen der gefangenen Officiere nach Geld und Kostbarkeiten, dann wurden wir Alle, Verwundete und Unverwundete, bunt durcheinander, in Boote gepackt und an Bord verschiedener englischer Kriegsschiffe gebracht, worauf die Sieger die eroberten Fahrzeuge in Brand steckten. Ich kam als Gefangener an Bord des englischen Linienschiffes „Agamemnon“ welches in dem Kampfe auch stark gelitten hatte. So war die erste Schlacht, welche ich in französischen Diensten mit schlug, eine Seeschlacht gewesen und ich ward darin verwundet und gefangen genommen. Für einen Husaren-Unterofficier fürwahr ein seltsamer und grade nicht glücklicher Beginn eines Feldzuges! In einiger Hinsicht konnte ich übrigens meine Verwundung als ein Glück betrachten, denn da das Blut aus meiner Schulterwunde mich arg

beschmutzt hatte, so entging ich der Plünderung welche die Engländer am Bord des „Agamemnon“ an allen gefangenen Seeleuten auf die roheste Weise verübten. Wir wurden Alle sehr schlecht behandelt und selbst die Verwundeten mußten bis zum Abend warten, bevor wir nur die mindeste ärztliche Pflege, ja nur einen Trunk Wasser oder etwas Speise erhielten. Erst am späten Abend zog mir beim Schein der Laterne, ein englischer Schiffschirurg auf zwar rücksichtslose aber wie ich glaube, nicht ungeschickte Weise die Kugel aus der Wunde und klebte ein großes Pflaster darauf; ich erhielt einen harten Schiffszwieback, eine Schüssel voll Erbsensuppe und wonach ich bei meinem brennenden Durst das meiste Verlangen hatte, ein Blechmaß mit trübem stinkendem Wasser, dann ein Stück alte Segelleinewand zum Zudecken, und konnte mir nun die weichste Planke im Zwischendeck aussuchen, um mir daselbst so gut es anging, ein Lager zu bereiten. Von Ermattung und Blutverlust sehr arg mitgenommen, schlief ich bald ein und verbrachte mehrere Tage im heftigsten Wundfieber, ohne daß ich weitere Pflege hatte. Meine damals riesig starke Natur überwand aber alles ohne weiteren Schaden.

Dem englischen Admiral Hotham, der mit seiner Flotte weiter kreuzen wollte, war die große Anzahl von französischen Verwundeten, die er auf seinem Schiffe hatte, eine Last. So ertheilte er den sehr grausamen Befehl, daß sie alle im Golf von la Spezzia ausgeschifft und ohne Weiteres auf den Strand

gelegt werden sollten. Was dort aus ihnen wurde, kümmerte diesen rohen harten Engländer nicht. Mir gereichte dieser Befehl zur Freude, denn ich entging dadurch der harten englischen Gefangenschaft, welche ich hätte erdulden müssen, wenn ich unverwundet gewesen wäre. An 300 Franzosen, Officiere wie Gemeine, wurden in der Morgenstunde bunt durch einander, sehr unsanft in Böte geworfen, an einer unbewohnten Stelle des Golfs von la Spezzia ohne Weiteres gelandet und auf den Sand gelegt, worauf die englischen Matrosen lachend und höhnend von dannen fuhren. Es war ein trauriges Schicksal für viele Verwundete, welche dieser Behandlung unterlagen. Glücklicher Weise waren Mehrere von uns stark genug ein Dorf, welches wohl eine Stunde von der Stelle, wo wir hingelegt waren, entfernt lag, zu erreichen und dort unsere Anwesenheit zu verkündigen. Der Pfarrer des Orts war ein eben so mildthätiger wie energischer Mann. Er bewog alle Frauen und Mädchen Wasser, Früchte und sonstige Lebensmittel zu bringen, und so für das Erste wenigstens, unsere hülflose Lage etwas zu erleichtern; dann wurden Ochsenkarren aus allen Dörfern herbeigeschafft, und wir auf diesen in das nächste Städtchen, wo in einer Kirche ein Nothspital errichtet war, gebracht. Ueber 30 meiner Leidensgefährten erlagen den vielen Beschwerden und starben schon in den nächsten Tagen. Ich selbst mußte an 5 Wochen im Hospital von Nizza und dann noch längere Zeit als Rekonvalescent

in Toulon zubringen, bis ich so vollständig hergestellt war, um mich zum Dienst melden zu können. Die Expedition nach der Insel Corsika ward vorläufig aufgegeben und fand, wie ich glaube, erst ein Jahr später statt. Mein Oberst war ebenfalls als Verwundeter an den Strand von la Spezzia gebracht und früher hergestellt als ich, traf ich ihn schon an der Spitze seines Regiments als ich mich zum Wiedereintritt meldete. Auch meinen Schimmel fand ich daselbst wieder, was mir ebenfalls zu großer Freude gereichte.

Zweites Kapitel.

Die französische Armee in Italien im Jahre 1795. Noth und Elend und Undisciplin bei den Truppen. Der General Massena. Feindliche Gesinnung des Landvolkes. Kämpfe und blutige Scenen. Schlacht bei Loano am 17. November. Winterquartiere in Grenoble. Beginn des Feldzuges von 1796. Der Obergeneral Napoleon Bonaparte und der ungemeine Umschwung aller Verhältnisse der sogleich mit ihm geschah. Glänzende Siege bei Dego, Millesimo, Mondovi. Einnahme der Lombardei. Schlacht bei Lodi. Einzug in Mailand. Empörung daselbst. Marsch nach Livorno und Florenz. Der General Mürat. Die Belagerung von Mantua.

Das 7. Husaren Regiment, bei welchem ich als Corporal eintrat, hatte seinen Ersatz größtentheils aus der Bevölkerung der französischen Pyrenäen erhalten und war mit kleinen baskischen Gebirgspferden beritten. Die Mannschaft, ausdauernd und muthig, war für den kleinen Krieg sehr brauchbar und auch weit besser disciplinirt, wie dies bei den meisten französischen Truppentheilen der Fall, konnte aber durchweg nur sehr mittelmäßig reiten. In den ersten Wochen mußte ich erst das französische Reglement erlernen und hatte auch Mühe das Patois der Mannschaft zu verstehen; als ich Beides aber konnte, glaube

ich, daß ich einen ganz brauchbaren Corporal abgab. Unsere Officiere waren größtentheils ziemlich unwissend und von rohen Manieren, aber muthig, kriegserfahren und lustige Menschen, mit denen es sich ganz gut leben ließ. Außer Dienst fand kein Standesunterschied statt, und ich verkehrte völlig auf gleichem Fuß mit ihnen.

Von Nizza aus, wo mein Regiment in Kantonnirungen stand, als ich zu demselben stieß, marschirten wir zum rechten Flügel der italienischen Armee und wurden der Division Garnier, als leichte Kavallerie zugetheilt. Das Armeekorps kommandirte der General Massena, der unser Regiment auch einer Musterung unterwarf. Massena war ein roher Mann, von plumpen Manieren, und brutal in seinem Betragen, dabei habsüchtig und allen materiellen Genüssen sehr ergeben, aber ungemein muthig, energisch, von seltener Kaltblütigkeit im Gefecht, wohlüberlegt in allen seinen Entschlüssen, beharrlich in ihrer Ausführung und von seltener militärischer Begabung. Obgleich aus den untersten Ständen hervorgegangen und nicht die mindesten Kenntnisse besitzend, ja, wie ich öfters hörte, kaum lesen und schreiben könnend, gehörte er unbedingt mit zu den tüchtigsten Generälen, unter deren Befehl ich jemals gestanden habe. Den Soldaten sah er im Quartier und außer Dienst sehr viel nach, ließ sie plündern und undisciplinirt sein, wenn sie nur muthig im Kampf und gehorsam im Dienst waren. Vergehen bestrafte er gewöhnlich mit sofortigem Erschießen.

Obgleich er von den Truppen ungeheure Anstrengungen forderte und mit Menschenleben wahrlich nicht sparsam umging, mochte ihn die Mannschaft doch gerne, hatte unbedingtes Vertrauen zu seiner Führung und stand gerne unter seinem Befehl.

Die Zustände in Italien waren übrigens während des Jahres 1795 äußerst schlecht. Es fehlte an Munition, Waffen, Pferden, Geld; kurz an Allem und Jedem was dazu gehört, um eine Armee kriegstüchtig zu machen. Wir lebten nur von Requisitionen und erhielten weder Verpflegung für unsere Pferde, noch Proviant für unsern Magen oder Geld um etwas zu kaufen, ja kaum Pulver genug, um uns gehörig vertheidigen zu können. Solch ein Zustand mußte auf die Länge die Truppen eben so sehr demoralisiren wie schwächen. Wir glichen in der That wirklich einer Räuberbande, die Alles, wohin sie kam, plünderte und verheerte. Obgleich der Oberst unseres Regiments so viel er nur konnte auf strenge Mannszucht hielt, so zwang ihn die Noth vieles zu erlauben, was ihn in seinem Innern im höchsten Grade empörte. So hatten die Husaren keine Mäntel geliefert bekommen, und als wir einst ein Kapuzinerkloster besetzten und plünderten und darin an 100 Ballen dickes braunes Tuch fanden, so hielt es der Oberst, obgleich er ein sehr strenger Katholik war, doch für nothwendig dasselbe zu requiriren, ein Paar hundert Weiber aus der Umgegend gewaltsam herbeizutreiben und von diesen weite Reitermäntel für die Husaren machen zu

lassen. Diese Mäntel, um welche wir sehr von den übrigen Soldaten beneidet wurden, hat das 7. Husaren-Regiment noch mehrere Jahre getragen. Unter den vielen mißlichen Umständen rissen Krankheiten aller Art ein und die Kranken starben aus Mangel an Pflege, Medicin und genügender ärztlicher Behandlung zu Hunderten dahin. So schmolz die Armee erschrecklich zusammen und unser ganzes Husaren-Regiment zählte Ende 1795, kaum noch 300 Mann waffenfähige Männer mit 250 Pferden, die dazu größtentheils stark strapazirt und halb verhungert waren. Und doch hatten wir durch die Feinde verhältnißmäßig nur geringe Verluste erlitten. Wahrlich es gehörte schon eine gute Natur dazu, um dies Alles auszuhalten.

Das erste Landgefecht an dem ich als französischer Corporal theilnahm, war am 25. Juni bei Melogno im Piemontesischen. Wir plänkelten mit österreichischen Dragonern herum, aber das sehr gebirgige Terrain war für die Reiterei äußerst ungünstig und unsere Pferde befanden sich in einem ungemein maroden Zustand. Die französische Infanterie-Brigade La Harpe, kaum noch 1000 Mann stark, machte hierbei unter des Generals Massena Augen, einen sehr energischen Angriff mit dem Bajonnet auf die Oesterreicher und warf diese entschieden zurück. Die österreichischen Truppen fochten wie dies stets bei ihnen der Fall war, zwar sehr muthig und ausdauernd, aber äußerst ungeschickt und manövrirten mit entsetzlicher Schwer-

fälligkeit und Langsamkeit. Auch die österreichische Kavallerie war in allen ihren Bewegungen sehr viel langsamer, als wir, obgleich die einzelnen Reiter weit besser ritten und auch bessere Pferde hatten.

Die französische Armee hier in Italien, war aber zu schwach und schlecht ausgerüstet um ihre etwaigen Siege energisch verfolgen zu können, und so führte dieser ganze Feldzug des Jahres 1795, eigentlich kein bedeutendes Resultat herbei. Auch war der General Kellermann, der die gesammte sogenannte „Italienische Armee der Republik Frankreich" befehligte, wohl ein guter Haudegen, der einen herzhaften Kavallerie-Angriff zu kommandiren verstand, aber kein Feldherr welcher den ungeheuren Schwierigkeiten, die ihn von allen Seiten umgaben, nur im Mindesten gewachsen sich zeigte. Dazu gehörte das unermeßliche militärische Genie eines Napoleon Bonaparte. So blieben wir denn den Rest des Sommers eigentlich mehr in der Defensive, als zu einer kühnen, energischen Offensive überzugehen. Wir Husaren hatten dabei das ebenso beschwerliche als widerwärtige Geschäft weit und breit umherzuschweifen, um Requisitionen an Lebensmitteln aller Art einzutreiben. Es kamen hierbei fast täglich Scenen vor, die Jeden der noch einiges menschliche Gefühl hatte und nicht ganz verhärtet war, im höchsten Grade schmerzen mußten, und doch half es nichts; das Mitleid durfte sich nicht regen und wir waren gezwungen den armen Bewohnern oft das letzte Korn aus der Scheune und das letzte Stück Vieh aus dem

Stall fortzunehmen, denn unser Heer wollte leben; und da wir keine Magazine, noch sonstige regelmäßige Verpflegung hatten, so bedurften wir großer Quantitäten von Lebensmitteln. Daß bei diesen Requisitionen auch oft Plünderungen und Gewaltthätigkeiten aller Art vorfielen, war bei der Verwilderung unserer Truppen und der lauen Disciplin nicht zu verwundern.

Das Landvolk im Piemontesischen über diesen furchtbar harten Druck, den es jetzt erleiden mußte, mit vollem Recht empört, rottete sich oft in großen Haufen zusammen, überfiel einzelne Patrouillen und schwache Detaschements, und tödtete erbarmungslos alle französischen Soldaten, welche in seine Hände fielen. Natürlich durften wir dies nicht dulden, sondern mußten alle solche Aufstände und Gewaltthätigkeiten mit blutiger Strenge zu bewältigen und zu bestrafen suchen. Jeder Bauer, der mit einer Flinte, einem Karabiner oder nur einem Dolche bewaffnet gefunden wurde, ward vor das Standgericht gestellt und gewöhnlich innerhalb 6 Stunden erschossen; war es aber erwiesen, daß er gegen einen französischen Soldaten Gewalt gebraucht hatte, so hingen wir ihn am ersten besten Baume auf. War in einem Dorfe auf eine Patrouille geschossen, oder ein Soldat ermordet und konnten die Schuldigen nicht ermittelt und bestraft werden, so wurde zur Sühne das ganze Dorf ausgeplündert und dann angezündet. So führten wir denn einen erbitterten kleinen Krieg mit der Bevölkerung, bei welchem wir Husaren leider am Thätig-

sten sein mußten und dabei mehr Leute als wie durch die Kugeln und Säbel der Oesterreicher verloren. Und alles dies geschah im Namen der „liberté, fraternité und égalité“, wie die französische Republik auf ihre Fahnen geschrieben hatte und mit pomphaften Phrasen versprach, überall zu verbreiten. Eine frechere und schamlosere Lüge hat wohl niemals bestanden seitdem eine Weltgeschichte bekannt ist. Unter den vielen Schauerscenen, denen ich beiwohnen, ja nur leider allzuoft eine thätige Rolle spielen mußte, ist mir noch eine lebhaft in der Erinnerung geblieben. In einer einsamen Mühle unweit Viosenna wohnte ein junger Müller mit seiner neuvermählten Frau, die wegen ihrer Tugend und großen Schönheit in der ganzen Gegend weit und breit bekannt war. Ein Capitain in unserem Husaren-Regiment, geborner Pariser, ein schamloser roher Wüstling, der zwar liberale Phrasen stets im Munde führte, dabei aber wie man dies so häufig finden wird, ein grausamer egoistischer Tyrann war, so weit sich seine Macht erstreckte, lag in der Mühle in Quartier und hatte die junge Frau schon wiederhölt mit seinen frechen Liebesanträgen verfolgt. Da er stets von dieser mit verdienter Verachtung abgewiesen war, so faßte er den Entschluß von der schutzlosen Frau in Abwesenheit ihres Mannes, mit Gewalt zu erringen, was ihm deren eheliche Treue bisher stets versagt hatte.

Während er mit der Frau ringt, die in ihrer entsetzlichen Angst ein lautes Hülfgeschrei ausstößt,

kommt ihr Mann früher als erwartet vom Felde zurück, hört den Hülferuf seiner Gattin, eilt in die Stube, sieht sie von den Armen des französischen Capitains umfaßt und von Zorn und Eifersucht überwältigt, reißt er diesem den Säbel aus der Scheide und versetzt ihm damit einen Hieb über die Schulter. Er würde ihn wie er auch im Verhör gar nicht läugnete, unfehlbar getödtet haben, wenn nicht mehrere Husaren dem Capitain rechtzeitig zu Hülfe geeilt wären, und den Müller nach verzweifeltem Widerstand, wobei er zwei seiner Angreifer leicht verwundete, entwaffnet hätten. Er ward gebunden nach dem Ort wo der Stab unseres Regiments lag, gebracht, und vor das Standgericht gestellt. Da der Befehl bestimmt aussprach, jeder Eingeborene, welcher mit der Waffe in der Hand sich gegen einen französischen Soldaten vergriffen hätte, solle ohne Weiteres erschossen werden, so konnte das Standgericht nicht anders handeln als ihn zum Tode verurtheilen. Unser Oberst, ein Ehrenmann durch und durch, schickte jedoch das Urtheil, eigentlich gegen die Instruction, an den General Massena zur Bestätigung, hoffend dieser würde den Müller begnadigen. Es war aber vergeblich, denn ein Mensch wie Massena, kannte nur rohe Sinneslüste, Habsucht und kriegerischen Ehrgeiz, hatte aber keine Großmuth und menschliche Gefühle in seiner Brust. Er gab dem Oberst einen scharfen Verweis, daß dieser ihn mit solcher Lappalie belästigt habe, bestätigte einfach

das Urtheil und befahl solches innerhalb 24 Stunden zu vollstrecken.

Mich traf das Kommando, die 9 Husaren welche den unglücklichen Müller mit ihren Karabinern erschießen mußten, zu kommandiren und es war dies der unwillkommenste Auftrag, welchen ich in meiner langen militärischen Dienstzeit habe ausführen müssen. Doch es half nichts, ich war ja ein willenloses Werkzeug und mußte vollziehen, was mir befohlen wurde. Mit meinem Kommando zog ich am frühen Morgen fort, um dem Müller in einem Wäldchen unfern vom Stabsquartier die tödtlichen Kugeln in sein Herz bohren zu lassen. Der Unglückliche, welcher die Nacht bei einem Kapuziner-Mönch gebeichtet und die Tröstungen der Religion empfangen hatte, war sehr ruhig und gefaßt. Wir waren schon aus dem Dorfe hinaus und ich hoffte mein unangenehmes Kommando bald beendet zu haben, als plötzlich die Frau des Müllers heranstürzte. Sie hatte erfahren, daß ihr Mann erschossen werden sollte und kam nun um ihn noch einmal zu sehen. Die arme Frau, vor Trauer fast ihrer Sinne beraubt, warf sich mir zu Füßen, umklammerte meine Knie und beschwor mich in wirklich herzzerreißenden Tönen, wie nur der tiefste Seelenschmerz solche aus einer menschlichen Brust zu pressen vermag, bei allem was mir heilig und theuer sei, ihrem Manne das Leben zu schenken und ihn zu retten. Wie gerne hätte ich es auch gethan, wenn es von meinem Willen abgehangen. Leider war dies ja nicht

der Fall und ich mußte willenlos ausführen, wozu ein harter Befehl mich zwang. Ich konnte endlich nichts anderes thun, als das arme Weib durch mehrere Husaren von meinen Füßen mit Gewalt fortreißen zu lassen, so fest hatte sie mich umklammert; sie aber riß sich auch von den Husaren wieder los, stürzte auf ihren Mann zu, umschlang dessen Hals, preßte ihr Gesicht an seine Brust und schwur, mit ihm vereint zu sterben. Auch hier mußte Gewalt gebraucht werden um das unglückliche Paar von einander zu trennen. Die Frau sank jetzt wie leblos auf der Straße zusammen, eine tiefe Ohnmacht hatte ihre Sinne umfaßt. Ich freute mich hierüber, es wurden uns weitere grausige Auftritte dadurch erspart. Die Verzögerung und der Lärm, durch diese Scenen entstanden, hatten viele Männer, Frauen und Kinder aus dem Dorfe herbeigeführt, welche uns jetzt heulend und schreiend, häufig auch Flüche und wilde Drohungen ausstoßend, ja selbst sogar aus der Ferne mit Steinen und Erdklößen nach uns werfend, nachfolgten. Wir führten den Delinquenten, der marmorbleich, sonst aber ruhig und gefaßt einherschritt, in ein nahes Wäldchen und ich ließ ihn dort an einen Baum stellen. Seine letzten Worte waren: „Ich hoffe, daß sich bald ein Rächer für meinen Tod findet.“ Wir verbanden ihm nun die Augen und ich kommandirte 7 Husaren mit ihren Karabinern zum Anschlagen und dann zum Feuern; zwar kostete es mir förmlich Gewalt das Kommandowort auszusprechen, doch that ich es laut und verständlich. Die Husaren waren

aber wohl von den vorausgegangenen Scenen zu aufgeregt und schossen schlecht, so daß der Müller schwer verwundet zu Boden stürzte, aber nicht todt war. Um der Sache rasch ein Ende zu machen, sprang ich herzu, setzte dem auf der Erde in seinem Blute sich krümmenden Unglücklichen einen Karabiner dicht hinter das Ohr und drückte ab. Zwar spritzte mir das Blut des Getroffenen fast in das Gesicht, doch hatte meine Kugel sein Leben geendet und der Körper zuckte kaum mehr. Einige Tage später ging der Lieutenant, welcher durch seine Frechheit diesen ganzen Vorfall herbeigeführt hatte, ruhig durch das Dorf. Plötzlich stürzte aus einem Hause ein bleiches Weib mit aufgelösten Haaren auf ihn zu und stieß ihm so schnell, daß ein Ausweichen oder Pariren des Stoßes ganz unmöglich war, mit solcher Gewalt einen Dolch durch das Herz, daß er auf der Stelle todt zusammenbrach. Es war die Frau des erschossenen Müllers gewesen, welche auf diese echt italienische Weise den Tod ihres Gatten an dessen Urheber gerächt hatte. Sie wurde ergriffen, in ein Gefängniß gesetzt und der General Massena wollte auch sie erschießen lassen.

Die Husaren unseres Regiments murrten aber hiergegen so laut und es drohte eine Meuterei, wie solche in der damaligen französischen Armee sehr gewöhnlich waren, auszubrechen und so ließ man — wie ich glaube auf heimliche Anordnung unseres Obersten, die Frau in der Nacht still aus dem Gefängniß entwischen.

Dieser ganze Vorfall hatte aber die ohnehin schon sehr erbitterte Stimmung des Landvolkes in der ganzen Umgegend noch mehr gegen uns gereizt. Heimliche Ermordungen einzelner Husaren und Anfälle auf Posten und kleine Patrouillen, häuften sich immer mehr und das Standgericht verurtheilte ergriffene Bauern, oft auf bloßen Verdacht hin, zum Erschießen und ließ Häuser, ja selbst ganze Dorfschaften niederbrennen. Es war ein trauriger Zustand und das arme Piemont empfand keine Freude über die „Freiheit“ und „Glückseligkeit“, welche den steten phrasenhaften und schwülstigen Proklamationen nach, die Heere der französischen Republik ihm bringen sollten.

Am 17. November hatten wir unweit des Meeres bei Loano ein ziemlich heftiges Gefecht mit den Oesterreichern. Diese schlugen sich sehr muthig und machten uns den Sieg äußerst schwer, vermochten aber den ebenso geschickten wie energischen Manövern des Generals Massena und dem heftigen Ansturm unserer Truppen zuletzt doch nicht zu widerstehen und wandten sich zur Flucht. Bei der Verfolgung, wobei wir Husaren sehr thätig waren, nahm ich nach lebhaftem Kampfe einen jungen österreichischen Stabsofficier, der von sehr vornehmer Familie zu sein schien, gefangen. Nach damaligem allgemeinen Kriegsgebrauch, wollte der Gefangene mir seine mit Ducaten gefüllte Börse überreichen. Es widerstand aber meinem Gefühl mir von einem gefangenen deutschen Officier Geld geben zu lassen, so wies ich die Börse zurück und rieth

ihm solche sorgfältig zu verbergen, damit nicht vielleicht andere französische Soldaten sich ihrer bemächtigen möchten. Auch erquickte ich meinen sehr erschöpften Gefangenen mit Brod und Wein, so daß wir als gute Freunde schieden und er mir zuletzt noch dankbar die Hand drückte, als ich ihn an den General Massena ablieferte. Im Jahr 1829 war ich als russischer Oberstlieutenant einige Wochen in Lemberg, wo ich bei den Grenzregulirungen zwischen Rußland und Oesterreich, in Galizien thätig gewesen. Als ich mich daselbst bei einem Feldmarschall-Lieutenant, der ad latus des kommandirenden Generals fungirte, meldete, bemerkte ich einen Leberfleck an dessen linkem Ohr, der mir damals 1795 bei dem gefangenen österreichischen Officier aufgefallen war. Ich frug ihn, ob er im Feldzug von 1795 in Italien gefochten und bei Loano gefangen genommen sei, und als er dies bejahte, sagte ich lächelnd, „dann habe ich die Ehre ein alter Bekannter von Ew. Excellenz zu sein, denn ich war der junge französische Husaren-Corporal der Sie damals gefangen nahm." Der alte Herr war ungemein erfreut mich so ganz unerwartet wiederzusehen und umarmte mich auf das Herzlichste, ich mußte wiederholt bei ihm essen und er erwies mir in meinen dienstlichen Geschäften mehrfache Gefälligkeiten. Wie gar manche unerwartete Zusammentreffen mit früheren Bekannten, habe ich in meinem vielbewegten Leben gehabt! — Wegen dieser Gefangennahme des österreichischen Stabs-

officiers und meines guten Benehmens, wurde ich zum Brigadier befördert, was mich ungemein erfreute.

Bald nach dieser für die französichen Waffen siegreichen Schlacht bei Loano, trat in den Seealpen ein ungewöhnlich früher Winter mit starkem Frost und heftigem Schneegestöber ein. Bei dem verlumpten und halb verhungerten Zustand, in welchem sich unsere Truppen befanden, konnten wir uns bei solch rauher Witterung unmöglich im Felde erhalten und mußten zurückgezogen und in die Winterquartiere gelegt werden. Trotz aller erfochtenen Siege befanden sich die französischen Truppen damals überhaupt in einem ganz erbärmlichen Zustand und die Regierung, welche in Paris ihr Unwesen trieb, sandte uns zwar Proklamationen und Befehle, wovon einer immer noch schwülstiger, lügenhafter und mit unsinnigen und frechen Phrasen angefüllter war als der andere, in Menge zu, ließ es aber an Lebensmitteln, Waffen, Munition, Kleidung und Geld gänzlich fehlen. Wir Soldaten haßten diese ganze Pariser Wirthschaft und wären gerne nach Paris aufgebrochen, um dies demokratische Gesindel daselbst, welches Frankreich so tief in das Verderben stürzte, fortzujagen und einen tüchtigen General zum Dictator zu wählen.

Dieser anti-republikanische Geist, wenn ich mich so ausdrücken soll, war bei der sogenannten „Italienischen Armee" weit stärker als bei der „Maas-Armee" vertreten und hatte im Lauf des Feldzugs von 1795 noch immer mehr zugenommen. Ein Ab-

geordneter des Convents hätte sich bei unserem Heere gar nicht mehr sehen lassen dürfen und würde von uns Soldaten verhöhnt, ja selbst mißhandelt worden sein.

Wir bezogen nun während des Winters 1795—96 Winterquartiere, und mein Regiment erhielt Kantonnirungen in der Umgegend von Grenoble. Allzuviele Annehmlichkeiten gab es in diesen Quartieren freilich nicht, denn das Land war in Folge der nun schon so lange anhaltenden Revolution total verarmt, die Bevölkerung sehr widerspenstig gesinnt und wir durften, da wir uns ja in Frankreich selbst befanden, nicht so gewaltsam auftreten, wie wir dies im Piemontesischen gethan und die Assignaten mit denen wir bezahlt wurden, wollte eigentlich kein Mensch nehmen. So fehlte es denn nicht an Mißhelligkeiten und Streitigkeiten, die selbst mitunter einen tumultuarischen Charakter anzunehmen drohten, und unser Oberst hatte viel zu thun und eine Menge von sehr verdrießlichen Geschäften zu besorgen. Er benahm sich dabei aber wie immer ebenso energisch, als human und zeigte auch jetzt hier wieder, daß er ein überaus tüchtiger Officier war. Da ich der Feder gut gewachsen, und im Winter nicht viel Dienst hatte, so ließ der Oberst mich viel auf seinem Regiments-Bureau arbeiten und benutzte mich häufig als Sekretär. Er mochte seinen Regiments-Adjutanten, der früher in Paris Advokat gewesen war, nicht sonderlich gerne um sich haben, da dieser ein enthusiastischer Republi-

kaner, unser Oberst hingegen, ein entschiedener Monarchist war, der die Republik jeden Tag zehntausendmal zu allen Teufeln wünschte. Nur seine seltene Tüchtigkeit als Officier, der Muth mit welchem er gegen alle Feinde Frankreichs focht und die große Beliebtheit, der er sich mit Recht bei allen Truppen erfreute, erlaubten es ihm, seine politische Meinung so frei auszusprechen ohne deßhalb im Mindesten zur Verantwortung gezogen zu werden. Nicht allein unser Husaren-Regiment, sondern selbst die ganze Division, zu der wir gehörten, würde in offenen Aufstand gerathen sein, wenn es geheißen, daß dem Oberst nur ein Haar gekrümmt sei.

Mir war diese Thätigkeit auf dem Bureau sehr erwünscht, denn ich lernte dadurch die innere Verwaltung bei den französischen Truppen gründlich kennen, vermehrte meine Kenntnisse und kam auch in eine bessere Gesellschaft als dies bei der Schwadron sonst geschehen sein würde. Da ich dazu ein ziemlich gutes Quartier bei einer hübschen lebhaften Wittwe hatte, auch von meinen ersparten Ducaten hie und da Geld zuschießen konnte, so lebte ich ganz leidlich und verbrachte den Winter angenehmer, wie dies bei meinen meisten Kameraden der Fall war.

Zwar hatte der Convent in Paris versprochen, daß wir für den nächsten Feldzug kriegstüchtig ausgerüstet werden und auch unseren rückständigen Sold nachbezahlt erhalten sollten, allein es blieb, wie dies immer der Fall war, bei leeren Versprechungen. Nur

an 200 neue Pferde, größtentheils ehemalige ungarische Husarenpferde, welche von den Oesterreichern erbeutet waren, erhielt unser Regiment. Es war dies auch dringend nothwendig, denn viele von den Pferden, welche unsere Husaren ritten, waren schon so abgejagt und schlecht, daß sie nur noch für den Schindanger, nicht aber mehr für einen Kavalleristen im Felde sich eigneten.

Da der Ruf unseres Obersten sehr viele Freiwillige zum Eintritt in unser Regiment veranlaßte, die zum Theil auch ihre eigenen Pferde mitbrachten, und er es an nichts fehlen ließ, um seine Truppe so gut es nur die Umstände gestatteten, auszurüsten, so zählte unser Regiment im Frühling 1796 an 500 Husaren im Gliede. Ich glaube, es befand sich in der ganzen damaligen französischen Armee, kein einziges Kavallerie-Regiment, welches so tüchtig ausgerüstet und dabei so stark als das unsrige war. Gerade bei der damals so großen Unordnung und Willkührherrschaft in der Armee, kam es ganz besonders auf die Individualität des Obersten an, ob sein Regiment kriegstüchtig war oder nicht.

Gegen Ende März des Jahres 1796, brachen wir wieder aus unseren Kantonnirungen auf, um einem Feldzug entgegen zu gehen, der in rein militärischer Hinsicht zu den ruhmwürdigsten gehört, welche nicht allein ein französisches, sondern auch irgend ein europäisches Heer jemals geführt hat. Unsere Armee zählte kaum 42,000 Mann, und die

waren größtentheils nur höchst mittelmäßig ausgerüstet; trugen doch viele Infanteristen die blauen Leinwandblousen der französischen Bauern als Mäntel, plumpe Holzschuhe an den Füßen und führten ihre Patronen in der Hosentasche, weil es unmöglich war, das nöthige Material herbeizuschaffen. Hatte das Directorium in Paris uns auch auf das Erbärmlichste ausgerüstet, so sandte es uns dafür doch einen Obergeneral, der eine ganze gute Armeeausrüstung zehnfach ersetzte. Es war dies der General Napoleon Bonaparte, den ein glückliches Gestirn an die Spitze der französischen Armee, die jetzt in Italien kämpfen sollte, gestellt hatte. Daß die Republik Frankreich überhaupt noch bestand, und ihre vielen Feinde, die Oesterreicher, Engländer, Piemontesen, Spanier u. s. w. sie im Jahre 1796 nicht vollständig besiegten, daran hat meiner festen Ueberzeugung nach, Napoleon Bonaparte fast einzig und allein das Verdienst. Er leistete ganz Unermeßliches grade in diesem Feldzug und wer wie ich Gelegenheit hatte, an solchem mit Theil zu nehmen und dabei die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich ihm von allen Seiten entgegenstellten, zu übersehen, der muß und wird ihn unbedingt zu den größten Feldherrn zählen, welche jemals ein Volk besessen hat. Was Friedrich der Große in den Feldzügen von 1757 und 1758 und Napoleon Bonaparte in denen von 1795 und 96 geleistet haben, das schätze ich in militärischer Hinsicht für das Glänzendste was die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Nationen

nur aufzuweisen hat. Und dabei muß man bedenken, daß Friedrich der Große ein streng disciplinirtes Heer besaß und als souverainer König und Herrscher ganz selbstständig handeln und seine meisterhaften Entwürfe durchführen konnte, Napoleon Bonaparte hingegen theilweise zuchtlose, schlecht ausgerüstete Banden befehligte und mit der Dummheit und Erbärmlichkeit des Directoriums in Paris, welches wagte ihm Vorschriften machen zu wollen und dem Ungehorsam, dem Neid und der kleinlichen Eifersucht einzelner Unterbefehlshaber, welche nicht gehorchen wollten, zu kämpfen hatte.

Es war dem jungen, kaum 27jährigen General Napoleon Bonaparte schon ein sehr guter Ruf vorausgegangen und es hieß, er sollte sich besonders 1793 bei der Belagerung von Toulon durch seine Energie und später auch in Paris bei der Bekämpfung von revolutionären Banden sehr ausgezeichnet haben. So begrüßten wir Soldaten diese Kunde denn mit allgemeiner Freude. „Unser neuer Obergeneral soll zwar eigentlich ein Schuft sein — wie dies mehr oder weniger alle Italiener sind, aber dabei ein sehr tüchtiger General, der sein Handwerk versteht; wollte Gott wir besiegten zuerst die Oesterreicher und Piemontesen und marschirten dann nach Paris, jagten alle, welche dort die Republik regieren wollen, fort, höben den Unsinn dieser ganzen republikanischen Verfassung auf und gäben den Franzosen wieder einen König," sagte unser Oberst zu mir, als die Ernennung

des Generals Napoleon Bonaparte zu unserem Oberbefehlshaber bekannt wurde.

Es war am 28. März zu Nizza, wo ich den General Bonaparte zuerst sah und ich werde diesen Tag niemals vergessen. Unser Husaren-Regiment bildete die Besatzung von Nizza und ich als Brigadier befehligte die Wache von 25 Mann, welche das Hauptthor besetzt hielt. Plötzlich gegen 7 Uhr Morgens kam ein Reitertrupp von einigen 20 Reitern, aus Officieren aller Grade und einer Eskorte von ungefähr einem Dutzend Dragonern bestehend, in scharfem Trab angeritten. Vorne an der Spitze auf einem schlechten langschwänzigen Schimmel, in sehr nachlässiger Haltung ein kleiner hagerer Mann, in der einfachen Uniform der damaligen französischen Divisions-Generäle. Er trug Wadenstiefel mit gelben Stulpen, enge weiße Kasimir-Hosen, einen blauen Uniformsfrack, der sehr schlumpig saß, eine mächtige breite Trikolor-Schärpe um den Leib und einen großen dreieckigen Hut, mit allmächtigem dreifarbigen Federbusch, tief im Nacken. Ein preußischer Officier der alten Schule, würde diesen Reiter für einen verkleideten Schneider, der etwa bei einem Schützenfest die uniformirten Spießbürger kommandiren wollte, erklärt haben. Da ich ihn nach seiner zahlreichen Eskorte für unseren neuen Obergeneral erkennen mußte, so ließ ich die Wache in das Gewehr treten und trat selbst vor, um meine Meldung zu machen. Jetzt sah ich, daß der Reiter ein hageres, gelbbraunes Gesicht,

dessen Züge wie aus Bronce gegossen waren, hatte, worin ein Paar Augen von seltener Schärfe funkelten. Der Eindruck, dies müsse ein geistig ungemein bedeutender Mann sein, durchdrang sogleich meine Seele. Er hörte ruhig meine Meldung an und that dann mit echt italienischem Accent mehrere Fragen an mich, bei welcher Escadron ich stehe, wie lange ich diene, wer mein Escadrons-Commandant sei, wie stark die Escadron im Gliede stehe, ob wir gute Pferde hätten und woher solche kämen, die ich kurz und bestimmt beantwortete. Mir wohlwollend zunickend befahl er dann: „Brigadier, geben Sie mir den Trompeter der Wache mit, daß er Allarm blasen kann.“ Damit ritt er im halben Trab fort, so daß der Trompeter fast nur laufend mitkommen konnte. Bald ertönte auch das Allarmsignal und da die Husaren so eben aus den Ställen kamen, unser Oberst auch die Mannschaft strenge darauf eingeübt hatte bei jeder Allarmirung schnell auf dem Platze zu sein, so stand das Regiment in überraschend kurzer Zeit vollzählig auf dem bestimmten Allarmplatz da. Wie mir später erzählt wurde, hat der General Bonaparte diese Schnelligkeit sehr gelobt, dann den Soldaten gesagt, „er würde sie in den nächsten Tagen schon gegen den Feind führen, sie müßten siegen, und sie würden siegen, denn Frankreich erfordere dies, wenn es nicht ein Opfer der Feinde werden solle. Ruhm, Ehre, Geld und Lebensmittel wären im Sieg; Schande, Spott, Hunger und Elend aber im Rückzug zu ge-

winnen und so könne die Wahl französischen Soldaten nicht schwer fallen." Die Husaren, welche von der ganzen Erscheinung dieses kleinen Generals auf eine wirklich wunderbare Weise sogleich electrisirt wurden, schwangen begeistert ihre Säbel und riefen laut: „vive le général Napoleon Bonaparte — en avant — en avant." Nach beendeter Revue ritt der General sehr schnell wieder fort, um noch andere Truppen in der Nähe einer Musterung zu unterwerfen. Das war der erste Eindruck, den unser neuer Obergeneral auf mich und unser Regiment machte. „Sacristie Brigadier," sagte unser Oberst: „der ist von Eisen und Stahl und wird noch einmal Herr von Frankreich oder stirbt einen frühen Tod. Ich fürchte immer, für die Rückkehr unserer rechtmäßigen Herrn der Bourbons, wird er ein großes Hinderniß sein — nun immerhin, wenn er nur diese Canaillen, welche jetzt in Paris ihr heilloses Wesen treiben, bald zum Teufel jagt." Wie recht hatte er die Zukunft prophezeit; daß wir aber jetzt einen neuen und durchaus tüchtigen Oberanführer bekommen hatten, konnten wir schon in den nächsten Tagen verspüren. Es kam ein ganz anderer frischer Geist in unsere ganze Armee, der sich selbst dem jüngsten Tambour mittheilte. Unser Regiment ward jetzt zur Avantgarde bestimmt und marschirten wir schon am 1. April von Nizza fort und plänkelten am 5. April zuerst mit ungarischen Husaren. Die französische Armee, über welche der General Bonaparte verfügte, war 42,000 Mann stark

mit 60, größtentheils sehr schlecht bespannten Geschützen, während 30,000 Oesterreicher und 24,000 Piemontesen mit nahe an 200 Geschützen uns gegenüberstanden.

So war namentlich an Artillerie das Uebergewicht der Feinde ein ganz außerordentlich großes und dies konnten wir nur durch vermehrte Schnelligkeit und den größten Ungestüm im Angriff zu ersetzen suchen. Unter den verschiedenen größeren und kleineren Kämpfen an denen ich jetzt Theil nahm, denn wir waren Tag und Nacht fast im Sattel und unser neuer General sorgte schon dafür, daß wir nicht zur Ruhe kamen, ist mir das Treffen bei Montenotte noch sehr erinnerlich. Wir gehörten wieder zur Division Massena und hatten Befehl den rechten Flügel der Oesterreicher anzugreifen. Fortwährende Regengüsse in den letzten Tagen, hatten die Bormida so sehr angeschwellt, daß sie wildschäumend in ihrem Felsbett brauste. Unser Oberst ertheilte mir den Befehl eine Furt durch den Fluß zu suchen, und sagte lachend: „Der mit seinem Rosse den Rhein zu durchschwimmen wagte, wird sich jetzt auch hier vor der Bormida nicht fürchten.“ Ich sprengte mit meinem Schimmel in den Fluß und obgleich die Gewalt des Wassers mich beinahe fortgerissen hätte, und ich wiederholt in der größten Lebensgefahr schwebte, so glückte es mir zuletzt doch, eine Furt zu finden, durch welche die 32. Halb-Brigade waten konnte, wobei freilich das Wasser den Soldaten bis über die Hüften reichte. Der General

Massena setzte sich jetzt an die Spitze der Brigade Menard und führte diese zum Sturm gegen eine feindliche Batterie von 30 Geschützen. Zwar sanken die französischen Soldaten wie die Halme unter der Sichel zusammen, aber die Batterie ward zuletzt erstürmt und dadurch wesentlich mit der Gewinn der Schlacht entschieden. Der General Bonaparte hatte seinen Platz auf einer Höhe im Centrum unserer Aufstellung gehabt, und alle Bewegungen der Truppen mit großem Talent und vieler Ruhe geleitet. Zum Angriff für Kavallerie eignete sich das sehr coupirte Terrain nicht, und so wurden wir Husaren auch nicht dazu verwandt, doch kamen wir später bei der Verfolgung der Feinde noch sehr in Thätigkeit und machten sehr viele Gefangene. Die Oesterreicher kämpften an diesem Tage mit großem Muthe und machten den Franzosen den Sieg äußerst schwer. An den folgenden Tagen kam es bei Dego und Millesimo wieder zu sehr lebhaften Kämpfen, an denen ich aber persönlich keinen Antheil nahm. Da die Kavallerie hier stets nur eine sehr beschränkte Verwendung finden konnte, so war die Escadron bei welcher ich stand, zur Eskorte von 2000 österreichischen Gefangenen nach Nizza bestimmt worden. Es war übrigens bewunderswürdig was die französische Armee in dieser fortlaufenden Kette von blutigen Kämpfen, welche 6 Tage anhielten, unter dem neuen Oberanführer Alles leistete. Gefahren und Hindernisse gab es für die Truppen gar nicht mehr, sie griffen jeden Feind

und mochte er auch noch so stark sein, mit dem lebhaftesten Ungestüm an und erstürmten jede auch noch so feste Position. Die Tage von Montenotte, Millesimo und Dego werden der französischen Infanterie, denn diese allein führte hier die Hauptkämpfe, für alle Zeiten zum größten Ruhm gereichen und ich bedaure aufrichtig, daß ich als Husar nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Antheil daran nehmen konnte.

Es stand uns jetzt der Weg in die reiche Ebene der Lombardei offen und da Zögern und Zaudern wahrlich nicht im Charakter von Napoleon Bonaparte lag, so zauderte er auch keinen Augenblick solchen zu ergreifen. Am 18. April erhielt unser Regiment den Befehl von Salicetto, wo es zuletzt als Bedeckung des Hauptquartiers gestanden hatte, aufzubrechen. Wir gingen über den Tanaro und griffen bei Castellino die Piemontesen an, welche sich ungleich mittelmäßiger wie die Oesterreicher vertheidigten. Da ich nun einmal den Ruf hatte auf meinem Schimmel alle Flüsse durchschwimmen zu können, so mußte ich jetzt auch wieder zuerst in den Tanaro hinein, um die Furt zu suchen, was mir auch wieder nach einiger Anstrengung gelang. Auch in diesem Treffen, welches das von Mondovi genannt wurde, waren wir zuletzt vollständige Sieger. Der General Bonaparte ritt im Triumph in die Stadt Mondovi ein, und da ich zu seiner Eskorte gehörte, so war ich Augenzeuge dieser interessanten Scene. Sein Gesicht war dabei wie aus Erz gegossen und keine Miene zuckte, als der Magistrat

der Stadt in vollem Ornat erschien, um ihm die Schlüssel der Thore zu übergeben und um Schonung zu bitten. „Warum ist der König von Sardinien solch ein Thor, sich mit den Oesterreichern, diesen unversöhnlichen Feinden von Frankreich, zu verbinden, statt sich unter den Schutz der großen und mächtigen französischen Republik zu begeben, so kann ich der Stadt freilich die Leiden des Krieges nicht ersparen," sagte er zu dieser Deputation. Später hörte ich, daß er zu einer Gruppe gefangener sardinischer Officiere sprach: „Die Franzosen und Italiener gehören stets zusammen und sollten vereint kämpfen, um diese deutschen Tölpel für immer vom italienischen Boden zu vertreiben." Dies hinderte aber nicht, daß sowohl Mondovi wie alle anderen Orte, welche wir besetzten, von uns Soldaten fast vollständig ausgeplündert wurden. Wir erhielten ja weder Sold noch regelmäßige Verpflegung und so mußten wir wohl Alles mit Gewalt nehmen, wenn wir nach unseren Siegen nicht in Lumpen umherlaufen oder verhungern wollten. Die Nothwendigkeit war stärker wie alle Proklamationen unseres Oberanführers und mochte dieser auch noch so viele Schonung versprechen, wir Truppen nahmen, was wir bekommen konnten.

Nach unseren letzten Siegen standen uns die reichen Ebenen Piemonts und der Lombardei offen und wir säumten nicht, solche zu benutzen. Unser Regiment bildete jetzt wieder mit die Avant-Garde und so rückten wir am 26. April in Fossana ein,

welche Stadt fast vollständig von uns ausgeplündert wurde. Viele von unseren Husaren hatten z. B. kein Schuhzeug mehr und mußten in Pantoffeln oder mit bloßen Füßen zu Pferde sitzen. Unter diesen Umständen machten wir besonders eifrig auf die hohen blanken Stiefeln und engen schwarzen Kniehosen der italienischen Geistlichen Jagd. Ich entsinne mich noch, daß ich einst mitten auf dem Felde einen sehr dickgenährten Landpfarrer traf, und ihn nöthigte Hosen und Stiefeln auf der Stelle auszuziehen, welche ich dann gleich in Besitz nahm, obgleich das für einen Fettbauch gemachte erstere Kleidungsstück für meine schmale Figur viel zu weit war. Dem sehr verblüfften Pfarrer warf ich meine in Fetzen hängende Husarenhose dafür zu, mit der er seine Blößen so gut es gehen wollte, bedecken mochte.

Der König von Sardinien einsehend, daß seine Truppen unaufhörlich geschlagen wurden, beeilte sich nun Frieden mit Frankreich zu machen und trat Savoyen und Nizza an Letzteres ab. Wir hatten es daher jetzt nur mit unseren tapferen Feinden, den Oesterreichern zu thun und griffen diese nunmehr mit vermehrtem Ungestüm an. Wir Husaren gingen an den Po und ich schwamm mit 25 Reitern durch den Fluß, was recht gut ging, aber für die Infanterie fanden wir keinen Uebergang. So mußte der General Bonaparte eine Reihe verwickelter Manöver unternehmen, um die Oesterreicher, welche alle Uebergänge besetzt hielten, zu täuschen. Er that dies mit bekannter

großer Meisterschaft und seltenem strategischen Talent. Am 6. Mai befanden wir uns mit dem Obergeneral, welcher alle Strapazen mit uns theilte, im Castel St. Giovanni, wo der Uebergang am 7. Mai stattfand. Wir Husaren hatten eine Menge Kähne zusammengebracht, auf welchen sich die Grenadier-Brigade des Generals Lasnes einschiffte, während wir wieder mit unseren Rossen überschwammen. Zwei ungarische Husaren-Schwadronen, die uns den Uebergang streitig machen wollten, wurden zurückgeworfen. Ich hatte an diesem Tage das Glück die Aufmerksamkeit des Generals Napoleon Bonaparte auf mich zu ziehen, der mir ein „Brav gemacht Brigadier, Sie scheinen ein tüchtiger Reiter zu sein“ zurief. Zwei Tage später ward ich zum Quartier-Meister ernannt, welcher Rang dem eines Sergeant-Majors bei der Infanterie, gleichkam. Bald darauf fand die berühmte Schlacht von Lodi statt, der ich als Augenzeuge beiwohnte, da ich persönlich nicht mit zum Kampf kam. Es war ein blutiges Gefecht und die französischen und österreichischen Grenadiere rangen stundenlang mit gleicher Tapferkeit um den blutigen Lorbeer des Sieges. Der General Bonaparte setzte sich endlich zu Fuß persönlich an die Spitze der Grenadiere vom Korps Massena und führte sie gegen die Brücke von Lodi über die Adda. Furchtbar schlugen die Kartätschen aus den österreichischen Batterien in die französischen Reihen, allein ihren jungen heldenmüthigen General an der Spitze, stürmten sie unaufhaltsam vorwärts. Besonders

auf der Brücke von Lodi selbst, kam es zu einem heftigen Bajonnetkampf, der auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit geführt, längere Zeit ohne ein entscheidendes Resultat hin und her schwankte, bis die österreichischen Grenadiere endlich zurückgeworfen wurden. Wir Husaren durchstreiften am Abend noch das Schlachtfeld, und machten an Gefangenen, Pferden, Waffen und sonstigen Gegenständen reiche Beute. Ich warf jetzt auch die Stiefel und die schwarze Kniehose des Landpfarrers, welche mich ihrer großen Weite wegen, stets inkommodirt hatte, fort und bekleidete mich an deren Stelle mit den Husaren-Stiefeln und Hosen eines österreichischen Officiers, dessen Mantelsack ich gefunden hatte. In Folge unserer fortwährenden Siege hatten wir jetzt viele österreichische Pferde, Waffen und Ausrüstungsgegenstände erbeutet, daß fast die gesammte Kavallerie unserer Armee, damit versehen war. Auch desertirten fortwährend so viele polnische und auch ungarische Soldaten der österreichischen Armee zu uns, daß eine eigene Legion aus ihnen gebildet wurde. Es ward mir eine Officiersstelle bei dieser polnischen Legion angeboten, doch schlug ich solche aus, da ich mich nicht gerne von meinem Regimente und besonders von dessen Oberst trennen wollte, mich ganz behaglich in meinen jetzigen Verhältnissen fühlte und die sichere Aussicht hatte, sehr bald zum Officier befördert zu werden. Die fortlaufende Reihe glänzender Siege, welche wir in so kurzer Zeit erfochten, hatte eine ungemein frohe,

gehobene Stimmung bei unseren Truppen erzeugt. Wir hielten uns für unbesieglich und für Herren der Welt, und der Enthusiasmus für unseren jungen Obergeneral Napoleon Bonaparte kannte keine Grenzen. Auch die Disciplin war eine ganz andere geworden; kurz, das französische Heer 1796 in Italien war ein ungleich besseres, wie das vom Jahr 1795. Und dies verdankten wir fast allein dem unübertrefflichen Feldherrngenie von Napoleon Bonaparte. Die Verluste, welche diese vielen blutigen Siege gekostet hatten, waren leider sehr bedeutend und die meisten Halb-Brigaden der Infanterie zählten kaum noch 1000 Mann unter den Waffen. Auch unser Husaren-Regiment hatte nicht viel mehr als 300 Mann im Sattel.

Der Einzug in Mailand war ein glänzender Freudentag für die Truppen. Die große reiche Hauptstadt der Lombardei, mit ihren ungeheuren Vorräthen aller Art, war jetzt in unserem Besitz und unser Obergeneral verstand es, solche zu benutzen. Alle französischen Truppen in Mailand wurden vollständig neu uniformirt, ja viele Officiere ließen sich ihre Uniformen von Sammt machen, welchen die Stadt liefern mußte. Auch wurden große Contributionen aller Art eingezogen; wir Soldaten hatten die besten Quartiere in den Palästen der reichen Mailänder Nobilis, die größtentheils geflohen waren und lebten herrlich und in Freuden. Der Zufall wollte, daß die Escadron, bei der ich als Quartiermeister stand, einige Wochen in Mailand blieb. Ich wohnte in einem mit seidenen

Tapeten ausgeschlagenen Zimmer, schlief in einem seidenen Gardinenbett, bekam die feinsten Weine und Delikatessen aller Art, daß ich zuletzt keinen Wohlgeschmack mehr daran fand. Die Mailänder Schönen zeigten sich nicht im Mindesten spröde gegen uns französischen Krieger und auch auf dem Felde der Liebe feierten wir jetzt gar viele Siege. Mailand hätte wirklich für uns ein zweites Capua werden können, doch sorgte unser Obergeneral dafür, daß dies glücklicher Weise nicht geschah und wir bald wieder in die angestrengte Thätigkeit des Feldlebens kamen. Die Gefahr eines Aufstandes in der Lombardei, der von Mailand ausging, drohte uns plötzlich. Vielfache blutige Scenen kamen vor und nur die zwar sehr grausame, aber unter den gegebenen Verhältnissen nothwendige Strenge, mit welcher der Obergeneral die Aufständischen bestrafte, verhinderte die weitere Verbreitung. Leider mußten wir Husaren hiebei häufig den Dienst der Feldgensdarmen versehen und die Verhaftungen vornehmen oder die Gefangenen eskortiren und hiebei fehlte es dann nicht an traurigen Auftritten. Einst in der Nacht mußte ich mit 20 Husaren die Villa eines sehr vornehmen jungen Nobile unweit Mailand besetzen und den Besitzer arretiren. Seine schöne junge Frau, seine alte ehrwürdige Mutter und hübsche Kinder erhoben ein furchtbares Jammergeschrei und bestürmten mich mit Bitten meinen Gefangenen frei zu lassen, ich aber mußte meine Pflicht erfüllen, so schwer mir solche auch immerhin werden

mochte. Am nächsten Morgen schon ward der Unglückliche erschossen und ich hatte wieder den höchst unangenehmen Befehl, die Execution zu kommandiren. Er starb mit großer Standhaftigkeit.

Am 30. Mai gingen wir über den Mincio, griffen die Oesterreicher bei Borgetta an und drängten sie nach sehr heldenmüthigem Widerstand zurück. Eine Prellkugel verwundete mich bei diesem Kampfe zwar nur leicht, aber doch konnte ich einige Wochen nicht ohne große Schmerzen in den Sattel steigen und war daher zum Husaren-Dienst unfähig, obgleich ich beim Regiment blieb. So machte ich auch die Schlacht bei Rivoli nicht mit, sondern folgte an dem Tage mit einem Wagen der Bagage, um die nöthige Aufsicht mit führen zu helfen. Unser Husaren-Regiment ward jetzt zur Avantgarde, welche der General Mürat kommandirte, bestimmt. Mürat war ein schöner junger Mann, der es liebte sich in möglichst bunter phantastischer Kleidung zu zeigen und mitunter mehr einem Kunstreiter wie einem General glich. Er ritt sehr gut, war stets bei den vordersten Truppen, besaß einen feurigen Muth, der ihn jede persönliche Gefahr förmlich aufsuchen ließ, und war bei den Soldaten seiner Freundlichkeit wegen ungemein beliebt. Feldherrntalent, Energie des Characters, wahre Vornehmheit im Inneren wie Aeußeren, besaß er nicht im Mindesten, war gänzlich ohne Kenntnisse und hatte entschieden viel von einem Charlatan. Ich bin wiederholt bei ihm kommandirt gewesen, wurde dann stets

von ihm zu Tisch eingeladen und sehr freundlich behandelt. Er hatte von meinem Durchschwimmen des Rheins gehört, ich mußte ihm den ganzen Vorfall umständlich erzählen, er lobte mich und wollte mir meinen Schimmel abkaufen. Als ich ihm dies sehr bestimmt abschlug, ward er verdrießlich und bekümmerte sich fortan nicht viel mehr um mich. —

Wir marschirten nun nach Toscana, gingen über den Arno und hielten Ende Juni unseren Einzug in Livorno, wo wir große Magazine erbeuteten und manche Sachen, welche wir brauchen konnten, fanden. Wir waren jetzt vorzüglich ausgerüstet, unsere Uniformen vom feinsten Tuch, und fast alle Husaren besaßen goldene Ketten, Uhren, Ringe und sonstige Pretiosen.

Von Livorno gingen wir als Eskorte des Generals Bonaparte nach Florenz, wo dieser Geschäfte hatte und blieben dann einige Wochen in Kantonnirungen in dem Arno-Thal stehen. In dieser wirklich paradiesischen Gegend, welche vom Kriege noch wenig gelitten hatte, verlebten wir eine sehr angenehme Zeit. Ein großer Theil der französischen Armee in Italien, hatte inzwischen die Belagerung der ungemein starken, mit einer zahlreichen Garnison versehenen und von den Oesterreichern auf das Muthigste und Geschickteste vertheidigten Festung Mantua unternommen. Zwar war Kavallerie bei der Belagerung nicht von Wichtigkeit, doch erhielt unser Regiment Mitte Juli den Befehl zum Belagerungskorps zu stoßen. Es

war ein ziemlich langweiliger und anstrengender Dienst, den wir hier mit Patrouillen, Ordonnanzen und ähnlichen Verrichtungen zu versehen hatten. Für mich selbst sollte dieser Aufenthalt vor Mantua jedoch von späterer großer Wichtigkeit werden. Die Arbeiten der Genietruppen, welche ich hier sah, interessirten mich ungemein und da der Zufall es fügte, daß ich mit einem sehr angenehmen Capitain vom Geniekorps, in dasselbe Quartier kam, so suchte ich mich von diesem möglichst unterrichten zu lassen. Als Quartier-Meister hatte ich ohnehin an den vielen kleinen Patrouillen nicht Theil zu nehmen und so ward mir vollauf Muße mich diesen theoretischen wie praktischen Studien der Geniewissenschaft zu widmen. Der Capitain, den es sehr interessirte, daß ein Quartier-Meister der Husaren, nicht allein fertig lateinisch sprechen, sondern auch gut zeichnen konnte und in der Mathematik nicht ganz unbewandert war, unterrichtete mich mit doppeltem Eifer, ließ mich viel zeichnen, rechnen und Pläne machen und nahm mich, so oft ich Zeit dazu hatte, in die Laufgräben und zum Bau der Batterien mit, so daß ich gar Vieles lernte. Oft kam mir jetzt der Gedanke, wie ungleich angenehmer und interessanter es für mich sei, wenn ich bei den Genietruppen, statt bei den Husaren diente. Namentlich die Officiere der Ersteren, die fast durchgehends geistig sehr gebildete, unterrichtete Männer waren, während man bei der Kavallerie nur zu viele rohe Menschen ohne die mindeste Bildung traf, gefielen mir sehr gut. Dieser vor

Mantua zuerst in mir aufsteigende Wunsch, sollte einige Jahre später seine Erfüllung finden.

Die Belagerung von Mantua geschah jetzt mit großem Eifer und unsere Artillerie- und Genietruppen wetteiferten dabei an Tüchtigkeit und Anstrengung. Unwillkürlich mußte ich dabei oft an die Belagerung von Mainz im Frühling 1793 denken, wo ich als preußischer Husar meine erste Feuerprobe erhielt. Es war übrigens gar kein Vergleich wie viel unterrichteter, gewandter und eifriger die französischen Artillerie- und Genie-Officiere, als die preußischen waren.

Am 21. Juli waren wir mit unseren Parallelen den Außenwerken von Mantua schon so nahe gerückt, daß ein Sturm bald zu erwarten. Ich befand mich jetzt fast unausgesetzt bei den vordersten Belagerungsarbeiten, da der mir gewogene Genie-Capitain es erreicht hatte, daß ich für die Dauer der Belagerung ihm als Ordonnanz beigegeben wurde.

Die Entscheidung drängte jetzt immer mehr, eine starke österreichische Armee unter dem General Wurmser kam aus Tyrol nach Italien gerückt, um Mantua zu entsetzen.

So waren wir Tag und Nacht thätig, und es fand eine Kanonade statt wie ich solche noch niemals in der Stärke gehört hatte. Die Oesterreicher vertheidigten sich mit eben so großer Ausdauer wie Geschicklichkeit, oft glaubten wir dem Ziele nahe zu sein, und waren doch noch ziemlich weit davon entfernt.

Zu meinem großen Bedauern mußte ich jetzt zu

meinem Regiment zurück, das von dem Belagerungskorps vor Mantua abkommandirt wurde, um zu dem Korps zu stoßen, mit welchem der General Bonaparte dem General Wurmser entgegenrückte. Wir stießen bei Castiglione auf die feindlichen Truppen und es kam hier zu einem sehr blutigen Kampf. Die französische Avant-Garde war zu ungestüm vorgedrungen, kam in einen feindlichen Hinterhalt, ihr Befehlshaber, der General Pigeon, wurde gefangen genommen und die Ueberreste des 18. leichten Regiments flohen nach dem Verlust aller Geschütze, in Eile zurück. Jetzt kam der General Napoleon Bonaparte, zu dessen persönlicher Eskorte ich mit 20 Husaren an diesem Tage gehörte, in vollem Galopp auf der gefährdeten Stelle an. Mit schnellem Talent erkannte er die Gefahr, ließ sogleich die 18. und 32. Halb-Brigade in Sturm vormarschiren, das 15. Dragoner Regiment absitzen und zu Fuß als Reserve nachrücken, da Kavallerie hier nicht verwendbar schien, und so wurden die vorrückenden Oesterreicher nach hartem und blutigem Bajonnetkampf zurückgeworfen. Es schien wirklich, als ob der Sieg mit ehernen Ketten an seine Person gefesselt sei, denn günstig gestaltete sich sofort jede Schlacht, so wie Napoleon Bonaparte erschien. Er war übrigens an diesem Tage wiederholt in der größten Gefahr, die feindlichen Kartätschen flogen wie Hagelkörner um ihn herum und 5 Pferde und 3 Husaren der Eskorte, wurden in seiner unmittelbaren Nähe getödtet oder verwundet. Nachdem den ganzen

Tag fortwährend mit der allergrößten Hartnäckigkeit gekämpft war, konnten wir uns erst am Abend eines vollständigen Sieges rühmen. Ich erhielt eine Verwundung am Schenkel durch eine schwache feindliche Kartätschenkugel. Zwar war die Wunde selbst nur unbedeutend, aber ich mußte mir in den Sümpfen vor Mantua wohl den Keim eines Fiebers geholt haben, denn ich lag über 10 Wochen schwer krank darnieder. Man hatte mich nach Nizza gebracht und das Glück wollte, daß ich daselbst eine ganz vorzügliche Pflege erhielt, denn sonst würde ich schwerlich am Leben geblieben sein. Ich mußte noch längere Zeit als Rekonvalescent dort bleiben und erst gegen das Ende des Jahres 1796 konnte ich mich als völlig hergestellt und zu jedem Dienst fähig, bei meinem Regimente wieder melden.

Drittes Kapitel.

Meine Ernennung zum Sous-Lieutenant im 7. Husaren-Regiment. Die siegreiche Schlacht von Rivoli im Januar 1797 und ihre Folgen. Einnahme von Mantua. Marsch nach Ancona. Heftige Kämpfe mit den Briganten in der Romagna. Der Frieden von Campo-Formio und Rückmarsch nach Toulon. Der erste Brief meines Vaters. Die Vorbereitungen zu der Expedition nach Aegypten. Theilnahme unseres Regiments dort. Das Directorium und der General Napoleon Bonaparte. Abfahrt der Flotte von Toulon am 19. Mai 1798. Die Eroberung der Insel Malta. Landung in Aegypten und Einnahme von Alexandrien.

Als ich grade am Weihnachtstag des Jahres 1796, wieder zu meinem Regimente zurückkehrte, gehörte dasselbe zum Korps des Generals Augereau und lag bei Legnago in Kantonnirungen. Die Waffen hatten nach den glorreichen Ergebnissen des Feldzuges von 1796 für die französische Armee, jetzt einige Wochen geruht, doch sollte der Kampf im neuen Jahr wieder mit aller Kraft beginnen. Mir ward am Neujahrstage 1797 eine sehr freudige Ueberraschung zu Theil: unser Oberst kündigte mir auf der Parade an, daß ich zum Unter-Lieutenant ernannt sei. So hatte ich denn endlich erreicht, was seit dem Tage, da ich die

Uniform zuerst angezogen, das Ziel all meines Strebens, der Gegenstand meiner glühendsten Wünsche gewesen, ich war jetzt Officier geworden. Zwar bestand, wie ich schon früher bemerkte, bei der damaligen französischen Armee kaum ein Unterschied außer Dienst zwischen dem Officier und Unterofficier und von der gewaltigen Kluft, welche hierin in Preußen stattfand, war keine Spur vorhanden und doch hatte ich es nur zu oft und zu bitter empfunden, daß ich, der frühere Jenenser Student, der Senior der Landsmannschaft Livland, es bisher noch nicht zum Officier gebracht. Meine neuen Kameraden begrüßten mich mit großer Herzlichkeit und gaben mir am Abend ein glänzendes Bankett, dem anfänglich auch unser Oberst beiwohnte. Leider artete nach dessen Entfernung, dasselbe in ein wüstes Trinkgelage aus, wobei die innere Roheit und der Mangel guter Erziehung bei gar manchem Officier sich nur zu sehr zeigte. Ein Escadron-Chef unseres Husaren-Regiments, der zwar vor dem Feinde stets großen Muth zeigte, im Uebrigen aber so roh und gemein war, wie man dies selten vereint finden wird, schimpfte auf recht pöbelhafte Weise auf den hingerichteten König von Frankreich und auf den ganzen französischen Adel, den er einen Haufen von elenden Aristokraten und ehrlosen Vaterlandsverräthern nannte. Nun diente auch in unserem Regiment ein junger Unter-Lieutenant, der zwar den einfachen Namen Richard führte, aber wie allgemein bekannt, der Sprößling einer sehr vor-

nehmen Adelsfamilie war. Obgleich äußerst still und zurückgezogen für sich lebend, war er doch wegen seiner großen Bescheidenheit, verbunden mit dem glänzendsten Muthe und entschiedenem militärischen Talent allgemein beliebt. Eine Zeitlang hörte Richard die unverschämten Prahlereien des Escadron-Chefs ruhig an, doch konnte ich, der neben ihm saß, deutlich bemerken wie der Zorn gewaltig in ihm kochte und er immer bleicher wurde. Endlich stand er auf und sprach mit ruhiger volltönender Stimme: „Es sind die unverschämten Worte eines rohen Menschen, welche ich soeben gehört habe. Ich rechne es mir zur größten Ehre an, einer alten vornehmen Adelsfamilie anzugehören, habe aber stets für mein Vaterland Frankreich mit vollster Hingebung gekämpft und bin weder ein Feigling noch Verräther."

„Schweigen Sie, junger Fant, bis Sie gefragt sind; dies hier die Strafe für Ihre Unverschämtheit," rief der Escadron-Chef und goß dem Lieutenant mit kraftvollem Schwunge sein volles Weinglas in das Gesicht.

Ohne eine Miene zu verziehen, wischte der Lieutenant Richard, Gesicht und Uniform ab, ging dann an den Escadron-Chef heran, gab ihm mit dem ausgezogenen Handschuh einen Schlag in das Gesicht und sagte: „dies ist meine einzige Antwort für Sie."

Zwar wollte der Beleidigte mit dem Säbel auf den Lieutenant Richard eindringen, doch warfen mehrere Officiere sich dazwischen und verhinderten

weitere Thätlichkeiten. Das Duell, welches selbstverständlich folgen mußte, fand am nächsten Morgen statt, und ich secundirte dabei dem Lieutenant Richard. Zwar war dieser ein sehr gewandter Fechter, allein die Größe und riesige Körperstärke des Escadron-Chefs gab diesem leider eine entschiedene Ueberlegenheit. Er führte von oben herab einen so kräftigen Hieb, daß er seinem Gegner die Parade durchschlug und die Klinge ihm den Hirnschädel spaltete. Lieutenant Richard lebte noch einige Stunden und gab dann in meinen Armen den Geist auf.

Wegen der sehr zahlreichen Duelle, welche unter den französischen Truppen jetzt vorkamen und vielfach in politischen Streitigkeiten ihren Grund hatten, war vom General Napoleon Bonaparte kürzlich ein sehr geschärftes Mandat erlassen worden. So ward auch der Escadron-Chef zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt und darauf zu einem Dragoner-Regiment versetzt. Im Feldzug in Aegypten ward er später von den Aufständischen zu Cairo in einen Hinterhalt gelockt und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr auf das Grausamste ermordet. Der Tod des Lieutenants Richard machte mir großen Kummer, denn von allen jüngeren Officieren unseres Regiments, hatte ich mich entschieden am Meisten zu ihm hingezogen gefühlt.

Einige Tage später brach unser Regiment aus seinen Kantonnirungen aufs Neue gegen den Feind auf. Es kam bald bei Rivoli zu heftigen Kämpfen mit den Oesterreichern, welche sich wie immer

mit der größten Tapferkeit schlugen. Die Escadron unseres Regiments, bei welcher ich stand, ward wieder zur persönlichen Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt. Als der General Napoleon Bonaparte mich zuerst als Officier erblickte, sagte er in so freundlichem Tone wie ihm dies überhaupt möglich war: „Gratulire Lieutenant.“ Wir ritten nun, den Obergeneral an der Spitze, in der sehr dunklen Nacht vom 13. auf den 14. Januar nach Rivoli. Auf diesem eiligen Nachtritt stürzte das Pferd des Generals Bonaparte in einen mit Wasser gefüllten Graben, so daß er ganz durchnäßt und beschmutzt wurde. Ohne sich auch nur trocknen zu lassen, schwang er sich in den Sattel eines anderen Pferdes, welches ihm sein Adjutant schnell brachte, und in eiligem Trabe ging es weiter. Der General ritt überaus nachlässig, fast locker im Sattel mit langen Zügeln, daher er sein Pferd auch nicht recht in der Gewalt hatte und oft stürzte. Dabei ritt er aber sehr schnell, so daß die Pferde der Eskorte häufig kaum mitkommen konnten und gewöhnlich weiß schäumten. Sein Marstall als Obergeneral der italienischen Armee, war damals 6 oder 7 Pferde stark, Limoisins oder türkischer Abkunft, größtentheils kleine, unansehnliche aber sichere und dauerhafte Thiere, alle sehr einfach gezäumt und gesattelt. Da ich in den Jahren 1796 und 1797 häufig zur Eskorte des Generals gehörte, so hatte ich viele Gelegenheit ihn zu Pferde zu sehen und sein Reiten zu beobachten.

Kaum vor Rivoli angekommen, ertheilte Napoleon Bonaparte die nöthigen Befehle mit seinem seltenen strategischen Talent und der Kampf begann in verstärkter Weise. Die Brigade des Generals Vial mußte sich mit gefälltem Bajonnet dem Feinde entgegenwerfen und dessen Vordringen so lange aufhalten bis der General Massena mit seinem Korps angekommen war, während der Obergeneral seinen Platz auf den Höhen von Zoana, von wo man das ganze Schlachtfeld übersehen konnte, nahm. Es war ein wirklich sehr interessantes Schauspiel, welches sich von hier aus unseren Blicken darbot, als die einzelnen französischen Korps aus den Thälern hervorbrachen und sich den in starken Kolonnen vorstürmenden Oesterreichern entgegenwarfen. Wie die Figuren eines Schachbrettes, konnten wir Alles übersehen und gleich dem geschicktesten Schachspieler lenkte Napoleon Bonaparte die Bewegungen seiner Truppen. Die 85. Halb-Brigade, plötzlich von starkem feindlichen Kanonenfeuer empfangen, gerieth in Schrecken, drehte schnell um und riß auf ihrer Flucht das 29. leichte Regiment mit fort. So wie der Obergeneral dies sah, flammte die Röthe des Zornes über sein sonst so bleiches marmorkaltes Gesicht. Er riß den kleinen Falbenhengst den er ritt so gewaltig am Zügel, daß das erschrockene Thier sich hoch aufbäumte, drückte ihm dann die Sporen in die Flanken und sprengte in vollem Galopp den steilen Hügel hinab nach der Stelle zu, wo die zurückweichenden Truppen einen

Klump bildeten. So schnell geschah dies Alles, daß wir Husaren der Eskorte, kaum Zeit hatten nachzufolgen. Mitten vor die Halb-Brigade ritt jetzt der Obergeneral und mit lauter, von Zorn erfüllter Stimme rief er: „Pfui der Schande! seit wann weisen französische Krieger dem Feind den Rücken? Vorwärts gegen den Feind und macht es so, daß ich wieder vergessen darf, was ich leider so eben sehen mußte." Diese Worte des Feldherrn brachten die weichenden Soldaten plötzlich zum Stillstand, die Herrschaft der Officiere ward wieder hergestellt, in Eile ordnete die Halb-Brigade ihre Reihen, der Oberst dessen Pferd schon gefallen und der selbst am Arm schwer verwundet war, lief zu Fuß an der Spitze, und mit lautem „vive le général Bonaparte," stürmte die 85. Halb-Brigade, gefolgt von dem 29. leichten Regiment, abermals mit verstärkter Kraft gegen die Oesterreicher und warf diese nach heißem Kämpfen und Ringen zurück. Inzwischen war auch der General Massena mit seinem Korps in die Schlachtreihe gerückt und führte seine Truppen mit dem ihm eigenen Ungestüm des Angriffes, gegen die Feinde. Aber fest und unerschütterlich standen die Oesterreicher und wiederholt schlugen sie die französischen Stürme zurück. In keiner einzigen Schlacht des Jahres 1796, sah ich die Oesterreicher mit solcher zähen Ausdauer kämpfen, als an diesem Tage bei Rivoli.

Es war aber auch jetzt das Eigenthümliche was mir bei allen den vielen Schlachten, denen ich gegen

die Oesterreicher beiwohnte, stets aufgefallen ist, daß ihre Generäle es niemals verstanden aus einer kräftigen Defensive sogleich zu einer rücksichtslosen Offensive überzugehen. Sie begnügten sich stets damit die feindlichen Angriffe abzuschlagen, dann stehen bleibend, wo sie gestanden hatten, ohne sogleich kühn nachzurücken. Auf diese Weise wird man freilich niemals Siege erfechten können.

Da der General Bonaparte nur einige Adjutanten und Ordonnanz-Officiere bei sich hatte, so ward ich in dieser Schlacht wiederholt mit Aufträgen an Truppen fortgesandt. Sein Befehl lautete stets: „Vorwärts Lieutenant, reiten Sie, was das Pferd laufen will und überbringen Sie diesen oder jenen Befehl.“ Man mußte in diesem Fall stets mit verhängten Zügeln vorwärts jagen, mochte das Terrain auch noch so ungünstig sein, denn der Obergeneral rief sonst mit zornigem Tone: „Schneller, schneller, Sie reiten ja wie eine Schnecke.“ Ich ritt an diesem Tage bei Rivoli 3 Pferde total müde. Am Abend war die Schlacht vollständig von uns gewonnen und die Absicht der Oesterreicher hier durchzubrechen, gänzlich vereitelt. Wir hatten zwar reiche Beute an Gefangenen, an Geschützen und Kriegsmaterial gemacht, aber auch sehr bedeutende Verluste erlitten. Obgleich der General Bonaparte die Nacht vom 13. auf den 14. Januar und den ganzen 14. Januar unausgesetzt im Sattel zugebracht hatte, so ritt er doch noch die folgende Winternacht hindurch und kam erst in der

Frühe des 15. Januars in Castel-Novo an, um dem total erschöpften Körper einige Stunden Ruhe zu geben.

Die Anstrengungen an Körper wie Geist, welche unser jugendlicher Obergeneral zwar selbst leistete, aber auch ohne die mindeste Schonung und Rücksicht von allen Truppen und ganz besonders auch von seiner näheren Umgebung forderte, waren in der That oft ungeheuer und mitunter fast übermenschlich zu nennen. Wir waren Alle so ermüdet, daß wir uns bei unserer Ankunft in Castel-Novo, Menschen wie Pferde bunt durch einander, auf das Straßenpflaster warfen und unbekümmert um Schmutz und Regen sogleich in den Schlaf der äußersten Ermattung fielen. Mehrere Stunden hatten wir so gelegen, dann erhielten wir und zugleich mit uns unsere armen überangestrengten Pferde, Brod und Wein, und mußten dann wieder zu neuem Dienst bereit sein. Der General Napoleon Bonaparte hatte das richtige Princip jeden Sieg auf das Aeußerste auszunutzen und den geschlagenen Feind auf das Eifrigste zu verfolgen. So kam es denn auch am 15. Januar noch an verschiedenen Stellen wieder zu heftigen Kämpfen. Ich ward mit einem Befehl an den General Victor geschickt, welcher mit der 18. und 57. Halb-Brigade, ein sehr heftiges Gefecht mit den Oesterreichern zu bestehen hatte. Ich kam bei dieser Gelegenheit wieder viel in das feindliche Feuer und wäre von einer platzenden Granate fast in Stücke zerrissen worden.

Erst spät in der Nacht fand ich mit meinem braven Schimmel, der in diesen Tagen wirklich das Aeußerste geleistet hatte, aber auch so ermüdet war, daß er förmlich zitterte, Ruhe in einer kleinen Kapelle. Wir legten uns zusammen hin, schliefen 8 Stunden ununterbrochen und als ich aufwachte, lag mein Pferd noch in derselben Lage, so müde war es gewesen. Glücklicher Weise konnten wir Wein und Brod in beliebiger Menge bekommen und das stärkte uns Beide. Ich hatte meinen Schimmel daran gewöhnt, ein volles Maaß Wein zu trinken was ihn sehr kräftigte.

Die Folgen der dreitägigen Kämpfe und Siege bei Rivoli waren sehr bedeutend. Zuerst konnte Mantua, was vom österreichischen General Wurmser mit großem Muthe und ungeheurer Ausdauer vertheidigt war, jetzt nicht mehr entsetzt werden und mußte kapituliren, was am 2. Februar geschah. Damit war das letzte, freilich aber auch sehr feste Bollwerk, welches die österreichische Herrschaft bisher noch in Italien gehabt hatte, gefallen. Unser Regiment ward jetzt dem Korps des Generals Victor zugetheilt und wir marschirten nach Ancona. Eigentliche regulaire Feinde hatten wir freilich nicht zu bekämpfen, doch war unser Dienst eben so anstrengend, wie mitunter gefährlich. Es hatten sich nämlich zahlreiche Räuberbanden gebildet, welche nicht allein die Häuser und Schlösser der Wohlhabenden in der Provinz ausplünderten, sondern häufiger noch die Posten

beraubten und kleine Militärtransporte, welche nicht mit genügender Eskorte versehen waren, anfielen. Da fast die gesammte niedere Landbevölkerung diese Briganten-Banden unterstützte, so war deren Verfolgung sehr schwierig und sie verübten vielen Schaden. Das 5. und 18. leichte Infanterie-Regiment und unser Husaren-Regiment, waren in Detachements von 50—80—100 Mann getheilt, und Tag und Nacht fast in Bewegung, um die Banden aufzusuchen und zu vertilgen. Es kam zu vielen kleinen aber oft sehr erbitterten Gefechten und gar häufig pfiffen die Kugeln der Briganten aus deren Hinterhalt mir um den Kopf, ohne mich jedoch zu treffen. Wir hatten Befehl, alle mit den Waffen in der Hand gefangenen Räuber, sogleich zu erschießen, und die Häuser der Bauern, welche ihnen geholfen hatten, niederzubrennen.

Diese blutige Strenge mochte wohl mitunter grausam, ja selbst ungerecht sein, aber sie war entschieden nothwendig, wenn das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werden sollte. Ich habe in Zeit von 10—12 Wochen wohl über 50 Briganten erschießen und einige Dutzend Häuser anzünden lassen, da ich ein selbstständiges Kommando von 25 Infanteristen vom 5. leichten Regiment und 25 Husaren befehligte. Es kamen hierbei oft sehr blutige und grausige Scenen vor. So hatte sich eine Briganten-Bande von 15 bis 18 Köpfen in einen alten festen Thurm der noch vom Mittelalter her auf einem steilen Berge stand,

geworfen, und trotzte in dieser festen Position nun allen unseren Angriffen. Die Kerle hatten Schießscharten in das Gemäuer gebrochen und schossen nun mit großer Sicherheit auf uns, welche frei und ohne den mindesten Schutz im offenen Felde standen. Auch 2—3 Mädchen oder Frauen befanden sich bei dieser Bande und diese schienen die Wildesten von Allen zu sein, denn sie kamen mitunter auf die Zinne des Thurmes, verhöhnten uns dort auf jegliche Weise und machten die Pantomimen des Kopfabschneidens und andere Geberden. Drei Tage hatten wir diesen Thurm schon belagert, an Todten und Verwundeten bereits 10—12 Mann verloren und doch noch nicht das mindeste Resultat erreicht. Wiederholt hatten die Briganten im Dunkel der Nacht versucht durchzubrechen, allein unsere Posten waren wachsam gewesen und wir hatten sie stets mit wohlgezielten Gewehrsalven, durch welche sie mehrere Leute einbüßten, wieder in ihren Thurm zurückgetrieben. Wir mußten endlich die Sache beendigen, denn die Räuber schienen viele Lebensmittel und eine Cisterne in ihrem Thurme zu haben und so hätten wir sie wochenlang vergeblich daselbst belagern können.

Ich ließ nun durch Bauern der Umgegend zwangsweise eine Masse Reisigbündel, untermischt mit Dünger, und allen möglichen stinkenden Stoffen, anfertigen und solche in einer sehr dunkelen Nacht zu großen Haufen rings um den Thurm aufschichten. Zwar wurden bei diesem Geschäft einige Bauern durch die

Kugeln der Briganten verwundet, allein wir zwangen sie dennoch ihr Geschäft zu beendigen. Diese Reisigbündel ließ ich nun am anderen Morgen durch einige Raketen anzünden, mit der Absicht, daß der dicke, qualmende Rauch in die Oeffnungen des Thurmes dringen und die Briganten daselbst ersticken, oder zur Flucht treiben sollte. Der Plan gelang vollkommen, die Briganten konnten es vor Hitze und Rauch in ihrem bisherigen Aufenthalt nicht aushalten, versuchten zu fliehen und wurden nun durch unsere Salven sämmtlich getödtet. Mehrere und darunter die Weiber, hatten sich im Thurm selbst getödtet, wir sahen später ihre Leichen daselbst. So fand die ganze Bande hier ihr wohlverdientes Ende. Solche und ähnliche Scenen kamen häufig vor, denn der Kampf wurde mit gegenseitiger großer Grausamkeit geführt. Wir fanden oft die entsetzlich verstümmelten Leichen einzelner französischer Soldaten, die das Unglück gehabt hatten in die Hände der Briganten zu fallen und wir selbst schossen schonungslos alle zusammen, welche wir erwischen konnten. Gewiß an 400 Briganten sind in den 5 Monaten welche wir hier zubrachten, in den Marken und der Romagna von den 3 Regimentern, welche mit der Verfolgung beauftragt waren, getödtet worden.

Der Friede von Leoben, dem bald der von Campo-Formio folgte, war inzwischen geschlossen worden und an Ehren und Siegen überreich erschien unser junger Obergeneral Napoleon Bonaparte in Paris. Wenigen

Sterblichen ist es vergönnt gewesen in so kurzer Frist so viel zu erreichen und so Ungeheures zu leisten wie der General Bonaparte dies in dem Feldzug von 1796 in Italien gethan hat. Er fand ein muthloses undisciplinirtes Heer, schlug damit in einer fortlaufenden Reihe von glänzenden Siegen, die besten Truppen und die tüchtigsten Feldherren, welche Oesterreich und Sardinien jemals besessen haben, und erwarb der Republik Frankreich, Macht und Ansehen und sehr bedeutende Erweiterungen ihres Gebietes.

Hätte der General Napoleon Bonaparte nicht 1796 und 1797 unausgesetzt gesiegt, so würde die mächtige Coalition, welche sich gegen Frankreich gebildet, ganz entschieden ihren Zweck erreicht, bis nach Paris vorgedrungen sein und die Herrschaft der Bourbons durch die Gewalt der Waffen wieder hergestellt haben. Ob dies nicht für ganz Europa und besonders auch für Frankreich selbst, ein großes Glück gewesen sein würde, ist eine andere Frage; ich urtheile hier nur von rein militärischem Standpunkt und als Soldat mußte ich, da mich mein Schicksal nun einmal unter die französischen Fahnen getrieben hatte, ungemein über alle unsere glänzenden Siege erfreut sein. Mit gemischten Gefühlen verfolgte unser vortrefflicher Oberst diese glänzende Siegeslaufbahn von Napoleon Bonaparte. Er war Soldat und dabei Franzose durch und durch, jubelte daher von ganzem Herzen über diese ungeheuren Erfolge, welche die Fahne seines Vaterlandes errang, und doch betrübte

es ihn als eifrigen Legitimisten ungemein, daß die Wiedereinsetzung der Bourbons dadurch immer mehr erschwert wurde. „Ja, wenn der kleine Corporal" — so nannte der Oberst nach der Ausdrucksweise unserer alten Soldaten, welche Napoleon Bonaparte diesen Namen seit der Schlacht bei Arcole gegeben hatten, auch unseren Obergeneral fortwährend, „dies Gesindel von Directorium mit Fußtritten fortjagen, die Pariser Canaillen mit Kartätschen zusammenschmettern und dann Frankreich seinem rechtmäßigen König wiedergeben wollte, so würde ich ihm mit Freuden die Füße küssen; ich fürchte aber, er thut Letzteres nicht und macht sich selbst noch zum Herrscher der Franzosen. Nun zehntausendmal besser als diese Schufte, welche jetzt in Paris das Maul so weit aufthun, ist Napoleon Bonaparte doch noch immer", pflegte unser Oberst in vertrauten Kreisen häufig zu sagen.

Ende August 1797, wo die innere Ruhe um Ancona und in der Romagna so ziemlich wiederhergestellt und das Räuberthum ausgerottet war, erhielt unser Regiment den Befehl aus Italien abzumarschiren und nach Frankreich zurückzukehren. Auf dem Marsche dahin mußten wir in Mantua noch einen längeren Halt machen, um eine große Meuterei, welche unter den daselbst in Garnison liegenden französischen Infanterie-Regimentern ausgebrochen war, mit unterdrücken zu helfen. Die Garnison der Festung war längere Zeit ohne Sold und selbst ohne genügende Bekleidung geblieben, hatte schweren Garnisonsdienst

verrichten müssen und dabei durch die Sumpffieber, welche in Mantua im Sommer so sehr herrschen, stark gelitten. Dies Alles hatte einen Geist der Unzufriedenheit unter einem Theil der Infanteristen erzeugt, der endlich zu einer bedenklichen Meuterei führte. Ueber 2000 Soldaten rotteten sich an einem Abend zusammen, zogen vor das Haus des Kommandanten von Mantua, des Generals Miollis und verlangten unter wildem tumultuarischem Geschrei, Lieferung von Uniformen und Schuhzeug, Zahlung von rückständigem Sold und das Versprechen demnächst abgelöst zu werden und in eine andere und gesundere Garnison zu kommen. Mehrere Officiere, welche Ruhe und Ordnung stiften wollten, wurden insultirt, ja selbst thätlich mißhandelt. Erst in den nächsten Tagen konnte die Ruhe wieder hergestellt werden, indem man den Truppen neues Schuhzeug, Mäntel und einen Theil ihres rückständigen Soldes gab. Es wurden übrigens später einige Dutzend Rädelsführer erschossen oder zur Galeerenstrafe verurtheilt, welche Letztere Napoleon Bonaparte aber bald begnadigte.

Wir marschirten nun in langsamen Märschen nach Frankreich zurück und kamen Ende des Jahres 1797 in die Gegend bei Toulon, wo wir vorläufig ausgedehnte Kantonnirungen bezogen. Hier hatte ich die große Freude, den ersten Brief aus der Heimath zu empfangen. Ich schrieb meinem Vater erst, als ich zum Officier ernannt war, und hatte dabei um

seine Verzeihung gebeten, da Stolz und Ehrgefühl mich abhielten, dies früher zu thun. Dieser Brief und noch ein zweiter waren aber bei der grenzenlosen Unordnung der Feldposten, welche in den französischen Kriegslagern herrschte, verloren, und erst jetzt auf das dritte Schreiben empfing ich eine Antwort. Leider war aber die für mich so tief schmerzliche Kunde damit verknüpft, daß meine liebe, vortreffliche Mutter der ich leider so schweren Kummer bereitet hatte, vor 1½ Jahren gestorben war. Noch auf dem Todtenbett hatte sie meiner mit der innigsten Liebe gedacht und mich gesegnet. Gar manche heiße Thräne des Schmerzes habe ich damals dem Andenken der aus dem Leben geschiedenen Mutter nachgeweint, und stundenlang oft am einsamen Meeresstrand gesessen, um mir die Bilder meiner Jugendzeit immer aufs Neue wieder in das Gedächtniß zurückzurufen. „Vorbei für immer, vorbei!" konnte ich mit Recht sagen. Mein Vater schrieb, daß er alt und kümmerlich geworden sei und mich wohl schwerlich in diesem Erdenleben noch einmal sehen würde. Er verzieh mir meinen Leichtsinn, durch welchen ich ihm so vielen Kummer bereitet hatte und gab mir seinen väterlichen Segen für meine jetzige Laufbahn, wobei er freilich sehr bedauerte, daß ich ein französischer und kein preußischer Officier geworden sei, und hierin mochte er auch vielleicht Recht haben. Meinen beiden Brüdern ging es in ihrer selbsterwählten ruhigen Laufbahn gut; sie lebten als fleißige Menschen und getreue

Bürger ihres Vaterlands. Es war dies der letzte Brief den ich von meinem theuren Vater erhielt, denn ein Jahr später empfing ich in Aegypten die Nachricht, daß er sanft und selig im Herrn, an Altersschwäche gestorben sei. Mit wahrer Innigkeit bewahre ich das Andenken meiner beiden theuren Eltern in meiner Brust und gerne und oft weilen meine Gedanken bei der Erinnerung der vielen glücklichen Tage meiner Kindheit, welche ich ihrer Güte und Liebe verdankte.

Lebt der Mensch, je älter er wird und je weniger die Gegenwart selbst ihm bietet, doch immer mehr in der Erinnerung und wo könnten seine Gedanken dann wohl lieber weilen, als in der Kindheit rosiger, sorgenfreier Zeit, wenn ein günstiges Geschick ihm solche verliehen.

Daß wir im Jahre 1798 nicht lange unthätig in Frankreich bleiben durften, dafür wußte Napoleon Bonaparte zu sorgen. Sein Riesengeist, dem das Ungeheuerste gering und das Schwerste leicht zu erreichen dünkte, war auf den Gedanken einer Expedition nach Aegypten verfallen. In Italien und Deutschland hatten die französischen Waffen bisher stets siegreich gekämpft und auf dem europäischen Festlande war für den Augenblick wenigstens kein Feind, der ihnen zu widerstehen wagte, mehr vorhanden. Nur England, durch seine Insellage geschützt, war allein der unversöhnliche Feind der französischen Republik und wandte alle Kraft an, um den Kampf auf Leben und Tod

mit Letzterer fortzusetzen. So mußte es das Hauptstreben Napoleon Bonaparte's sein, die englische Herrschaft zu vernichten und er glaubte dies am Besten dadurch zu erreichen, wenn er Aegypten eroberte und von dort aus nach Ostindien vordränge, um daselbst die Gewalt der Engländer zu zerstören. Es war dies ein so riesiger und dabei zugleich so abenteuerlicher Gedanke, wie nur das Gehirn eines Napoleon Bonaparte, ihn auszubrüten vermochte. Daß dieser Plan in Wirklichkeit aber unausführbar sein mußte und es für ein großes europäisches Heer ein Ding der Unmöglichkeit blieb, auf dem Landweg von Aegypten durch Central-Asien jemals nach Ostindien vorzudringen, hätten die Franzosen wissen müssen, wenn ihre geographische Unwissenheit nicht wo möglich noch größer wie ihre nationale Eitelkeit gewesen wäre. Sie übersahen nämlich die nicht zu überwindenden Schwierigkeiten, welche durch ungesundes Klima, vollständige Unwegsamkeit und gänzliche Unmöglichkeit der Herbeischaffung von genügenden Lebensmitteln für ein Heer von mindestens 30,000 Mann, — denn mit einer geringeren Stärke konnte man doch nicht hoffen ein Reich wie das der Engländer in Ostindien zu zerstören, — ihnen entgegengesetzt wurden, und ihre Eitelkeit gab es nicht zu, daß für französische Soldaten überhaupt etwas unmöglich sein könne auszuführen. Und wenn man damals eine Expedition nach dem Monde vorgeschlagen hätte, so glaube ich, daß ein großer

Theil des französischen Volkes und Heeres den Glauben gehabt hätte, daß solche gelingen müsse.

Seit wir den freilich ungemein glänzenden Feldzug vom Jahr 1796 in Italien geführt hatten, war diese nationale Eitelkeit wirklich oft bis in das Lächerliche gesteigert. So hatte Napoleon Bonaparte denn im Frühling 1798, wo er keine Kriege führte und sich deshalb langweilte, diesen Plan zu einer Expedition nach Ostindien gefaßt und von seinen Officieren das Detail dazu genau ausarbeiten lassen. Dieser ganze Feldzug war ein großer politischer Fehler; hierüber wird jetzt wohl jeder urtheilsfähige Mensch gleicher Ansicht sein. Er hat Frankreich mindestens 30,000 Mann vortrefflicher Soldaten und so und so viele Millionen Franks vollständig nutzlos gekostet, das Ansehen der Engländer nur noch mehr gesteigert, und es wurde dadurch klar bewiesen, daß von Aegypten aus Ostindien auf dem Landwege nun und nimmermehr zu erreichen sei. Durch den glänzenden Seesieg der Engländer bei Abukir, ward die französische Seeherrschaft im Mittelmeer so gründlich vernichtet, daß zuletzt eine Konvention geschlossen werden mußte, damit die französischen Truppen nur ungefährdet aus Aegypten wieder nach Frankreich zurückkehren konnten. In rein militärischer Hinsicht hat freilich das französische Heer in Aegypten und Syrien sich viel Ruhm erworben und den reichen Lorbeerkranz seiner Siege, noch bedeutend vermehrt.

Daß das elende Directorium in Paris nicht diesen

Plan von Napoleon Bonaparte hintertrieb, ja solchen sogar vollständig billigte und auf das Eifrigste unterstützte, war natürlich. Die Männer, welche damals das Directorium bildeten und wenigstens dem Namen nach Frankreich regierten, waren wahrlich nicht dazu geeignet einem Napoleon Bonaparte die Spitze zu bieten und sich einem Plane den dieser für zweckmäßig hielt, zu widersetzen. Es gab viele Stimmen im Heer, und unser Oberst gehörte auch zu denselben, welche behaupteten, das Directorium wäre froh, wenn der General Napoleon Bonaparte nicht in Frankreich bliebe, sondern nach Aegypten ginge, wo Hoffnung sei, daß er eines baldigen Todes stürbe. Hegte doch das Directorium die begründete Ueberzeugung, über kurz oder lang würde der General Bonaparte ihre ganze Wirthschaft aufheben, sie Alle zum Teufel jagen und sich selbst zum unumschränkten Dictator machen. Wie recht hatten Alle welche dieser Ansicht waren, prophezeit.

Als die Expedition nach Aegypten fest beschlossen war, suchte man solche bei den Truppen möglichst populär zu machen. Es erschienen Brochuren, in denen Aegypten als ein wahres Zauberland, über welches die Natur das volle Füllhorn ihrer reichsten Gaben verschwenderisch ausgestreut habe, geschildert wurde, welche unter den Soldaten verbreitet wurden. Ein Feldzug in diesem Wunderlande sollte ein wahres Vergnügen sein, reich an Siegen und Beute, gänzlich entbehrend der Strapazen und Gefahren. Auch hieß es, jeder Soldat der einige Jahre dort gedient habe,

solle von der Regierung so und so viel Hectaren des besten Landes voll der üppigsten Fruchtbarkeit als Geschenk erhalten. Auch die schönen Mädchen in den Harems der reichen Türken, welche den Soldaten als leichte Beute zufallen würden, waren gebührend hervorgehoben, dadurch die Phantasie der Truppen erregt, und da der französische Soldat in Frankreich selbst schlecht lebt, sich langweilt und daher stets nach Krieg und Veränderung begierig ist, fand diese ganze ägyptische Expedition bald vielen Anklang und eine rege Theilnahme im Heere. Die Regimenter welche dabei thätig sein sollten, wurden beneidet und zahlreiche Freiwillige drängten sich zu ihnen. Man suchte aber die Truppen, welche sich nach Aegypten einschiffen sollten, mit großer Sorgfalt, sowohl aus der frühern „Rhein- und Maas-Armee" wie unter der sogenannten „Italienischen Armee" aus und auch hierin, wie in Allem, bewies sich die große Meisterschaft des Obergenerals Napoleon Bonaparte, der die Zurüstungen zu dieser ganzen Expedition leitete und Alles vom Größten bis zum Kleinsten sorgsam überwachte. Besonders sah er sehr strenge darauf, daß nicht zu viele langgediente Soldaten mit kamen, da diese leicht verdrießlicher Natur und zum Raisonniren und Kritisiren geneigt sind, sondern solche mußten wo möglich in den sehr starken Depots, welche jedes Regiment zurückließ, bleiben. Da nur 19 Escadrons Kavallerie in der Stärke von 2800 Mann zur Theilnahme bestimmt waren, so blieb es anfäng-

lich lange zweifelhaft, ob unser 7. Husaren-Regiment hiezu gehörte. Endlich kam der Befehl, daß 500 ausgesuchte Husaren, welche 3 Escadrons formiren sollten, mit zur Expedition bestimmt seien. Wir formirten mit dem 22. Chasseur- und 3. Dragoner-Regiment eine Brigade unter dem Befehl des General Leclerc. Zu meiner großen Freude gehörte ich zu der Zahl der Officiere welche zur Einschiffung kommandirt wurden, denn ich hegte das lebhafteste Verlangen, dies Wunderland Aegypten, von welchem ich nun schon so viel gehört und gelesen hatte, zu betreten und an dem Ruhm und der Ehre dieser ganzen Expedition mit theilnehmen zu dürfen. Sehr schmerzlich war es mir und unserem ganzen Regiment, daß wir unseren so sehr bewährten und trotz seiner großen Dienstesstrenge so allgemein beliebten Oberst verloren. Dieser ward zum General befördert und erhielt eine Brigade in der Division des Generals Victor. Ich sah unsern Oberst, der mir in jeder Hinsicht ein Gönner und Beschützer gewesen war, und dem ich so unendlich viel verdankte, leider nicht wieder, denn in der Schlacht bei Marengo verlor er an der Spitze seiner Brigade das Leben. Wie oft mußte ich später noch seiner prophetischen Worte die er häufig im Vertrauen zu mir sprach, gedenken: „Geben Sie Acht, dieser kleine Corse mit dem gelben Bronce-Gesicht, ist von Charakter sonst ein Schuft, aber dabei der größte Soldat welchen Frankreich jemals besessen hat. Er wartet nur noch seine

Zeit ab, dann fegt er mit eisernem Besen all dies republikanische Gesindel aus Paris hinaus und erhebt sich selbst zum Herrscher der Franzosen, welche er ganz so wie sie es verdienen, mit eiserner Faust regieren wird. Oh wenn doch Napoleon Bonaparte der Connetable der rechtmäßigen Könige aus dem edlen Geschlecht der Bourbons sein wollte, unser Frankreich würde dann das stolzeste und glücklichste Land in ganz Europa werden, statt daß es jetzt, trotz seines glänzenden Kriegsruhms, entschieden das unglücklichste geworden ist und auch so lange bleiben wird, wie diese scheußliche Revolution ihr Unwesen treiben darf."

Da der Befehl gegeben war, daß alle Kavalleristen und die Officiere bis zum Rang des Obersten hinauf, sich ohne Pferde einschiffen mußten und wir in Aegypten neu beritten gemacht werden sollten, so war ich jetzt leider auch gezwungen mich von meinem treuen Schimmel zu trennen, was mir sehr leid that. Ich verkaufte das Pferd, welches wegen seiner Ausdauer und Kriegstüchtigkeit großen Ruf hatte, für einen ziemlich hohen Preis an unseren Oberst und mit diesem zugleich, ward es bei Marengo durch eine österreichische Kanonenkugel getödtet.

Einige Tage vor der Einschiffung langte unser neuer Oberst, ein früherer Adjutant und entschiedener Günstling von Murat, beim Regimente an. Er war ein hübscher, gewandter und eleganter junger Mann, ein geborner Pariser, und wie fast alle, die aus der

Hauptstadt stammten, ein Windbeutel und unverschämter Geck. Im Gefecht war er zwar muthig und ritt wie General Murat, den er überhaupt in Allem und Jedem möglichst zu kopiren suchte, mit verhängten Zügeln ungestüm darauf los, verstand aber den Kavalleriedienst sehr wenig, kümmerte sich um das Regiment nicht sonderlich, dies ward bald herzlich schlecht, und verlor die alte gute Zucht und die stramme Haltung, welche unser früherer Oberst stets zu erhalten gewußt hatte.

In den ersten Tagen des Mai 1798, kam nun auch unser Obergeneral Napoleon Bonaparte in Toulon an, um die daselbst concentrirten, für die ägyptische Expedition bestimmten Truppen, zu inspiciren. Der General sah wohl aus, war etwas stärker im Gesicht geworden und man merkte ihm deutlicher an, daß er sich in seiner Würde sicherer fühlte und schon mehr als Herrscher Frankreichs betrachtete, wie es im Frühling 1796, da ich ihn in Nizza zuerst erblickte, der Fall war. Wie dies immer geschah, verrichtete er auch diese Inspicirung der Truppen äußerst genau und mit größter Sorgfalt, und man merkte ihm sogleich an, daß er Alles verstand und sich auch um Alles bekümmerte. Als er mich erblickte, nickte er mir wohlwollend zu und sagte: „Es freut mich, Lieutenant, daß Sie auch an dieser Expedition theilnehmen; wir werden gleichen Ruhm für Frankreichs Fahnen erkämpfen wie im Feldzug in Italien.“

Eine mächtige Flotte von 13 Linienschiffen, 17

Fregatten und an 300 Transportschiffen lag im Hafen von Toulon bereit, um das Korps aufzunehmen. Dasselbe bestand aus 38,000 Mann, welche von den Divisions-Generälen Desaix, Kleber, Regnier, Menou, Bon und Dumas kommandirt wurden. Auch zahlreiche Handwerker und eine große Zahl von Gelehrten und Künstlern wurden der Expedition beigegeben, da diese zugleich auch wissenschaftliche Zwecke verfolgen sollte. An 200 Husaren von unserem Regiment und 200 Soldaten vom Geniekorps wurden am Bord des „Timoleon", eines großen Linienschiffes von 80 Kanonen, eingeschifft. Wir waren zwar ziemlich enge, aber dabei doch leidlich bequem untergebracht. Von uns Officieren bewohnten stets, je vier Personen eine ganz kleine Kabine, in welcher 2 Schlafcojen übereinander angebracht waren. Viel Platz zum Rühren ja nur zum Umdrehen, hatten wir freilich nicht darin; doch da wir Alle junge lebenslustige und auch gebildete Kameraden waren, so vertrugen wir uns auf der ganzen Reise vortrefflich und lachten und scherzten beständig über die vielen kleinen Leiden und großen Unbequemlichkeiten, welche von einer längeren Seereise, zumal auf einem überfüllten Truppen-Transportschiff, nun einmal unzertrennlich sind. Wie leicht hilft der Jugend köstlicher Frohsinn, über alles hinweg, und was im späteren Alter als schwere Last erscheint, dünkt uns dann ein leichter Scherz.

Am 19. Mai Abend 6 Uhr, erschien das Signal

sofort die Anker zu lichten, auf den Mastspitzen sämmtlicher Schiffe, die Kanonen donnerten den Abschiedssalut, der von den mächtigen Landbatterien die den Hafen von Toulon schützen, laut krachend erwiedert wurde, die Musikchöre auf dem Verdeck verschiedener Fahrzeuge spielten die feurigen, das Herz so sehr packenden und begeisternden Töne der Marseillaise, alle Soldaten schwenkten jubelnd ihre Hüte und ihr nicht endenwollendes „vive la France — vive la France", häufig auch wohl mit einem so recht aus vollem Herzen kommenden „vive le général Napoleon Bonaparte — vive le petit corporal — en avant contre les ennemis" übertönte fast die Klänge der Musik und den Donner der Geschütze. Von günstigem Winde wurden die Segel geschwellt und in streng vorgeschriebener Ordnung segelte die stolze Flotte von der Rhede fort in das Meer, um eine der kühnsten und großartigsten Expeditionen, welche die Geschichte nur kennt, zu beginnen. Es waren dies Stunden von so welthistorischer Bedeutung, daß ich ihren Eindruck für mein ganzes ferneres Leben nicht wieder vergessen habe. Die Witterung war wundervoll milde und der Vollmond beleuchtete zauberhaft die von leisem Winde bewegten Gewässer des Mittelmeeres, so daß wir meisten Officiere es vorzogen, die Nacht auf dem offenen Verdeck zu bleiben, statt in die engen furchtbar heißen Cabinen hinabzusteigen. An edlem Wein und schönen Südfrüchten fehlte es uns nicht und so feierten wir ein heiteres Mahl

und sangen und tranken fast die ganze Nacht hindurch um die Wette. Als der Morgen allmählich zu dämmern begann, hatte sich unsere früher so sehr zahlreiche Tafelrunde bereits so weit vermindert, daß wir nur noch 11 Officiere waren, welche beschlossen das schöne Schauspiel des Sonnenaufganges auf dem Meere zu genießen. Vier von uns gehörten den Husaren, 4 dem Geniekorps, 2 der Infanterie und 1 der Marine an. Von Wein und Begeisterung aufgeregt, gründeten wir einen engen treuen Kameradschaftsbund für unser ganzes ferneres Leben. Wie bald lichtete der Tod aber unsere Reihen und im Sommer 1812 als wir nach Rußland marschirten, waren von uns 11 Officieren, nur noch 3 am Leben, 8 hingegen waren schon geblieben, 1 an Krankheit und 7 auf dem Schlachtfelde. Der Erste von uns, welcher aus dem Leben schied, war ein junger kräftiger Seeofficier, der schon wenige Wochen später in der Seeschlacht bei Abukir den Soldatentod fand. Ein Husaren-Officier, ein sehr genauer Freund von mir blieb in der Schlacht bei den Pyramiden, ein Anderer fiel als Oberst an der Spitze eines Küraſſier-Regiments in der Schlacht bei Wagram. Sinecuren waren die Officiersstellen im Heere eines Feldherrn wie Napoleon wahrlich nicht; die unaufhörlichen Feldzüge an denen wir theilnehmen mußten, forderten ihre Opfer und der Soldatentod auf dem Schlachtfelde war der Mehrzahl von uns beschieden.

Auf der ganzen ferneren Fahrt verbrachten wir

viele nächtliche Stunden in froher Heiterkeit auf dem Verdecke. Es war wirklich oft ein zauberhaft schöner Anblick, wenn die zahlreiche Flotte der vielen großen Kriegs- und Transportschiffe, auf den dunkelblauen Fluthen dahinglitt und das Mondenlicht ihre weit ausgespannten riesigen Segel in silbernem Glanze erscheinen ließ. Diese wundervollen Nächte auf dem Mittelmeer, in Italien, Aegypten, Spanien und den Tropen, mit welcher Sehnsucht habe ich ihrer oft gedacht als das Geschick mich später Jahrelang in den Eiswüsten Sibiriens fesselte!

Ohne Unfall langte unsere Flotte am 9. Juni vor Malta an. Diese Felseninsel befand sich damals noch im Besitz der Malteser-Ritter, eines Ordens der im Mittelalter so große Dienste geleistet und sich den Dank der gesammten Christenheit verdient hatte, für die Jetztzeit aber nicht mehr paßte und nur noch nothdürftig fortvegetirte. Wollte der General Bonaparte Aegypten überhaupt dauernd behalten, so war ihm der Besitz von Malta, das auf der Mitte zwischen Frankreich und letzterem Lande lag, von der größten Wichtigkeit und so beschloß er ungesäumt dessen Eroberung. Die Insel war von einer geringen Zahl, größtentheils schon ziemlich altersschwacher Malteser-Ritter verschiedener Zungen, und von 4000 Malteser-Milizen, durchweg unbrauchbares Gesindel, welche ein französischer Emigré Fürst Rohan befehligte vertheidigt, besaß aber viele in Felsen gehauene Batterien mit zahlreichen schweren Geschützen. Da

der Großmeister der Malteser-Ritter, ein deutscher Graf Hompesch die Uebergabe der Insel mit vollem Rechte verweigerte, so beschloß der General Bonaparte in seiner steten rücksichtslosen, Recht und Gesetz niemals berücksichtigenden Art, solche mit Gewalt zu erobern und ließ dies auch sogleich mit gewohnter Energie ausführen. In der Nacht landeten von allen Seiten die Böte der Flotte, mit Soldaten besetzt, und obgleich einige Batterien ein ziemlich unschädliches Feuer zu eröffnen anfingen, so waren wir doch in wenigen Stunden vollständige Herrn der Insel, mit Ausnahme der Hauptstadt La Valette selbst. Begünstigt durch ihre fast unbezwingliche Lage, hätte diese noch einen längeren Widerstand uns entgegensetzen können, wenn sie energische Vertheidiger besessen. Diese aber fehlten gänzlich, und die meisten Malteser-Ritter benahmen sich mehr als alte Weiber wie als Kriegsleute.

Ich befand mich als Volontär bei einer Truppenabtheilung, welche der General Marmont, erster Adjutant des Obergenerals, kommandirte. Es flogen zwar häufig Kugeln aus den Batterien der Stadt, zu uns hinüber, doch waren sie alle so schlecht gerichtet daß sie unschädlich niederfielen und uns nur Stoff zum Lachen und Scherzen gaben. Gegen Mittag kapitulirte auch die Hauptstadt und so ward die französische Flagge überall auf der Insel aufgezogen, ohne daß diese Eroberung uns auch nur ein Dutzend Soldaten gekostet hätte. Es interessirte mich sehr einige

Stunden in der Stadt La Valette umherzuwandern und ihre Felsenbatterien, stolzen Paläste und prächtigen Kirchen zu bewundern. Wie glorreich und ruhmvoll war doch die Vergangenheit hier gewesen, wie kleinlich und erbärmlich dagegen die Gegenwart! Wir machten hier in Malta, welches der General Bonaparte sogleich für eine Besitzung Frankreichs erklären ließ, reiche Beute an Geschützen, Munition und mehreren Kriegsschiffen des Malteser-Ordens, dann wurden 2 französische Infanterie-Regimenter als Besatzung hier zurückgelassen, die Genie-Officiere erhielten den Befehl die Festungswerke nach den Anforderungen der Neuzeit zu verstärken, alle von dem Orden gefangengehaltenen Türkensclaven erhielten sogleich die Freiheit, und schon nach 2 Tagen segelte unsere Flotte wieder fort. So endete im Umsehen und durch einen Handstreich des Generals Bonaparte, der einst so ruhmreiche und ehrwürdige Orden der Malteser-Ritter, dessen Flagge viele Jahrhunderte ein Schutz der Christen und ein Schrecken der Ungläubigen gewesen war. Wo ein Mann wie Napoleon Bonaparte mit seiner Faust anklopfte, da sank gar manches von Außen noch so stolz und mächtig erscheinende Gebäude, wenn sein Fundament nicht fest auf Granit in die Erde gemauert war, gar bald in Schutt und Trümmern zusammen.

Am 1. Juli schimmerten die Küsten von Aegypten zuerst uns im Glanze der aufgehenden Sonne entgegen. Die Verdecke aller Schiffe wurden bald ge-

füllt mit Soldaten, welche begierig waren dies stolze Land der Pharaonen, von dessen Vorzügen man ihnen in letzter Zeit so Vieles erzählt hatte, zu sehen, ja selbst betreten zu können. Es war grade kein schöner Anblick, welchen die niedere, unbebaute Küste mit ihren Sanddünen uns gewährte und die erste Enttäuschung trat jetzt schon ein. Wie viele und ungleich bittere sollten dieser ersten bald nachfolgen! Da es sehr stürmisch war und das Meer hoch ging, hielt es unmöglich die Truppen auszuschiffen und volle 24 Stunden mußten wir noch längst der Küste hin und her kreuzen, was unsere Ungeduld endlich das Land der Verheißung betreten zu können, nicht wenig steigerte. Erst am Mittag des 2. Juli gelang es mit vieler Anstrengung und nicht ohne Gefahr, denn die See ging immer noch sehr hoch, an 4000 Mann Truppen, den Obergeneral mit seinem Stabe an der Spitze, auszuschiffen, wobei manche Boote so mit Wasser gefüllt wurden daß die darin Sitzenden auch keinen trockenen Faden am Leibe behielten. Unweit der Mündung des Nils, geschah die Landung und mit lautem „vive la France — vive le général Bonaparte“, sprangen die Soldaten an das Land. Da unser „Timoleon“ mit zu den vordersten Schiffen gehörte, so waren wir auch mit die ersten Truppen, welche ausgeschifft wurden. Eine weite, öde Sandwüste, aus der nur hin und wieder die stolzen Wipfel vereinzelter Palmenbäume hervorragten, betraten wir; und aus der Ferne, ungefähr eine deutsche Meile,

schimmerte die Häusermasse von Alexandrien mit ihren zahlreichen Minarets uns entgegen. Obgleich sich an diesem Tage kaum 4000 Mann Landtruppen ausgeschifft hatten, so beschloß der General Bonaparte in seiner nie rastenden Energie doch schon am Abend den Marsch nach Alexandrien und die Eroberung dieser wichtigen Stadt. Ein edles Berberroß, welches bisher dem Großmeister der Malteser-Ritter gehört hatte, war für den Obergeneral von Malta aus mitgenommen und er bestieg solches, während sein Gefolge und alle anderen Generale zu Fuß marschirten. Wir waren in 3 Kolonnen getheilt und die Kolonne zu welcher wir 200 Husaren zu Fuß gehörten und deren Avant-Garde bildeten, befehligte der General Kleber. Wohl eine Stunde mochten wir schon in dem tiefen und heißen Sand der Wüste, welcher unseren Marsch sehr erschwerte und verzögerte, marschirt sein, als plötzlich an 300 Mamelucken im vollen Lauf ihrer Rosse, auf uns zugesprengt kamen. Ihre bunte orientalische Tracht und die edlen reich gezäumten und gesattelten Rosse gewährten uns einen so überraschenden Anblick, daß wir fast unsere Vertheidigung darüber vergessen hätten. Die Donnerstimme des Generals Kleber, erinnerte uns glücklicher Weise noch zur rechten Zeit daran, zu dem 2. leichten Infanterie-Regiment zu flüchten und mit ihm vereint ein Quarré zu formiren, wie dies auch die übrigen Infanterie-Kolonnen bereits gethan hatten. Unter wildem Geschrei sprengten nun die Mamelucken im vollen Lauf

ihrer Wüstenrosse gegen uns an. Wir ließen sie ruhig bis auf ungefähr 180 Schritte nahe kommen, dann kommandirte die sonore Stimme des Generals Kleber Feuer, und wie ein einziger Schuß prasselte die Salve der Infanteristen gegen den Feind, während die Husaren, dem erhaltnen Befehl gemäß, mit ihren kurzen Karabinern als Reserve blieben. Solch einen Empfang hatten die Mamelucken nicht vermuthet, er war ihnen zu unsanft gewesen. Ihre Hengste bäumten sich hoch auf, drehten dann auf den Hinterfüßen kurz um und schnell wie er gekommen, stäubte der ganze Haufe wieder fort und war bald unseren Blicken entschwunden. Ungefähr ein Dutzend todte oder schwer verwundete Mamelucken lagen auf dem Platze und eben so viele Rosse liefen reiterlos umher. Letztere wurden schnell von unseren Soldaten ergriffen, und die höheren Generäle und Stabsofficiere vorläufig damit beritten gemacht. Es war der Befehl schon am Bord der Schiffe bekannt gemacht worden, daß die Soldaten alle erbeuteten Pferde sogleich abliefern und wenn diese kriegstüchtig befunden wurden, eine Belohnung von 200 Franks in Gold, für jedes Pferd erhalten sollten.

Da die Mamelucken sich nicht mehr sehen ließen, so setzten wir nach einer längeren Rast unseren Marsch nach Alexandrien weiter fort und langten gerade bei Sonnenaufgang vor den verschlossenen Thoren der großen, mit einer hohen aber theilweise sehr verfallenen Mauer umgebenen Stadt an. Wir führten kein

Geschütz bei uns, und so glaubte der General Bonaparte, daß es uns kaum gelingen würde, eine so große und volkreiche Stadt durch einen bloßen Handstreich zu erobern. Trotzdem beschloß er wenigstens den Versuch hierzu zu unternehmen. Die Kolonnen der Infanterie setzten sich in Bewegung, während wir Husaren zu Fuß als Reserve zurückblieben. An der Spitze des 2. leichten Infanterie-Regiments drang der General Kleber zu Fuß vorwärts und hatte sich der Stadtmauer an einer Stelle wo diese sehr verfallen war, bereits genähert, als eine Flintenkugel ihn an der Stirn traf. Zwar war die Kugel glücklicher Weise schon sehr matt und auch ihre Kraft durch den Filz und die Wattirung des Generalshutes so geschwächt, daß die Wunde nur unbedeutend war, allein die Erschütterung wirkte so stark, daß der General zu Boden stürzte, fast eine halbe Stunde betäubt dalag und anfänglich für todt gehalten wurde. Von Wuth und Rache über den Verlust des von den Soldaten ungemein verehrten Generals Kleber erfüllt, erkletterten die Infanteristen vom 2. leichten Regiment nun, trotz der Gegenwehr der Türken, die sehr schlecht schossen und nur geringen Schaden zufügten, die Mauern. Als der General Bonaparte sah, daß die Soldaten von der Kolonne Klebers schon die Mauern erstürmten und in die Stadt drangen, gab er den Befehl, daß die Kolonne des Generals Bon, das Thor von Rosette, und die des Generals Vaux ein anderes Thor angreifen sollte. Die Soldaten ver-

fertigten in Eile Pulversäcke aus Schießpatronen, befestigten sie an die ohnehin nicht sehr festen Thore, sprengten solche in die Luft und drangen nun mit lautem „vive la France“ von allen Seiten in die Stadt ein. Die Vertheidigung der Türken war nur schwach und ihr ungeregeltes Feuer that uns nicht vielen Schaden, so daß die Eroberung von Alexandrien der französischen Armee nur 50 Todte und Verwundete gekostet hat. Um 11 Uhr war die ganze große Stadt in unserem vollständigen Besitz und der General Bonaparte konnte seinen Einzug halten. Wir Husaren, welche bisher vor dem Thore aufgestellt waren, um nöthigenfalls als Reserve zu dienen, marschirten nun auch in die Stadt und zwar nach Befehl in Kolonnen von 50 Mann, um sowohl alle Volkshaufen, welche sich etwa noch zu sammeln versuchten, sogleich zu zerstreuen, wie auch um die französischen Soldaten, welche ihre Fahne verlassen hatten um zu plündern, oder sonst Unfug übend in den Straßen umherliefen, zu arretiren. Um nicht den Fanatismus der türkischen Bevölkerung zu reizen, war noch vor der Ausschiffung, allen Truppen ein Tagesbefehl des Obergenerals Napoleon Bonaparte bekannt gemacht worden, daß jeder Soldat der seine Fahne verließe und als Plünderer und Marodeur ergriffen würde, sogleich erschossen werden solle. Trotz der großen Furcht, welche alle Truppen vor dem Obergeneral hegten, war doch die Zuchtlosigkeit von Italien her, im Heere noch so groß, daß auch

hier in Alexandrien sogleich verschiedene Unordnungen vorfielen. Ein Haufe von Soldaten des 2. leichten Regiments, eine Truppe welche sich stets durch großen Muth, aber auch Undisciplin außer Dienst, sehr auszeichnete, war in das Haus eines reichen Türken eingedrungen, hatte den Besitzer schwer verwundet, und die Wohnung zu plündern angefangen. Als ich mit 50 Husaren an die Stelle des Unfugs kam, verweigerten die Soldaten, von denen viele betrunken waren, den Gehorsam, wollten das Haus nicht verlassen und fuhren in ihrem Unwesen fort, dabei uns Husaren verhöhnend. Schon wollte ich auf die Kerle scharf einhauen lassen, als zufällig der Obergeneral von seinem Stabe umgeben, ebenfalls in die Straße geritten kam. Selten habe ich einen Mann vor Zorn mehr erregt gesehen, als Napoleon Bonaparte in diesem Augenblick. „Seid Ihr französische Soldaten und nicht vielmehr infame Canaillen, welche den Ruhm unserer Fahnen entehren? Im Augenblick streckt die Waffen, welche Ihr zu tragen würdig nicht seid,“ donnerte er den Meuterern zu. Willenlos und vor Schrecken und Furcht zitternd, erfüllten die eben noch so übermüthigen Kerle diesen Befehl. Wir mußten sie nun arretiren und nach einem freien Platz vor dem Thore führen, wo sie bewacht wurden. Es ward sogleich ein Standgericht gehalten welches 7 der Haupträdelsführer, darunter 2 Corporale, welche sich mir hatten widersetzen wollen, zum Tode verurtheilte und schon in der nächsten Stunde

wurden sie erschossen, wozu das 2. leichte Regiment selbst die Mannschaft kommandiren mußte. Noch an 8—10 andere Soldaten wurden in Eisen gelegt und an Bord der Kriegsschiffe gebracht, um nach Frankreich auf die Galeeren geschafft zu werden. Den unglücklichen Hauptmann der Kompagnie, welcher diese Soldaten angehört hatten, wollte der Obergeneral erst kassiren lassen, später begnadigte er ihn aber zu einer längeren Festungsstrafe. Auch der Oberst des 2. leichten Regiments soll einen furchtbar strengen Verweis erhalten haben.

Der General Napoleon Bonaparte verstand es Zucht und Ordnung in dem von ihm kommandirten Heere einzuführen und selbst die wildesten Soldaten zu bändigen. Es war aber auch dringend von der Nothwendigkeit geboten, daß wir hier in Aegypten die strengste Disciplin beobachteten, damit wir nicht den Fanatismus der türkischen Bevölkerung aufstacheln und ihren Haß erregten, denn wenn dies geschah, wäre unsere kleine Armee, welche ohnehin von allen Seiten von einer großen Uebermacht erbitterter Feinde umgeben war, entschieden verloren gewesen. So wurde auch der Türke von französischen Militärärzten wieder hergestellt und sein Schaden ihm ersetzt. Zahlreiche Patrouillen und Posten sorgten in Alexandrien für die Ruhe und Ordnung, und den Soldaten war auf das Strengste verboten, irgend ein Haus zu betreten. Dagegen ließ der Obergeneral sogleich Reis, viele hundert Hammel, dann Zucker, Kaffee

und Südfrüchte kaufen, so daß die ganze Armee, welche inzwischen gelandet war und in Zeltlagern unweit Alexandrien lagerte, die beste und reichlichste Verpflegung erhielt. Auch Kaffeehäuser und Kantinen wurden von speculativen Griechen und Maltesern errichtet, sogar öffentliche Häuser mit mehreren hundert feilen Mädchen, unter denen sich Griechinnen, Italienerinnen, Französinnen, aber auch sehr viele Negerinnen alle bunt durch einander befanden. Der Gesundheitszustand aller dieser Dirnen, wurde von einer besonders errichteten Commission französischer Militärärzte sorgsam überwacht und alle an Venerie leidende wurden unnachsichtlich in ein eigens dazu errichtetes Lazareth gebracht. Der General Bonaparte sah sehr wohl ein, daß es nur auf diese Weise gelingen würde, die Soldaten zu verhindern, die strengen Sitten der Muhamedaner hinsichtlich der Abschließung ihrer Frauen, nicht zu verletzen und die Abgeschlossenheit der Häuser der Eingeborenen, zu achten. Es war deshalb stets seine Sorge, daß auch in Cairo und in allen Orten, wo französische Soldaten standen, solche Wirthschaften errichtet und in ihren Verhältnissen sorgsam controlirt wurden. Die Unternehmer aller derartigen Anstalten, erhielten mancherlei Vortheile und so fanden sich auch genug Dirnen aller Art zu diesem ehrlosen Gewerbe.

Die Sorge für die Transportmittel der Armee, beschäftigte den Obergeneral sehr, denn unser ganzes Heer war mit kaum 20 Pferden in Aegypten gelandet.

Es wurden daher sogleich in Alexandrien, für die Lastkarren Esel, Maulesel, Kameele und Büffel gekauft und 200 Pferde, worunter theilweise zwar viele kleine, schwache und kaum brauchbare Thiere waren. 100 dieser Pferde wurden an die Officiere vertheilt, die andere Hälfte erhielt eine Escadron unseres Husaren-Regiments, damit wir doch wenigstens einige berittene Kavalleristen zum Vorpostendienst besaßen. Es kam übrigens im Anfang häufig vor, daß Bataillons-Kommandanten, ja selbst Oberste, auf Eseln reitend, ihre Truppen kommandirten. Die Artillerie suchte man mit Mauleseln zu bespannen, von denen Spekulanten einige hundert von Malta und der Insel Sicilien gebracht hatten. Die Munitionskarren wurden größtentheils von Büffeln gezogen, während Kameele das Gepäck trugen. Später ließ der Obergeneral sogar eine Schwadron reitende Artillerie, bei welcher Dromedare die leichten Geschützröhre, die Munition und die Artilleristen trugen, errichten, und die besonders bei der Verfolgung der Feinde in der Wüste, die besten Dienste leistete. Als das Heer erst einige Zeit in Cairo gewesen war, fehlte es übrigens nicht an sehr guten Reitpferden für die Officiere und die Kavallerie, wie an Zugthieren für die Artillerie und den Train, und es war eher Ueberfluß als Mangel daran.

Der Zufall verschaffte mir schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft in Alexandrien, ein recht gutes Reitpferd für den Preis von 500 Franks. Ein Ma-

meluden=Officier war seinen bei dem letzten Gefecht erhaltenen Wunden erlegen, seine Angehörigen wollten sein Pferd möglichst schnell verkaufen, da sie fürchteten, daß ihnen solches von dem französischen Gouvernement fortgenommen werden könnte, und hatten einen in Alexandrien ansässigen Juden als Unterhändler damit beauftragt. Ich hatte als Anführer einer Patrouille, diesen alten Handelsmann vor dem rohen Muthwillen französischer Soldaten sehr nachdrücklich in Schutz genommen; aus Dankbarkeit suchte er mich am nächsten Tag auf und sagte in italienischer Sprache, er wolle mir wohlfeil ein gutes Pferd verkaufen. Ich ging sogleich auf diesen Vorschlag ein, der Alte führte mich sehr geheimnißvoll in ein entlegenes Haus, wo auf einem großen schön gepflasterten Hofe, ein edler Fuchshengst, arabischer Rasse, angebunden stand. Ich prüfte und probirte das Roß sogleich, und da es mir in jeder Hinsicht gefiel, kaufte ich es alsbald und bezahlte den Preis in Ducaten aus, von denen ich noch immer ein hübsches Sümmchen, in dem Ledergurt um den Leib trug. Dies Pferd hat mir in den nächsten Jahren in Aegypten wiederholt die wichtigsten Dienste geleistet, ja mir bei einer Verfolgung durch seine Schnelligkeit und Ausdauer das Leben gerettet.

Viertes Kapitel.

Mein Eintritt in das Genie-Korps. Examen bei dem Obergeneral Napoleon Bonaparte. Verwendung als Genie-Officier bei den Befestigungen von Alexandrien. Die Seeschlacht bei Abukir mit ihren verschiedenen Einzelheiten. Niederschlagender Eindruck dieser Schlacht bei der französischen Armee in Aegypten. Marsch nach Cairo. Blutiger Aufstand daselbst vom 22—24. October.

Hier in Alexandrien geschah nun die wichtige Veränderung in meinem militärischen Dienstverhältniß, daß ich für immer von den Husaren fort kam und in das Genie-Korps eintrat. Wie ich schon früher anführte, hatte ich bei der Belagerung von Mantua im Sommer 1796 vielfach als Volontär bei den Arbeiten des Genie-Korps Dienste geleistet und diese Waffengattung, ihre Beschäftigung und besonders auch ihr geistig gebildetes Officiers-Korps sehr achten und schätzen gelernt. Auf der Ueberfahrt von Toulon nach Aegypten schloß ich mit einigen jüngeren Officieren besonders enge Freundschaft und der Wunsch für immer diesem Korps anzugehören, war wieder lebhaft in mir aufgestiegen. Der Zufall wollte nun, daß der inzwischen zum Commandant beförderte Capitain vom Genie-Korps, der mich vor Mantua so vielfach

praktisch wie theoretisch unterrichtet hatte, jetzt in Alexandrien von dem Obergeneral den Befehl erhielt, in aller Eile die Befestigungen so weit wieder herzustellen, daß die Stadt wenigstens vor einem Handstreich geschützt war. Ich traf ihn dort wieder, er empfing mich mit alter Freundlichkeit und meinte, es fehle ihm jetzt sehr an einem Gehülfen, da nur wenig Genie-Officiere vorhanden und würde er sich freuen, wenn ich wieder an seinen Arbeiten theilnehmen wolle. Bei der Kavallerie, die ja bis jetzt größtentheils unberitten und daher keine wichtigen Dienste leisten konnte, war ich leicht zu entbehren und so antwortete ich, daß es sogar mein Wunsch sei gänzlich und für immer in das Genie-Korps einzutreten. Seit unser früherer Oberst fort war, gefiel es mir nicht sonderlich mehr in dem 7. Husaren-Regiment, da unser neuer Regimentschef, ein echter Pariser, der auch die geborenen Pariser unter den Officieren ersichtlich bevorzugte, mir wegen seiner Fanfaronaden und seiner Suffisance eine unangenehme Persönlichkeit war. Der Genie-Major billigte meinen Entschluß und versprach die nöthigen Schritte bei dem Obergeneral, von welchem dies allein abhing, zu thun.

Bereits am nächsten Morgen um 6 Uhr ward ich zum General Bonaparte befohlen. Ich traf solchen in dem großen Hause, am Thore von Rosette in Alexandrien, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, schon vollständig in Uniform, an einem Tisch sitzend, der mit Landkarten und Papieren bedeckt war;

neben ihm den General Marmont, der damals sein erster Adjutant war und sein besonderes Vertrauen genießen sollte. Wohl eine halbe Stunde mußte ich warten, bis der General Bonaparte, der mit dem Cirkel stets auf der Landkarte umhermaß, Notiz von mir nahm. Als er seine Arbeit beendet hatte, richtete er plötzlich sein Auge auf mich und musterte mich mit seinem durchdringenden Blick, dann sagte er: „Sie wünschen zum Genie-Korps versetzt zu werden Lieutenant, der Commandant Voisin bevorwortet dies und will Sie gerne zu seinem Adjutanten haben. Wir wollen prüfen ob Sie die nöthigen Kenntnisse hiezu besitzen. Hier der General Marmont wird Ihnen einige mathematische Aufgaben geben, setzen Sie sich damit in das leere Vorzimmer und arbeiten Sie solche aus, gegen Mittag wünsche ich die Lösung zu haben." Der General Marmont gab mir nun die vorher schon auf einen Zettel geschriebenen Aufgaben. Es waren einige nicht allzuschwere Sätze aus der Geometrie, einige Exempel aus der Arithmetik, der Plan zur Anlage einer Schanze mit Pallisaden, welchen ich kopiren sollte und endlich ein Dutzend Fragen über die Geschichte und Geographie von Aegypten. In dem kleinen Nebenzimmer stand eine Kiste, welche als Tisch diente und ein eiserner Feldstuhl; Papier und Dinte hatte der General Marmont mir gegeben und so begann ich die Lösung meiner Aufgaben. Ich hatte mich früher als Student gerne mit Mathematik beschäftigt, auch damals vor Mantua, und wenn ich Lange-

weile in den Kantonnirungen fühlte, zum Vergnügen mathematische Studien getrieben, so fielen mir jetzt diese Aufgaben nicht allzuschwer. Ebenso kopirte ich den Plan möglichst sauber und beantwortete die mir vorgelegten Fragen über Aegypten ziemlich umständlich, da ich in den letzten Wochen in Toulon, als es bestimmt war, daß unser Regiment an der ägyptischen Expedition theilnehmen sollte, mehrere historische und geographische Bücher über dies Land sorgsam studirt hatte. In ungefähr 6 Stunden war ich mit allen Arbeiten fertig und konnte solche dem General Napoleon Bonaparte, als er von seinem sehr mäßigen zweiten Frühstück aufstand, überreichen. Der General sah alles genau durch und richtete noch einige mathematische Fragen an mich, dann sprach er: „Ich bin mit Ihren Arbeiten zufrieden, Lieutenant; Sie scheinen gute Kenntnisse zu besitzen, wo haben Sie solche erworben?“ Ich antwortete, daß ich früher in Deutschland ein gelehrtes Gymnasium und dann eine Universität besucht hätte. „Ja Ihre Landsleute, die Deutschen, besitzen häufig große theoretische Kenntnisse, aber selten viele praktische Tüchtigkeit. — Nun gut, Ihr Wunsch ist erfüllt und Sie sind hiemit, mit Ihrer bisherigen Anciennetät, als Lieutenant in dem Genie-Korps angestellt und vorläufig dem Commandant Voisin zur weiteren Verwendung überwiesen. Dienen Sie in Ihrer neuen Waffe, ebenso tüchtig wie bei den Husaren, ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren und mich freuen, wenn ich Gutes von Ihnen

höre.“ Damit nickte er mir wohlwollend zu und ich war entlassen. Diese neue Wendung meines Schicksals, erfreute mich sehr und voller Dank eilte ich zum Commandant Voisin. Bei dem Oberst des 7. Husaren-Regiments meldete ich mich nun ab, und dieser, der mich persönlich nicht mochte, war froh, daß ich aus seinem Regimente schied. Der Abschied von 10—12 Husaren-Officieren, unter denen ich einige treue und bewährte Freunde besaß, that mir sehr leid, ebenso auch von einem Theil der älteren Mannschaft, mit denen ich die Leiden, aber auch den großen Ruhm der Feldzüge 1795—1798 getreulich getheilt hatte. Der Zufall wollte, daß ich später mit diesem Regimente selten wieder zusammenkam, ja es theilweise sogar gänzlich aus den Augen verlor. Als ich es 1812 auf dem Marsch nach Rußland wiedersah, diente kein mir bekannter Officier und nur noch 2—3 alte Sergeants in demselben, sie hatten den Tod auf den zahllosen Schlachtfeldern gefunden, waren als Invaliden entlassen, oder zu anderen Regimentern versetzt worden.

Der Major Voisin, der mit der Leitung der Befestigungsarbeiten in Alexandrien beauftragt war, nahm mich nun vorläufig als seinen Adjutanten an und ein liebenswürdigerer und wohlwollenderer Chef, unter dessen Anleitung ich hätte mehr lernen können, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der General Kleber, dessen Wunde, wenn auch nicht gefährlich, ihn doch am Reiten hinderte, ward zum Commandanten

von Alexandrien gemacht und 1 Infanterie-Regiment, 300 Artilleristen und 200 Mineurs und Sappeurs als Garnison daselbst zurückgelassen, während der Obergeneral Napoleon Bonaparte mit der übrigen Armee schon am 9. Juli den Weitermarsch nach Cairo antrat. Da die größte Eile bei der Befestigung von Alexandrien geboten war, so ließ der Major Voisin an 2000 ägyptische Bauern oder Fellahs aus der Umgegend zusammentreiben, um unter der Leitung der französischen Sappeurs und Mineurs an den Befestigungen zu arbeiten. Diese Fellahs erhielten ein verhältnißmäßig sehr hohes Tagelohn und waren darüber so erfreut, daß sie den ganzen Tag unaufhörlich mit dem eifrigsten Fleiß thätig waren, während dies den französischen Soldaten bei der furchtbaren Hitze, welche von 11—3 Uhr Mittags herrschte, gar nicht möglich war. Ich hatte eine sehr angestrengte Thätigkeit und war eigentlich den ganzen Tag im Dienst, mußte stets zwischen dem Bureau des Majors Voisin und den einzelnen Befestigungswerken, welche unter der speciellen Leitung verschiedener Lieutenants und Capitains vom Genie-Korps errichtet, hin und her reiten, um Berichte zu machen und Befehle zu überbringen. Der Major Voisin hatte ein Centralbureau von welchem aus er Alles leitete und war mit Geschäften aller Art sehr überhäuft. Jeden Nachmittag um 6 Uhr, mußte ich bei dem General Kleber erscheinen, um diesem einen Rapport über den Stand der Arbeiten und was am Tage Alles geschehen sei,

zu machen. So kam ich mit demselben in tägliche Berührung und lernte ihn gut kennen. Er war Einer der schönsten Officiere, welche ich jemals gesehen habe, an 6 Fuß groß und von stattlicher Haltung. Sein sehr regelmäßiges Gesicht zeigte große Gutmüthigkeit, geistige Lebendigkeit, feurigen Geist und entschiedene Entschlossenheit in seinem Ausdruck. Er besaß diese Eigenschaften sämmtlich in hohem Grade und war daher bei allen Truppen, welche unter seinem Befehle standen, äußerst beliebt. Aber er war auch oft launenhaft, sehr zum Kritisiren geneigt, ja träge und sorglos im Dienst, bis er sich dann plötzlich, wenn die Gefahr drohte, wieder aufraffte, eine ganz bewundernswürdige Energie und die rastloseste Thätigkeit zeigte, und oft in Stunden gleichsam spielend verrichtete, wozu andere Generäle mit der größten Anstrengung Tage gebraucht haben würden. Das ungemeine Feldherrntalent und das Glück unseres jungen Obergenerals Napoleon Bonaparte, hatte seine Eifersucht erregt, er hegte vielen Neid gegen diesen und hörte es nicht ungern, wenn seine Befehle scharf kritisirt und seine Anordnungen bespöttelt wurden. Später, als er den Oberbefehl in Aegypten führte, hatte er sich einen eigenen kleinen Hofstaat von ihm schmeichelnden Officieren gebildet, die Vieles sprachen, ja selbst thaten, was im Interesse der französischen Armee besser unterblieben wäre, und es ging von hier aus eine systematische und oft recht gehässige Opposition gegen Alles was Napoleon Bonaparte that. Da ich

es mir zum festen Grundsatz gemacht hatte, mich niemals in die verschiedenen Partheibestrebungen und Oppositions-Kliquen der einzelnen französischen höheren Generäle zu mischen, so war mir der General Kleber während der ganzen Zeit, welche ich mit ihm in Aegypten zugebracht, stets ein sehr wohlwollender und angenehmer Vorgesetzter. Verbrachte ich meine Tage in Alexandrien, stets in sehr angestrengter, mir dabei aber höchst zusagender Thätigkeit, bei welcher sich meine Kenntnisse im Geniewesen ungemein bereicherten, so waren die Abende dafür desto vergnüglicher. Mit noch 5—6 anderen Officieren, bewohnte ich das große, ziemlich elegant nach orientalischem Geschmack eingerichtete Landhaus eines Beys der Mameluken, der geflohen war, und hatte somit ein vortreffliches Quartier. Wir hielten erst am Abend um 7 Uhr, wenn die Geschäfte beendigt waren, unsere Hauptmahlzeit und da wir Seefische, frisches Geflügel aller Art, trefflichen Reis und dazu vorzügliche Früchte, in Ueberfluß bekommen konnten, und unter den französischen Soldaten sich stets mehrere Kochkünstler fanden, die es verstanden die ausgezeichnetsten Mahlzeiten zu bereiten, so tafelten wir nicht schlecht. Auch an griechischen und italienischen Weinen hatten wir Ueberfluß. Dazu waren sämmtliche Officiere, der Major Voisin an der Spitze, heitere, liebenswürdige und sehr gebildete Männer, die, wenn der Dienst beendet war, auch gerne dessen zwar oft recht lästigen, aber nothwendigen Zwang bei Seite warfen, und des Lebens

Lust an seine Stelle treten ließen. So ward auch häufig bis spät in die Nacht gesungen und da ich damals noch eine recht gute, wohlgeübte Baßstimme besaß, so machten meine deutschen Lieder und unter diesen besonders „Schillers Räuberlied“, oft großes Glück. Wie lebhaft mußte ich dabei des edlen Dichters und der in seinem traulichen Hause zu Jena verlebten gemüthlichen Abende gedenken, wenn ich, der französische Officier, jetzt an den fernen Ufern des Nils, seine Lieder im Kreise meiner Kameraden mit lautem Beifall sang! Auch schlanke, ägyptische Tänzerinnen, mit den großen dunkeln Augen voll verlangender Lust, und ihren zarten, geschmeidigen und dabei doch so üppigen Gliedern, fehlten in unserem Landhause nicht und verschönerten oft unsere Abende. Dabei diese köstliche milde Luft, welche neues Wohlgefühl in die von des Tages Last und Hitze oft sehr ermatteten und erschlafften Glieder goß. Wenn der Vollmond mit seinem klaren Lichte, die Wipfel der hohen schlanken Palmen beleuchtete und die vom Seewind gekühlte Luft über die Terrasse des flachen Daches unseres Hauses, wo wir unsere nächtlichen Feste feierten, mit leisem Fächeln strich, dann waren es wirklich köstliche Stunden, die in ihrer Lust und Freude nichts zu wünschen übrig ließen. Während meiner ganzen Dienstzeit im französischen Heer, entsinne ich mich nicht, eine in jeder Hinsicht angenehmere Zeit verlebt zu haben, als den Monat Juli 1798 in Alexandrien. Dazu trafen von unseren Truppen unter

dem General Napoleon Bonaparte, stets gute Sieges-nachrichten ein, welche uns erfreuten und mit gerechtem militärischen Stolz erfüllen durften. Auch hier wie überall, waren die französischen Fahnen als Sieger aus den heißen Kämpfen hervorgegangen und am 25. Juli hatte der Obergeneral seinen Einzug in Cairo feiern dürfen.

Leider sollten wir in Alexandrien aber bald das traurige Schauspiel der gänzlichen Niederlage der französischen Flotte bei Abukir, in größter Nähe haben. Der Admiral Brueys war mit der Flotte, welche uns von Frankreich nach Aegypten geführt hatte, auf der Rhede bei Abukir zurückgeblieben und hatte die Schiffe dort in langer Schlachtordnung ankern lassen. Da wir viele Bekannte unter den Marine-Officieren besaßen, so fuhren wir an Sonntag-Nach-mittagen in leichten Segelböten oft zur Flotte hinaus, um unsere Freunde am Bord ihrer Schiffe zu besuchen. Wir hörten dann freilich stete Klagen, untermischt mit düstern Prophezeiungen der meisten Officiere über diese Anordnung des Admirals, welche ihnen sehr verfehlt dünkte, wenn die Engländer einen Angriff auf die französische Flotte unternehmen würden. Freilich hielt solcher Mißmuth, die gastfreien Marine-Officiere nicht ab, uns recht fröhliche Bankette in ihren Kajüten zu geben, die oft bis spät in die Nacht dauerten, worauf wir in heiterer Weinlaune wieder an das Land zurücksegelten.

Der kühne englische Admiral Nelson, der vergeblich

versucht hatte, die Ueberfahrt unseres Heeres nach Aegypten zu verhindern, hatte inzwischen die französische Flotte im ganzen Mittelmeer aufgesucht, bis ein griechisches Kauffartheischiff, welches er bei Sicilien traf, ihm mittheilte, daß solche auf der Rhede von Abukir ruhig vor Anker liege. Voller Kampfbegierde kam er, und am Abend des 31. Juli wurden die Mastspitzen der ersten englischen Kriegsschiffe signalisirt. Ein heißer Kampf schien unvermeidlich, und wenn wir Genie-Officiere auch leider nicht dabei thätig sein konnten, so eilten wir doch in die Citadelle, um daselbst bei der Bedienung der Geschütze, welche auf das Meer feuern und so vielleicht die französischen Kriegsschiffe unterstützen konnten, hülfreich zu sein. Die kurze Sommernacht verging bei den angestrengten Arbeiten, und die Aufstellung der Geschütze in der Citadelle war noch lange nicht vollendet und die Vertheidigungsanstalten ließen überhaupt noch Vieles zu wünschen übrig. Ich kenne kein Volk der Erde, welches mir so unangenehm gewesen ist, und gegen welches ich so gerne gekämpft habe, wie gegen das englische, aber der ganz außerordentlichen Tüchtigkeit der Engländer zur See, muß ich stets meine vollste Anerkennung zollen. Dies zeigte sich so recht auch wieder jetzt bei Abukir und die gleich kühne und rücksichtslose Energie, die ohne Weiteres zur Offensive überging, wie auch Napoleon Bonaparte solche bisher stets in seinen Landschlachten bewiesen hatte, entfaltete hier der Admiral Nelson. Auf der französischen Flotte

herrschte die ganze Nacht die regste Thätigkeit, Böte kamen noch an das Land um Munition zu holen und wir konnten die Lichter am Bord aller Schiffe glänzen sehen.

Kaum war die Sonne am Morgen des 1. August so weit aufgegangen, daß wir unsere Ferngläser benutzen konnten, so sahen wir die mächtigen englischen Kriegsschiffe mit vollen Segeln zum Angriff vorrücken. Es war dies ein wunderschönes, mir stets in der Erinnerung unvergeßlich gebliebenes Schauspiel. Die blauen Wellen des Meeres schimmerten im Abglanze des Morgenrothes in rosigen Farben, und wie aus Gold- und Silberfäden gewoben, glänzten die riesigen Segel aller Linienschiffe und Fregatten von den Strahlen der Sonne hell beleuchtet. Da außer einigen Signalschüssen noch kein Kanonenschuß gefallen war, so verfinsterte der Pulverdampf noch nicht die Luft und verhinderte nicht den freien Ueberblick, wie dies später der Fall war. Der Admiral Nelson machte ein kühnes Manöver, theilte seine Flotte und befahl der einen Hälfte zwischen die französischen Kriegsschiffe und das Festland einzudringen, während er mit der anderen Hälfte den Angriff von der Seeseite her begann. Freilich war hiedurch allen seinen Fahrzeugen, welche hinter der Linie der Franzosen eindrangen, der Rückzug abgeschnitten und sie mußten entweder siegen oder untergehen; er gewann aber dadurch den Vortheil, daß er seine Gegner zwischen zwei Feuer nehmen konnte.

Ein mächtiges englisches Linienschiff (ich hörte später es sei die „Troubrigde“ gewesen) segelte an der Spitze, drang hinter der französischen Linie ein, schien aber bald fest auf dem Grund zu sitzen. Zwei andere englische Schiffe, welche ihm folgten, theilten das gleiche Schicksal. Es mochte wohl um 10 Uhr Morgens sein, als die englischen Schiffe ihre ersten vollen Lagen gegen die französischen abfeuerten und diese ihnen kräftig antworteten. Bald tobte der Kampf in voller Wuth, Hunderte der schweren Schiffsgeschütze feuerten oft zu gleicher Zeit und es war ein Krachen und Dröhnen, daß wir in der Citadelle oft unser eigenes Wort nicht verstehen konnten. Ein dichter Pulverdampf überzog mit dunklem Schleier bald die ganze Rhede von Abukir und verbarg alle Schiffe unseren Blicken. Nur bisweilen konnten wir das Feuer einzelner Kanonenschüsse gleich flüchtigen Blitzen durch diesen dicken Nebel zucken sehen, oder, wenn ein plötzlicher Windstoß den Dampf etwas zertheilt hatte, ragten die höchsten Mastspitzen der nächsten Schiffe daraus hervor, während ihr unterer Theil wie mit einem dichten Vorhang verhüllt blieb. Zwar war die französische Flotte stärker wie die englische, aber ein großer Theil ihrer Schiffe kam gar nicht zum Gefecht, da er fast vor Anker lag. Wir in der Citadelle, wo sich auch der General Kleber befand, feuerten bald auch mit voller Macht, und da es an Artilleristen fehlte, half ich mit bei der Bedienung eines Geschützes und hatte zu dem Zweck meinen Oberrock

abgeworfen, so daß mein ganzer Oberkörper nur mit einem Hemde bedeckt war. Ich glaube aber nicht, daß viele unserer Schüsse getroffen und den Engländern Schaden zugefügt haben. Einerseits war die Entfernung doch zu groß, als daß unsere Kugeln alle so weit reichen sollten, zumal wir nur schlechte türkische eiserne Kanonen und sehr grobes und schwaches türkisches Pulver hatten, andererseits verhinderte der dichte Pulverdampf jedes richtige Zielen.

Der heiße Kampf dauerte ununterbrochen den ganzen Tag, auf beiden Seiten wurde mit äußerster Wuth gekämpft und noch war kein bemerkliches Resultat erreicht. Daß die französische Flotte schon große Verluste erlitten hatte, erfuhren wir in der Citadelle, da zahlreiche Böte mit Verwundeten an das Land gebracht, und in die in Eile eingerichteten Hospitäler gelegt waren. Die ganze französische Garnison stand unter den Waffen, da man einen Aufstand der türkischen Bevölkerung befürchtete; alle Geschütze der Feldartillerie, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, waren aufgefahren und zahlreiche Patrouillen durchkreuzten fortwährend alle Straßen, mit dem Befehl jede Ansammlung der Eingeborenen sogleich mit Waffengewalt zu zerstreuen. Der General Kleber war den ganzen Tag zu Pferde, bald hier, bald dort, wo er glaubte, daß die Gefahr am Größten und seine Gegenwart daher am Nothwendigsten sei. Dabei herrschte eine glühende Hitze, die Strahlen der ägyptischen Sonne fielen versengend auf uns herab und

wir zerflossen fast in Schweiß. An Essen und Trinken dachte Niemand in dieser aufgeregten Zeit und ich entsinne mich nur, daß wir ganze Eimer voll trüben lauwarmen Wassers aus den Cisternen tranken, um unseren brennenden Durst wenigstens etwas zu stillen. Die eintretende Dunkelheit machte vorläufig dem Kampfe, wenn auch nicht unserer Aufregung und Anstrengung, ein Ende. Wir erfuhren, daß es auf unserer Flotte sehr schlecht aussehe, die meisten Schiffe viele Mannschaften verloren und argen Schaden erlitten hätten; es sei sehr zu besorgen, sie würden den Kampf, der voraussichtlich am nächsten Morgen wieder mit vermehrter Heftigkeit entbrenne, nicht lange aushalten können. Einige tausend Verwundete waren schon an das Land gebracht und alle Aerzte und Krankenwärter hatten übervoll zu thun. Die ganze Garnison von Alexandrien blieb die Nacht in der angestrengtesten Thätigkeit, um die Befestigungen der Stadt zu verstärken und Alles zu einem Landkampfe vorzubereiten, wenn es nach einem etwaigen Siege der Engländer, wirklich dazu kommen sollte. Auch auf den beiderseitigen Flotten herrschte die ganze Nacht viel Leben und Bewegung, Signalraketen stiegen in die Luft und man sah in der nächtlichen Dunkelheit zahlreiche Laternen am Bord der feindlichen Schiffe. Kaum graute am 2. August die Morgendämmerung, so konnten wir, da der Pulverdampf sich jetzt wieder verzogen hatte, erkennen, daß die englischen Schiffe sich fast auf Pistolenschußweite

den französischen näherten, und bald begann auch der furchtbare Kampf womöglich mit verstärkter Wuth aufs Neue, Alles in Rauch und Dampf hüllend. Von einem verwundeten französischen Seeofficier, der in die Citadelle gebracht war, hörten wir, daß der Admiral Brueys am Bord seines Schiffes von einer englischen Kanonenkugel getödtet sei, und es der Flotte jetzt an einem Ober-Admiral, wie an bestimmten Signalen fehle. Jedes Schiff kämpfe nur noch für sich allein den Verzweiflungskampf, um wenigstens die Ehre der Flagge zu retten, an einen Sieg sei gar nicht mehr zu denken, sondern die Niederlage unvermeidlich. Das waren denn freilich gar traurige Nachrichten. Ein furchtbarer Knall der die Citadelle erbeben machte und eine hell durch den dicken Rauch aufsteigende Feuersäule fesselten plötzlich unsere Aufmerksamkeit. Ein großes Schiff mußte in die Luft geflogen sein und wie wir später hörten, war dies der „Orient", das schönste Linienschiff der ganzen französischen Flotte. Sein Capitain hatte eigenhändig ein Pistol in die Pulverkammer abgefeuert, als er die Unmöglichkeit sah, das total zusammengeschossene und fast zum Wrack gewordene Schiff, noch länger vertheidigen zu können, um nicht die Flagge streichen zu müssen. Wiederholt erkannten wir noch ähnliche, wenn auch schwächere Feuersäulen durch den dichten Rauch und vernahmen Erschütterungen; es brannten noch mehrere Schiffe. Allmählich ward das Getöse der Schlacht schwächer und schwächer und die Kanonenschüsse fielen vereinzelter.

War doch der Kampf beendet, denn es gab keine französische Flotte mehr, welche sich noch zu vertheidigen vermochte. Böte mit Verwundeten und Flüchtigen, Officiere, Matrosen, Marinesoldaten und Infanteristen, alles bunt durcheinander, landeten immer häufiger. Viele Einzelne, welche sich durch Schwimmen gerettet hatten, wurden an das Land getrieben. Freilich eine viel größere Zahl tapferer Männer, ruhte jetzt für immer auf dem kühlen Grunde des Meeres, denn wie ich später hörte, sollen in dieser Schlacht bei Abukir über 4000 französische und 3000 englische Seeleute das Leben eingebüßt haben. Gegen 11 Uhr Morgens verstummte der Kanonendonner gänzlich und da bald auch ein frischer Windstoß den Pulverdampf theilte, konnten wir von der Citadelle aus, die Rhede von Abukir ungehindert überblicken. Es war ein nur zu trauriges Schauspiel, welches wir jetzt sahen und das fast in jedes französische Soldatenauge Thränen des Schmerzes und Zornes trieb. Die ganze schöne Flotte, der Stolz Frankreichs war fast gänzlich vernichtet. Nur die eine Division der Arrière-Garde unter dem Vice-Admiral Ville-neuve, aus 2 Linienschiffen und 2 Fregatten bestehend, hatte sich flüchten können und erreichte glücklich den Hafen von Malta, alle übrigen 9 größeren Schiffe waren in die Luft geflogen, oder niedergebrannt oder befanden sich in der Gewalt der Engländer. Der „Timoleon", das schöne Linienschiff, in welchem ich die Ueberfahrt gemacht hatte, war wie der „Orient" von seinem tapferen Capitain durch

einen Schuß in die Pulverkammer, in die Luft gesprengt worden. Aber auch die Schiffe der englischen Flotte waren, wie wir dies deutlich durch unsere Ferngläser erkennen konnten, sehr arg beschädigt. Viele Masten abgeschossen, die Raen fehlten und das Tauwerk und die Segel zeigten nur zu viele Spuren der Kugeln. Zahlreiche Böte der Engländer fuhren auf der Rhede von Abukir jetzt umher. Englische Matrosen bestiegen die französischen Schiffe, welche in ihre Gewalt gefallen waren und zogen stolz die Kriegsflagge Alt-Englands über die französische als Zeichen des Sieges auf; ein Anblick der das Herz vieler meiner Kameraden empörte, und ihnen in ihrer lebhaften, heißblütigen französischen Art, zahllose Flüche, Verwünschungen, Racheschwüre und Schmerzensausrufungen entlockte. Auch nahmen englische Böte manche Menschen auf, die in das Meer gesprungen waren, um sich aus den brennenden Schiffen zu retten, und jetzt häufig auf Balken, Tonnen, oder in kleinen Böten umhertrieben, und machten sie nach hartem Kriegsgebrauch zu Gefangenen. Es kamen übrigens hiebei oft wunderbare Fälle von Rettungen vor. So war ein junger Lieutenant vom „Timoleon" grade auf dem Hinterdeck, als die Explosion erfolgte und das Schiff in die Luft flog. Er wurde von einem heftigen Luftwirbel erfaßt und flog hoch empor, stürzte dann aber mit sausender Gewalt tief in das Meer hinein. Als sehr geübter Taucher und Schwimmer, tauchte er in die Höhe, bemerkte aber, daß viele

Balken, Eisenstangen und andere Gegenstände, welche aus dem Schiffe ebenfalls mit in die Luft geflogen waren, jetzt niederstürzten und ihn leicht erschlagen konnten. Athem schöpfend, tauchte er dann wieder unter, um durch das Wasser geschützt zu sein. Dies wiederholte er 2—3 mal, bis er endlich sich sicher fühlte und nun durch Schwimmen das Land zu erreichen suchte. Es gelang ihm eine leere Wassertonne zu erfassen und sich mit dem Körper auf diese zu legen, so daß ihn das Schwimmen nicht anstrengte, die aufsteigende Fluth trieb ihn aber in das Meer hinein und machte es ihm unmöglich das Land zu gewinnen. Volle 48 Stunden blieb der Unglückliche so auf seiner Tonne, bis ihn der umsetzende Wind, endlich einige Meilen von Alexandrien entfernt, an das Land warf. Zum Tode ermattet und halb verhungert und verdurstet kroch er hier in ein Gebüsch, um sich vorerst durch Schlaf etwas zu stärken. Herumstreifende Fellahs fanden den Schlafenden, plünderten ihn aus, zogen ihm die Kleider ab, ja wollten ihn schon tödten, als glücklicher Weise eine französische Patrouille erschien, die Kerle verscheuchte und den jungen Officier rettete. In weiser Umsicht ließ der General Kleber, sogleich nach dieser unglücklichen Seeschlacht bei Abukir, zahlreiche französische Patrouillen den ganzen Strand begehen, um Franzosen, welche sich an das Land geflüchtet hatten, zu schützen und um manche Gegenstände aus den untergegangenen französischen Schiffen mit bergen zu helfen. Diese Patrouillen haben

Hunderten von Matrosen und Seesoldaten der Flotte Schutz und Hülfe gewährt. Der so gerettete junge Officier vom „Timoleon," erholte sich in Alexandrien unter der sorgsamsten Pflege sehr bald wieder und machte später den ganzen Feldzug in Aegypten, in der sogenannten „Legion der Marine" mit. Als die Truppen sämmtlich wieder nach Frankreich zurückgekehrt waren, übernahm er das Kommando eines Kaperschiffes, zeichnete sich dabei durch große Kühnheit, aber auch durch schonungslose Härte gegen die Engländer aus, verlor sein Schiff in einem blutigen Seegefecht in den „Westindischen Gewässern," sprang in das Meer, um sich durch Schwimmen zu retten, und trieb abermals einige Tage in einem kleinen Boot ohne Wasser und Lebensmitel umher, bis ein nordamerikanisches Handelsfahrzeug ihn aufnahm und in Bordeaux an das Land setzte. Später zeichnete er sich in der französischen Marine aus, ward zum Linienschiffs-Capitain befördert und hat als solcher vor einigen Jahren noch in der Schlacht bei Navarino mit großer Auszeichnung gekämpft.

In den nächsten zwei Tagen nach der Schlacht bei Abukir, herrschte auf der Rhede große Thätigkeit, denn der Admiral Nelson war eifrig beschäftigt, von den Früchten seines glorreichen Sieges, so viel er konnte einzuernten. Von den erbeuteten französischen Schiffen befanden sich nur noch einige in solchem seefähigen Zustand, daß sie wieder ausgebessert und benutzt werden konnten, diese bemannten die Eng-

länder alsbald und sandten sie nach Gibraltar, um dort wieder gründlich reparirt zu werden. Die zu sehr zusammengeschossenen Schiffe wurden so viel als möglich ausgeleert und dann den Flammen übergeben. Wenn ich nicht irre, traf dies Schicksal auch einige englische Fahrzeuge, welche so fest auf dem Grund saßen, daß sie nicht wieder loskommen konnten. So hatten wir noch vielfach das grausig-schöne Schauspiel brennender Schiffe. Wir glaubten übrigens, der Admiral Nelson würde nach der gewonnenen Schlacht, vielleicht noch einen Landungsversuch in Alexandrien selbst unternehmen, und trafen daher alle Maßregeln, um ihn gebührend zu empfangen. Die Verluste auf der englischen Flotte waren aber so groß, daß es an Officieren wie Matrosen sehr fehlte, und so mußte Nelson schon nothgedrungen von einem weiteren Landungsversuch abstehen. Als er die Schäden auf seinen Schiffen ausgebessert hatte, benutzte er den ersten günstigen Wind und segelte ruhm- und ehrenvoll mit seinen Prisen ab. Hatte er seinen Zweck doch vollkommen erfüllt und die starke Flotte, welche Frankreich besaß, nach muthiger Gegenwehr, total vernichtet. Die große Ueberlegenheit der Engländer zur See über die Franzosen, zeigte sich in dieser Seeschlacht bei Abukir, wieder recht bedeutend. Ich persönlich hatte übrigens, bevor der Admiral Nelson abfuhr, noch ein zwar kleines, aber sehr grimmiges Gefecht mit einer Abtheilung englischer Matrosen zu bestehen. Ich war als Befehlshaber einer der schon angeführ-

ten Patrouillen, die aus 25 Genie-Soldaten bestand, abgesandt und streifte mit meiner Mannschaft die ganze Nacht umher, als wir am Frühmorgen entdeckten, daß zwei Böte mit englischen Matrosen an das Land ruderten, in der Absicht mitgebrachte Wasserfässer an einer Quelle frisch zu füllen. Wir legten uns in einen Hinterhalt und es gelang uns die Engländer bei ihrer Arbeit zu überraschen und von den Böten abzuschneiden. Die englischen Matrosen, ungefähr von gleicher Zahl wie meine Mannschaft, standen unter dem Befehl eines Marine-Officiers und eines blutjungen Schiffskadetten, und waren mit Schiffssäbeln und zwei Pistolen im Ledergurt bewaffnet.

Es kam nun zu einem heftigen Kampf, Mann gegen Mann. Meine Soldaten noch wüthend über das Schauspiel der Niederlage unserer Flotte, stürzten mit wahrer Wuth auf die Engländer und diese wieder vertheidigten sich mit dem Bulldoggen-Muth, den der englische Matrose bei jeder Gelegenheit zeigt. Wohl eine halbe Stunde kämpften wir hin und her, ohne sonderlichen Erfolg auf der einen Seite, dann siegten die besseren Waffen und die größere Gewandtheit meiner Soldaten in deren Handhabung, über den Muth und die Körperkraft unserer Feinde. Ungefähr die Hälfte der Matrosen lag todt oder schwer verwundet am Boden, oder war in unsere Gefangenschaft gefallen, während es dem Rest gelang sich

durchzuschlagen, ein Boot zu erreichen und in das Meer zu segeln.

Von meiner Mannschaft waren 4 getödtet, und 6—8 Mann mehr oder minder verwundet worden. Ich selbst hatte einen sehr hitzigen Kampf mit dem Officier, der fast einem Duell glich. Er feuerte eine Pistole aus großer Nähe auf mich ab, und die Kugel riß mir meine leichte Soldatenmütze vom Kopf. Jetzt drangen wir mit gezückten Säbeln auf einander ein und hieben in unserer Wuth drauf los, daß wirklich die Funken von den Klingen sprühten. Ich war aber ein ungleich gewandterer Fechter als mein Gegner, das sah ich bald ein. So parirte ich denn einen kräftigen Hieb, den er nach meinem bloßen Kopfe führte, und bevor er seine Klinge noch wieder zurückziehen konnte, stieß ich ihm meinen starken, scharfen Stoßdegen grade durch das Herz, mit einem lauten Aufschrei stürzte mein Gegner zur Erde und war auf der Stelle todt. Mit solcher Gewalt hatte ich gestoßen, daß der fallende Körper meines Feindes, mir meine Waffe aus der Hand riß. Die Spitze meiner Klinge war durch die Brust gedrungen und hatte sich dabei etwas krumm gebogen, so daß ich sie nur mit Mühe aus der Wunde wieder herausziehen konnte. Ich entsinne mich kaum, jemals mit solcher Wuth gegen meinen Gegner gefochten zu haben als in diesem Zweikampf, so groß war meine Erbitterung gegen die Engländer. Mit wahrhaft heroischer Tapferkeit vertheidigte sich der kleine Kadett, ein Bürschlein

von kaum 15 Jahren. Er drang mit seinem kurzen Schiffsdegen wie wüthend auf meine Soldaten ein und wollte gar keinen Pardon annehmen. Schon wollte ihm ein Sappeur den Kopf spalten, als ein andrer, ein riesig großer Lothringer ausrief: „Schade um den hübschen Jungen, den wollen wir uns als Gefangenen mitnehmen,“ und mit diesen Worten den kleinen Burschen um den Leib faßte, ihm seinen Kurzdegen aus der Hand schleuderte und nun trotz alles Sträubens, auf den Armen forttrug, wie eine Kindsmagd das ihr anvertraute Kind. So kamen wir mit unserem Gefangenen in Alexandrien an, und da ich zufällig sogleich dem General Kleber begegnete, rapportirte ich ihm den ganzen Vorfall. Der General nahm in seiner Ritterlichkeit den kleinen muthigen Kadetten sogleich zu sich in sein Quartier, belobte ihn wegen seines Muthes und sandte ihn mit einem Schreiben durch ein Parlamentär-Boot an das Schiff des Admirals Nelson. Dieser wollte sich an Großmuth nicht übertreffen lassen, und sandte die 4 oder 5 jüngsten Schiffskadetten, welche in der Seeschlacht gefangen genommen waren, dafür wieder zurück; ließ aber zugleich um die Brieftasche, die Uhr und den Degen des von mir getödteten Marine-Lieutenants, welcher einer sehr vornehmen englischen Adelsfamilie angehören sollte, bitten; natürlich wurden dem englischen Parlamentär diese Sachen sofort ausgehändigt. Es war dies das Erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, mit den Engländern persönlich auf dem Festlande

zu kämpfen. Später in Spanien wie in den Feldzügen von 1809—12 geschah dies noch häufig.

Der Eindruck den der Verlust der Schlacht bei Abukir auf alle französischen Truppen in Aegypten machte, war ein sehr trauriger und niederdrückender. Die Flotte welche uns aus Europa hergebracht und gleichsam die Brücke bildete auf welcher wir zurückzukehren hofften, war nicht mehr vorhanden und somit unsere dereinstige Heimkehr in die weiteste Ferne gerückt, ja selbst gänzlich ungewiß geworden. Eine stärkere und bessere Flotte, wie die welche wir an den Unglückstagen des 1. und 2. August verloren, vermochte ganz Frankreich nicht wieder auszurüsten und da diese nun nicht mehr bestand, so mußten wir befürchten, unsere Rückfahrt sei uns für immer abgeschnitten. Was sollten wir 38,000 Mann französische Soldaten wohl aber für immer in Aegypten anfangen, und welches Schicksal stand uns daselbst bevor? Daß wir zwar die Mamelucken und unsere übrigen Feinde stets schlagen würden, und kein türkisches Heer ein französisches jemals in offener Feldschlacht würde besiegen können, davon waren wir freilich fest überzeugt, aber konnten diese Siege über zwar sehr tapfere, aber dabei undisciplinirte Truppen unser Schicksal umgestalten und uns den Rückweg bahnen? Ein Marsch nach Ostindien war eine Unmöglichkeit, dies sahen nachgerade alle Officiere und Soldaten, mochten sie auch die echt französische Unwissenheit in der Geographie besitzen, vollkommen ein.

Wir hatten uns jetzt schon hier in Aegypten durch die Erfahrung überzeugt, welche unbezwinglichen Hindernisse, die furchtbare, jede Thätigkeit lähmende Hitze des Orients während der Tagesstunden, und die Unmöglichkeit, Lebensmittel und besonders auch Wasser dem Heere auf längere Märsche nachzuführen, für weite Unternehmungen bildeten, und wie mußte dies erst zunehmen je weiter wir nach Ostindien vordrangen. Der Franzose ist im Allgemeinen ein großer Sanguiniker, und leicht dazu geneigt, sich den verschiedenartigsten Eindrücken mit äußerster Lebendigkeit hinzugeben, und so waren jetzt gerade Diejenigen, welche anfänglich die ausschweifendsten Hoffnungen über diese ganze ägyptische Expedition gehegt, solche die größte Heldenthat unserer Zeit genannt und hier wirklich ein Eldorado zu finden geträumt hatten, plötzlich die eifrigsten Gegner und erbittertsten Tadler dieser Unternehmung geworden. „Es sei ein unbesonnener Thorenstreich hierher in dies unbekannte wilde Land zu gehen,“ „der General Bonaparte verdiene die strengste Ahndung, daß er um seinem unersättlichen Ehrgeiz zu fröhnen, jetzt an 40,000 Mann der besten französischen Truppen dem gewissen Untergang hier geopfert habe,“ solche und ähnliche harte Aeußerungen, konnte man in der ersten Zeit nach der Niederlage bei Abukir, besonders von französischen Officieren, nur zu oft hören.

Ich habe an 17 Jahre in der Mitte des französischen Heeres gedient, seine meisten ruhmwürdigen

Feldzüge mit geschlagen, viele Hundert braver Kameraden und lieber Freunde unter allen Truppen desselben gefunden, und schätze und achte die unendlich vielen glänzenden militärischen Eigenschaften der Franzosen gewiß so hoch wie möglich, allein ihr Wankelmuth und ihr schnelles Uebergehen von einem Extrem zum anderen, besonders auch in politischer Hinsicht, sind mir stets äußerst widerwärtig erschienen. Unsere Mannschaft benahm sich im Allgemeinen ruhiger, als leider viele Officiere. „Was macht's aus wenn die verdammten Engländer uns auch zur See schlagen, wir werden sie dafür stets zu Lande schlagen," oder „der kleine Corporal wird es schon machen, so lange wir den Bonaparte noch haben sind wir doch unbesiegbar," sagten die alten Veteranen oft mit vielem Selbstgefühl und beschämten dadurch die Officiere.

Unser bisher so heiteres Leben in Alexandrien hatte durch die Niederlage der Flotte bei Abukir, eine große Veränderung erlitten. Wir waren jetzt nicht mehr in der Stimmung, die Abende bei lustigen Banketten zu verbringen, auch fehlte es uns an Wein hierzu, da der General Kleber auf allen Wein und sonstige Spirituosen bei den Handelsleuten und Marketendern, hatte Beschlag legen lassen, um solche für die vielen Verwundeten in den Hospitälern zu benutzen. Die Engländer hatten noch an 4—500 schwer verwundete Franzosen, welche sie am Bord der gekaperten französischen Schiffe gefunden, durch Parlamentär-Böte an das Land setzen lassen, um sich durch ihre

Aufnahme nicht zu beschweren; so waren sehr viele Lazarethe jetzt in Alexandrien und fast alle größeren öffentlichen Gebäude hatte man zu solchen eingerichtet.

Bis Anfang October blieb ich noch in dieser Stadt eifrig mit Ingenieur-Arbeiten beschäftigt. Der Major Voisin nahm sich meiner mit besonderer Sorgfalt an, und war ein vortrefflicher theoretischer und praktischer Lehrmeister. An Fleiß und Aufmerksamkeit ließ ich es auch nicht fehlen und so habe ich wirklich in dieser Zeit Vieles gelernt, was mir für meine ganze fernere Dienstzeit von größtem Nutzen gewesen ist.

Die Befestigungen von Alexandrien waren jetzt so weit vollendet, daß die Stadt gegen einen Handstreich genügend geschützt war, und so konnte fortan mit geringeren Kräften daran gearbeitet werden. Aus diesem Grunde ward mein Chef nach Cairo kommandirt, um daselbst bei der Anlage von Befestigungswerken thätig zu sein und nahm mich als seinen Adjutanten dahin mit. Wir legten die Reise auf einem großen Nil-Boot zurück und wenn die Fahrt auch nur langsam ging, so gewährte sie doch viele Annehmlichkeiten und ich lernte die Natur des Orients dabei recht kennen. Der General Bonaparte hatte mehrere große Nilbarken zu Kanonenböten einrichten und solche mit Officieren und Matrosen der Flotte, welche sich bei Abukir gerettet, bemannen lassen, und auf einem solchen Schiffe fuhren wir jetzt. Wohl ein Dutzend Transportschiffe welche Vorräthe für die

Truppen von Alexandrien nach Cairo brachten, fuhren in unserer Begleitung, so daß wir förmlich eine kleine Escadre bildeten, wodurch uns manche Unterhaltung gewährt wurde. War der Wind ungünstig, so wurden alle diese Fahrzeuge entweder von mächtigen Büffeln oder auch von Fellahs oder Bauern der Umgegend, die dafür eine kleine Vergütigung erhielten, in langsamem Schritt stromaufwärts gezogen. Aermere Menschen, welche weniger Bedürfnisse haben und ein kläglicheres Leben führen, wie diese ägyptischen Bauern, kann es unmöglich auf dieser Welt geben und doch sind sie stets heiter und zufrieden. Eine Abtheilung von Mamelucken welche sich in einen Hinterhalt gelegt hatte, griff uns eines Tages mit Ungestüm an, in der Hoffnung sich der Schiffe mit leichter Mühe zu bemächtigen und reiche Beute zu machen. Die Kerle wußten aber nicht, daß unser vorderstes Fahrzeug ein Kanonenboot sei, und stoben in großem Schrecken und eiligster Flucht auf ihren flüchtigen Wüstenrossen davon, als zwei Kartätschenschüsse aus unseren Schiffskanonen in ihre Haufen donnerten.

Cairo mit seinen Kuppen und Zinnen gewährte schon aus der Ferne einen ungleich stattlicheren Anblick als Alexandrien, und man erkannte, daß es die Hauptstadt des Landes sei. Wir langten aber gerade zu einer unheimlichen Zeit in Cairo an, denn an demselben Tage als wir landeten, brach ein furchtbarer Volksaufstand daselbst aus. Es war nur eine schwache Garnison in der sehr volkreichen Stadt, da

der Obergeneral Bonaparte mit dem größten Theil des Heeres, auf einer weiteren Expedition sich abwesend befand. Von heimlichen Emissairen der Mamelucken-Beys, Murad und Ibrahim aufgehetzt, begann die Bevölkerung am 22. October den Aufstand. Der Commandant der Stadt, Oberst Dupuis, wollte mit einer schwachen Eskorte die Aufständigen zerstreuen, ward aber von dem wüthenden Volk umringt, entwaffnet und mit allen seinen Begleitern auf das Grausamste niedergemetzelt. Jetzt stürzte die von religiösem Fanatismus und politischem Haß wilderregte Menge, gleich einer Meute wüthender Hunde durch die Straßen und alle Franzosen, welche das Unglück hatten in ihre Hände zu fallen, wurden sogleich ermordet. Dies Loos traf auch manche Verwundete und Kranke, welche in ihren Quartieren lagen, auch einige Gelehrte und Militair-Beamte, so daß man an 160—180 Franzosen rechnet, die auf diese Art umkamen, während glücklicher Weise viele sich noch rechtzeitig retten konnten. Die Garnison der Stadt, zu schwach den Aufstand zu besiegen, zog sich in die Citadelle zurück, und nahm dort eine feste Stellung ein. Zwar versuchte auch hier ein Insurgenten-Haufe einzudringen, allein eine Salve von vier mit Kartätschen geladenen Kanonen, warf ihn ohne Weiteres zurück. So waren die Verhältnisse, als wir am Abend, mit unseren Böten dicht an dem Thore von Cairo landeten. Ein Haufe flüchtiger Franzosen, unter denen sich einzelne Officiere und Soldaten, größtentheils

aber Militairbeamte befanden, kam uns mit der Schreckenskunde entgegen, Schutz und Hülfe bei uns suchend. Unsere Lage war sehr gefährlich, da wir einen Angriff der Aufrührer befürchten mußten, welche sich reiche Beute von unseren Schiffen holen konnten. Der Major Voisin aber, ein Mann von eben so viel Muth wie Umsicht, traf sogleich die nöthigen Anstalten zu unserer Vertheidigung. Alle Fahrzeuge mußten vom Lande ablegen und mitten im Strome liegen, so daß sie nicht ohne Böte erreicht werden konnten. Die 3 kleinen Geschütze des Kanonenbootes, wurden bis fast zur Mündung mit Kartätschen geladen und dann in größter Eile an das Land gebracht und dort so aufgestellt, daß sie den Weg, den die Aufrührer nehmen mußten, wenn sie uns angreifen wollten, bestreichen konnten. Von Mehlfässern, welche schnell an das Land gerollt wurden, errichteten wir vor diesen Kanonen eine Art Brustwehr, über welche nur deren Mündungen hinüber ragten. Ein Pulverfaß ward geöffnet und sein Inhalt ungefähr 200 Schritte von dieser improvisirten Batterie auf die Erde geschüttet und nun eine Zündwurst, wie wir uns solcher bei der Anzündung der Minen bedienten, dahin geleitet. Auch ein Haufe Werg, untermischt mit Pech, ward hingelegt, damit er leicht in Brand gesteckt werden konnte, und seine Flamme die Gegend beleuchtete. Wir Alle arbeiteten mit höchster Anstrengung und es war ein großes Glück für uns, daß die Aufrührer mit Plünderungen und Gräuelthaten so viel

in der Stadt zu thun hatten, daß sie vorerst gar nicht auf uns achteten und uns alle unsere Zurüstungen ungestört vollenden ließen. Gegen 11 Uhr Abends, waren wir damit fertig und ich entsinne mich noch, daß mir das Blut von den Händen lief, so sehr hatte ich bei der Aufstellung der schweren Fässer gearbeitet. Mit Einschluß der zu uns geflüchteten Franzosen aus der Stadt, zählten wir jetzt an 200 Europäer, die Alle wohl bewaffnet und fest entschlossen waren, sich bis auf das Aeußerste zu wehren. So konnten die Aufrührer einen heißen Empfang erwarten, wenn sie wirklich uns angreifen wollten. Gegen Mitternacht kam eine große Menschenmasse aus dem Thore von Cairo heraus und auf unseren Landungsplatz zu. Der Mond der bis dahin klar am Himmel gestanden, war schon hinter Wolken untergegangen, doch konnten wir noch bemerken, daß es mindestens über 1000 Männer waren, welche heranzogen.

Da ich damals äußerst scharf sah, so hatte der Major Voisin mich auf 100 Schritte von der Batterie, gleichsam als äußersten Vorposten aufgestellt, um Alles besser erspähen zu können. Als dieser Haufe nun wohl noch an 300 Schritte von mir entfernt war, rief ich ihn auf französisch an, worauf ein wüthendes Geschrei, untermischt mit dem türkischen Schlachtruf „Allah il allah“ erscholl. In größter Eile, so schnell meine Füße mich nur tragen konnten, rannte ich zu der Batterie zurück, dort den Angriff

der Feinde zu verkünden. „Zu den Waffen," rief nun unser Commandant, „den Hunden wollen wir schon die Lust vertreiben französische Soldaten anzugreifen," und zündete sogleich eigenhändig die Zündlinie an. Hell aufflammte das ausgestreute Pulver, grade in dem Augenblick als die Vordersten des Haufens sich auf der Stelle, wo es lag befanden. Die Flammen verbrannten Viele und verbreiteten Schrecken und Unordnung unter den Uebrigen. Zugleich war auch der Werghaufe entzündet und der dunkelrothe Feuerschein beleuchtete weit aus die ganze Gegend, so daß wir unsere Feinde gut erkennen und scharf auf sie zielen konnten. Nun feuerten wir unsere beiden Geschütze auf die Andringenden ab, während das dritte noch als Reserve zurückblieb. Ein Schmerzens- und Wuthgeheul erscholl als die Kartätschen in den dichten Haufen schlugen, dann rannten Alle in wilder Flucht auseinander gegen die Stadt zu, und wir waren wenigstens für den Augenblick von den Feinden befreiet. Aus Vorsicht ließ der Major Voisin aber sogleich die Kanonen wieder laden und Alles vorbereiten, um einen nochmaligen Angriff, ebenfalls gleich kräftig abschlagen zu können. Da wir Alle todtmüde waren, durften wir uns zum Schlaf auf den Erdboden ausstrecken und nur eine bestimmte Zahl mußte aufbleiben, um die nöthige Wache zu halten und Patrouillen und Posten auszustellen. Die Nacht blieb aber ruhig, da den Aufrührern die Lust vergangen war uns zum Zweitenmal

anzugreifen. Als wir am anderen Morgen die Stelle betraten wo unsere Kartätschen-Salven getroffen hatten, fanden wir an 40—50 todte, oder schwer verwundete Türken daselbst liegen.

In den ersten Stunden des nächsten Tages kam der General Napoleon Bonaparte selbst mit 5000 Mann Truppen anmarschirt. Die Kunde von der Empörung war ihm durch Eilboten nachgesandt worden und er sogleich mit den nöthigen Truppen umgekehrt, um solche mit der größten Kraft zu unterdrücken. Nun wurden sogleich die erforderlichen Anstalten zur Offensive getroffen. Der General Dammartin beschoß mit einer Batterie die große Moschee in welche sich die Aufständischen zurückgezogen hatten, andere Batterien wurden auf den Hauptplätzen der Stadt aufgefahren, um die Straßen mit Kartätschen zu bestreichen, während starke Infanterie-Kolonnen durch die ganze Stadt stürmten und Alle, welche sie mit den Waffen in der Hand trafen, sogleich niederstießen. Zwar kam es noch wiederholt zu blutigen Kämpfen und manche Haufen der Insurgenten, welche von allen Seiten eingeschlossen waren, wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung und ließen sich lieber tödten, als daß sie die Waffen streckten, allein im Ganzen war die Kraft der Empörung gebrochen und schon am 24. October herrschten wieder, wenigstens äußerlich, Ruhe und Ordnung in Cairo. Es sollen an 300 Franzosen und 2—3000 Eingeborne bei diesem Aufstand das Leben verloren haben.

Fünftes Kapitel.

Die Expedition nach Syrien. Eroberung von Jaffa. Plünderungen und Gräuelthaten daselbst. Vergebliche Belagerung von St. Jean d'Acre. Verschiedene Gefechte. Rückkehr nach Cairo. Heimkehr von Napoleon Bonaparte nach Frankreich. Uebler Eindruck davon bei der Armee. Der General Kleber als Oberanführer. Siegreiche Schlacht bei Heliopolis. Ermordung des Generals Kleber. Schlechte Stimmung und Indisciplin unter den Truppen. Landung der Engländer bei Alexandrien im März 1801. Verschiedene Kämpfe. Vertheidigung des Forts Marabout. Meine Verwundung. Kapitulation von Alexandrien im September 1801. Rückkehr nach Frankreich.

Unser Obergeneral Napoleon Bonaparte befahl jetzt Cairo mit befestigten Werken zu versehen und da der Major Voisin die Oberleitung hievon erhielt, so blieb ich bis Mitte Februar 1799 bei ihm in dieser Stadt. Wir wohnten zusammen auf der Citadelle und mit 4—5 anderen Genie-Officieren hatten wir uns einen eigenen militärischen Haushalt daselbst eingerichtet, in welchem wir ganz angenehm und behaglich lebten. Ich hatte viel zu thun, war den ganzen Tag in Thätigkeit, um die verschiedenen Arbeiten zu besichtigen und meinem Chef die nöthigen Rapports abzustatten und mußte am Abend oft noch lange Stunden auf dem Bureau sitzen, Rechnungen revidiren

und Pläne zu der Anlage von Straßen und Batterien kopiren. In meinem Fach als Ingenieur-Officier lernte ich aber viel und machte theoretische und praktische Fortschritte und dies freute mich sehr.

Der Obergeneral hatte jetzt eine Expedition nach Syrien befohlen und ich gehörte zu den Officieren, welche hieran theilnehmen sollten. Am 10. Februar verließ ich Cairo und traf nach theilweise sehr angestrengten Märschen am 18. vor dem Fort El Arisch ein, welches von den Mameluцken stark besetzt war. Wir nahmen solches jedoch bald durch eine Kapitulation und ich erhielt den Befehl dort zu bleiben, um die Errichtung einiger neuen Befestigungswerke, welche der Obergeneral angeordnet hatte, zu leiten. Die Arbeiter hiebei waren Kriegsgefangene. Mitte März wurde ich von diesem Posten abgelöst und erhielt den Befehl so schnell als möglich mich zu der Infanterie-Division des Generals Kleber, welche vor Jaffa stand, zu begeben. Auf einem Dromedar reitend, legte ich die Strecke bis nach Jaffa in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zurück und langte auf das Aeußerste erschöpft, am 5. April daselbst an. Ich war so todtmüde, daß ich kaum auf den Füßen stehen konnte, als ich mich bei dem General Kleber, meinem alten Bekannten und Gönner von Alexandrien her, meldete; dieser aber, ohne auf meinen Zustand nur die mindeste Rücksicht zu nehmen, führte mich sogleich auf einen Platz vor Jaffa und befahl, hier eine Batterie erbauen zu lassen, damit solche Bresche schießen könne. Nur der Genuß

von starkem Kaffee, den ich in Uebermaß trank, vermochte mich auf den Beinen zu erhalten. Wie freute ich mich, als die Nacht einbrach, wir bei der Dunkelheit nicht arbeiten konnten und ich so doch 6—7 Stunden auf den Boden hingestreckt, schlafen konnte. Am 7. April kam es zum Sturm auf Jaffa und ich genoß das Vorrecht der Genie-Officiere, die erste Sturmkolonne zu begleiten, um ihr als Führer zu dienen; der General Bon kommandirte dieselbe und wir drangen von der Seeseite her in Jaffa ein, während der General Lannes durch eine Bresche auf der Landseite stürmte. Es entbrannte ein wilder Kampf in der Stadt selbst, die Türken vertheidigten sich mit der größten Hartnäckigkeit, konnten jedoch der Regelmäßigkeit und Alles zertrümmernden Energie der Bajonnet-Attaquen der französischen Grenadiere, nicht widerstehen. Meine Doppelpistole in der linken, das Schwert in der rechten Hand, gehörte ich zu den Vordersten der stürmenden Soldaten, wie meine Pflicht mir dies gebot, und kam wiederholt in die größte Lebensgefahr. Drei Kugellöcher zeigte meine Uniform und doch ward ich wunderbarer Weise nicht verletzt. Ein reich gekleideter türkischer Bey warf sich mir mit gezücktem Säbel entgegen, einen gewaltigen Hieb nach meinem Kopf führend, allein meine gewandte Fechtkunst rettete mich auch diesmal wieder, und mein Gegner sank bald mit durchbohrter Brust zu Boden. Seinen sehr kostbaren, am Griff reich mit Perlen und Edelsteinen verzierten Säbel, habe ich lange als Beutestück

besessen. — Die beiden französischen Sturmkolonnen nahmen die Türken zwischen zwei Feuer und schossen alles zusammen. Da der türkische Befehlshaber von Jaffa kurz zuvor an 20 französische Gefangene hatte tödten und einem Adjutanten des Generals Lannes, der als Parlamentär zu ihm geschickt war, gegen alles Völkerrecht den Kopf abschlagen lassen, so gaben unsere ergrimmten Soldaten auch jetzt keinen Pardon und schossen alle Türken ohne Weiteres nieder. Die Straßen von Jaffa lagen zuletzt voller Leichen und an manchen Stellen war das Blut zu großen Lachen zusammengelaufen. Die französischen Soldaten, bei denen alle Leidenschaften wild entfesselt waren, drangen in die Häuser der Türken ein, tödteten die Männer, welche sich ihnen widersetzen wollten, nothzüchtigten die Weiber in den Harems, plünderten und zerstörten Alles, kurz verübten so viele Gräuelthaten, wie die Horden des 30jährigen Krieges solche nicht ärger verüben konnten. Dieser mit gegenseitigem Hasse geführte Krieg in Aegypten, hatte die französischen Soldaten wieder sehr verwildert und die Mannszucht ungemein gelockert. Ich selbst mußte an dem Tage der Erstürmung von Jaffa, meinen Säbel noch gegen zwei französische Grenadiere ziehen, welche ein türkisches Weib, das Schutz suchend meine Knie umklammerte, mit Gewalt fortschleppen wollten und meinen Befehl solche unberührt zu lassen, mit frechem Hohn verspotteten. Ich war wüthend vor Zorn und hieb den einen Grenadier so mit dem Säbel über den Arm,

daß er sein Gewehr fallen ließ, worauf sein Kamerad die Flucht ergriff, von mir aber verfolgt mit flachen Säbelhieben gehörig bearbeitet wurde. Mit dem Capitain der Kompagnie, zu welcher diese beiden Grenadiere gehörten, kam ich wegen dieses Vorfalls später noch so heftig zusammen, daß ein Duell nöthig wurde. Wir schlugen uns einige Tage darauf und ich vertraute dabei zu viel auf meine erprobte Fechterkunst, nahm mich nicht gehörig zusammen, und erhielt einen Stich durch das Fleisch des rechten Oberarms, der zwar glücklicher Weise keine Muskeln verletzt hatte, mich aber nöthigte den Arm einige Wochen in der Binde zu tragen, was zwar unbequem war, mich aber nicht am Dienst verhinderte.

Einige Tage nach dieser blutigen Erstürmung von Jaffa, welche mit zu den unangenehmsten Erinnerungen in meiner ganzen militärischen Laufbahn gehört, kam ich zu den Truppen vor St. Jean d'Acre. Diese durch ihre örtliche Lage sehr starke und wichtige Festung ward von den Türken, unterstützt durch einige englische Officiere und französische Emigranten, auf das Muthigste vertheidigt und erforderte eine ebenso schwierige wie langwierige Belagerung. Dazu kam, daß mehrere große englische Kriegsschiffe unter dem Admiral Sidney Smith, im Hafen von St. Jean d'Acre lagen, und die Vertheidigung wesentlich unterstützten. Der französische Genie-General Caffarelli leitete die Angriffsarbeiten zu denen auch ich kommandirt war. Am 20. März wurde zuerst mit der Eröffnung der

Laufgräben begonnen und da der Boden hier größtentheils aus Felsen bestand, so hatten wir eine sehr schwierige Arbeit vor uns, bei welcher wir Genie-Officiere unsere Geschicklichkeit schon zeigen und unsere Ausdauer erproben konnten. Leider hatten wir die Pest jetzt in unserem Lager, mehrere Genie-Officiere waren daran schon erkrankt, einige gestorben und unsere Zahl daher so klein, daß wir kaum unserem Dienst genügen konnten. Es gab anstrengende Arbeiten und Tag und Nacht kam ich nicht aus der Uniform; dabei waren die Arbeiter, größtentheils aus gefangenen Türken bestehend, oft sehr meuterisch und man mußte stets mit der gespannten Pistole neben ihnen stehen, da sie schon wiederholt Mordanfälle auf die sie beaufsichtigenden Officiere und Genie-Soldaten gemacht hatten. Ich selbst mußte einmal einem Türken, der mit hochgeschwungenem Grabscheit auf mich zustürzte, um mich zu erschlagen, eine Kugel durch den Kopf schießen. Am 29. März zündeten wir zuerst eine Mine an, die aber zu schwach geladen war und keinen großen Schaden verursachte, so daß ein Sturm, welchen die französische Infanterie etwas vorschnell unternahm, von den Türken abgeschlagen wurde, wobei die stürmenden Grenadiere großen Verlust erlitten. Der General Caffarelli war wüthend über diese verunglückte Mine und überhäufte einen Capitain vom Geniekorps und mich, welche wir hier diese Arbeiten geleitet hatten, mit so heftigen Vorwürfen, daß nur die Strenge der Disciplin uns dazu zwingen konnte, solche still-

schweigend mit anzuhören. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß wir die Pulverladung zu schwach gemacht hatten, und solche den harten Felsenboden nicht genug sprengte; aber ich war damals noch zu unerfahren, in der Anlage von Minen in Felsen, da bei Mantua, wo ich ebenfalls beim Minenbau thätig gewesen, nur weicher Sumpfboden war. Auch der Capitain, hatte früher noch keine Minen im Felsenboden getrieben und es war ein Fehler vom General Caffarelli, dies nicht genug zu berücksichtigen und uns nicht mehr zu unterstützen. Daß wir übrigens auf die bisherige Weise in dem harten Felsenboden um St. Jean d'Acre nicht viel würden ausrichten können, hatte diese verunglückte Mine recht deutlich gezeigt. Der Muth der Belagerten war jetzt durch den abgeschlagenen Sturm noch wesentlich erhöht und unter Führung von englischen Officieren, unternahmen sie mehrere Ausfälle, welche theilweise einigen Erfolg hatten. Bei einem derselben, welcher am 8. April stattfand, kam ich sehr heftig mit in das Gefecht und wäre fast von englischen Matrosen gefangen genommen, aber glücklicher Weise ward ich durch die große Selbstaufopferung von zwei Sappeurs, welche mich wieder heraushieben, gerettet.

Es fanden nun häufig heftige Kämpfe statt, bei denen mit äußerster gegenseitiger Erbitterung gefochten wurde. Mit unseren Minenarbeiten rückten wir in dem Felsenboden und bei dem Mangel an zahlreichen Arbeitern nicht weit vor, zumal die Belagerten

unter Anleitung zweier emigrirter französischer Genie-Officiere von der ehemaligen königlichen Armee, Contre-Minen trieben und unsere Werke häufig vernichteten. Bei einem dieser vielen Gefechte und Ausfälle ward der General Caffarelli getödtet, was ein großer Verlust für unsere Armee war, da ihm das Lob eines sehr energischen und dabei kenntnißreichen Genie-Officiers, ertheilt werden mußte. Es war übrigens eine ebenso gefährliche wie beschwerliche Lage, in welcher wir uns hier vor St. Jean d'Acre befanden. Unser Heer ohnehin nur schwach, verlor täglich sowohl durch die Kämpfe, wie durch die Pest, viele Soldaten und hatte nicht die mindeste Aussicht auf Ersatz, da wir ja vom Mutterlande abgeschnitten waren. Dazu umgab uns eine mindestens fünffache Uebermacht von zwar glücklicher Weise sehr undisciplinirten, aber äußerst tapferen Feinden; auch hatten wir Mangel an Lebensmitteln und mußten zuletzt auch befürchten, daß uns die Munition ausging. In der That eine verzweifelte Lage, in der wir uns befanden und um aller Schätze der Welt willen, hätte ich nicht die Verantwortlichkeit tragen mögen, welche jetzt auf unserem Obergeneral Napoleon Bonaparte lastete, von dem diese ganze abenteuerliche Expedition ausgegangen war und der jetzt auch die riesige Aufgabe hatte, sie zu einem glücklichen Ende zu führen. Doch ein Mann mit dem unermeßlichen militärischen Genie wie der General Bonaparte, verzagte nicht und seine kühnen Generäle Desaix, Kleber, Lannes, Davoust, Junot und

Mürat wußten seine Befehle schon mit der nöthigen Energie auszuführen.

Am 7. Mai um 10 Uhr Abends unternahmen wir abermals einen heftigen Sturm. Ich befand mich bei der Kolonne des Generals Lannes, deren Avant-Garde vom General Rambeau geführt ward. Es kam in der nächtlichen Dunkelheit zu einem erbitterten Kampfe, Mann gegen Mann und unsere Bajonnette und Säbel wütheten gehörig in den feindlichen Reihen. Schon waren wir ziemlich weit auf einer Bresche, die unsere Artillerie in den letzten Tagen geschossen hatte, vorgedrungen, als plötzlich eine feindliche Mine, welche die fremden Officiere in St. Jean d'Acre mit großem Talente angelegt hatten, krachend in die Höhe flog. Dies brachte unsere Reihen in Verwirrung, in der nächtlichen Dunkelheit vermochten die Officiere die nöthige Ordnung nicht mehr aufrecht zu erhalten, die Soldaten fürchteten neue Minen, kurz unser Sturm ward abgeschlagen und wir mußten unter vielen Verlusten und zuletzt sogar in großer Unordnung zurückfliehen. Unter die Todten gehörten die Generäle Bon und Rambeau, unter die Verwundeten der General Lannes. Es war eine ganz entsetzliche Nacht, wie ich kaum eine grausigere in meinem ganzen so wild bewegten Kriegsleben gehabt habe. Daß ich nicht getödtet oder verwundet, war wirklich als ein Wunder anzusehen, denn ringsum mich her hielt der Tod nur zu reiche Ernten.

Der General Napoleon Bonaparte überzeugte sich,

daß mit unseren geringen Mitteln, die Eroberung einer so geschickt und muthig vertheidigten Festung, wie St. Jean d'Acre, eine Unmöglichkeit sein würde und ertheilte den Befehl zur Aufhebung der Belagerung. Es mag dies seinem stolzen Herzen zwar unermeßlich schwer geworden sein, aber die äußerste Nothwendigkeit gebot es. So ward denn alles Belagerungs-Material, welches wir nicht mitnehmen konnten, in die Luft gesprengt; die Lebensmittel wurden verbrannt und in der Nacht zum 20. Mai der Rückzug angetreten. Ich befand mich bei der Arrière-Garde, und wir wurden beim Rückmarsch durch einen starken Ausfall der Garnison hart bedrängt, schlugen unsere Feinde aber so gehörig, daß sie eine weitere Verfolgung bald aufgaben. So weit waren wir doch noch nicht heruntergekommen, daß wir nicht diese Türken, mochten sie unter der Anführung von englischen und französischen emigrirten Officieren hinter Wällen und Gräben auch noch so tapfer kämpfen, im freien Felde stets zurückschlagen sollten.

Ein Rückzug hat für eine Truppe stets sehr viel Deprimirendes und nun gar ein Marsch im Sommer durch die Wüste von Syrien mit einem Heere, in welchem die Pest wüthet, zählt der Leiden viele. Es kamen furchtbare Scenen vor und wir haben selbst gar manchen pestkranken Soldaten, auf ihr flehendliches Bitten eine Kugel durch den Kopf geschossen, da wir sie nicht weiter transportiren konnten und nicht den umherschweifenden Mamelucken, die sie doch nur auf

das Grausamste ermordet haben würden, überlassen wollten. Wen jetzt die Kräfte verließen und wer nicht mit konnte, der war verloren. Auf meinem kleinen Fuchshengst, welchen ich in Alexandrien gekauft hatte, und der von einer unermüdlichen Ausdauer war, überwand ich alle Schrecken dieses Rückzuges und langte am 15. Juni glücklich wieder in Cairo an. Auf diesem Marsche hatte ich einst eine längere Unterhaltung mit dem General Bonaparte, über meine Vergangenheit, die Studien auf deutschen Universitäten und über den preußischen General von Blücher.

Wir hatten zwar unzweifelhaft mit dieser ganzen Expedition nach Syrien eine entschiedene Niederlage erlitten, welche uns 5—6000 Mann vorzügliche Soldaten kostete, allein unser Obergeneral hielt es dennoch für angemessen nach unserem Einzug in Cairo, ein glänzendes Siegesfest feiern zu lassen. Wozu diese arge Täuschung sein sollte, weiß ich nicht; für die französische Armee ging deren Wirkung verloren. Unsere Soldaten brummten und murrten sehr über diesen ganzen Feldzug in Aegypten und nun gar über diese abenteuerliche Expedition nach Syrien, und die Stimmung des Heeres war nicht die beste. Dazu kam, daß auch in Aegypten selbst, viele Unruhen und Kämpfe vorfielen und ein Theil unserer Truppen beständig auf dem Marsche und im Gefecht sein mußte.

Ich für meine Person blieb für den Rest des Jahres 1799 in Cairo, wo es für einen Officier vom Genie-Korps, sehr viele Beschäftigungen gab.

Wir befestigten einige Zugänge zur Stadt, legten ein befestigtes Lager vor derselben an, und stellten auch mehrere breite Straßen her, um solche mit Geschützen und größeren Truppenmassen passiren zu können. So fehlte es nicht an mannigfachen Arbeiten am Tage, und in den Abendstunden bildeten wir 6—8 Officiere einen geschlossenen militärischen Kreis, spielten Domino, führten viele Debatten, trieben militärische Studien; kurz, unterhielten uns ganz angenehm. Freilich die Lust und Heiterkeit, welche wir im vorigen Jahre noch in Alexandrien gehabt hatten, fehlte jetzt gänzlich, die war seit dem Tage von Abukir bei uns in Aegypten verschwunden. Wir hatten in dem Jahre, das wir hier weilten, bereits 8000 Mann Soldaten verloren, unsere ganze Armee zählte kaum 20,000 Mann unter den Waffen. Ersatz konnten wir von Frankreich nicht bekommen, und die Zahl unserer Feinde wuchs immer mehr, indem jetzt auch die Engländer, mit ihrer Flotte Truppen von Ostindien nach Aegypten führten; Grund genug für uns Officiere zu vielem ernsten Nachdenken, wenn wir freilich selbstverständlich auch nicht im Mindesten den Muth verloren. Einen ungemeinen Eindruck machte die plötzliche Nachricht, unser Obergeneral Napoleon Bonaparte habe sich am 23. August heimlich in Alexandrien eingeschifft, um in Begleitung der Generäle Berthier, Mürat, Lannes, Marmont und Andreossy, welche sein besonderes Vertrauen genossen, nach Europa zurückzukehren. Daß bedeutende politische

Nachrichten den General zu dieser Rückkehr zwangen und seine Anwesenheit in Frankreich zehntausendmal wichtiger war, als jetzt in Aegypten, wo wir ohnehin doch nur eine verlorene Sache führten, unterliegt keinem Zweifel, allein auf die Truppen selbst, machte die Kunde der Abreise, einen äußerst niederschlagenden Eindruck. In Cairo rotteten sich die Soldaten zusammen, schalten laut den General Bonaparte einen Verräther und Feigling, der sie an die Engländer verkauft habe, und jetzt wo die Gefahr drohe, sie feige verlassen wolle, verbrannten sogar eine Puppe, die seine Person vorstellen sollte, kurz, waren einige Tage fast ganz außer Disciplin und es hielt für die Officiere schwer die Autorität nur einigermaßen zu bewahren. Nach und nach beruhigten sich freilich die Gemüther wieder, allein eine Erbitterung gegen den Obergeneral blieb zurück und die Begeisterung, welche die Truppen in den Feldzügen von 1796 und 1797 für ihn gehegt hatten, war gänzlich verschwunden. Es ist bezeichnend, daß Napoleon Bonaparte, später selbst, als er Consul und Kaiser war, die meisten Officiere und Regimenter, welche mit ihm in Aegypten gewesen, persönlich nicht mochte und solche größtentheils zu den entferntesten und gefährlichsten Expeditionen verwandte. Auf St. Domingo und später auch in Spanien, sind die Meisten der „alten Aegyptier“ wie wir durch die ganze Armee genannt wurden, zu Grunde gegangen. Napoleon mochte selbst fühlen, daß der tiefe Riß, welcher damals durch seine Ent-

fernung zwischen ihm und der Armee in Aegypten entstanden war, niemals wieder geheilt werden konnte.

Der General Kleber wurde zum Obergeneral der Armee in Aegypten ernannt, und da der General Desaix ebenfalls bald nach Europa zurückkehrte, so war er gewiß auch die geeignetste Persönlichkeit für diesen wichtigen Posten. Immermehr häuften sich jetzt die Schwierigkeiten desselben, denn von allen Seiten vermehrten sich unsere Feinde. Wollte doch der Sultan der Türkei, sogar ein Heer von 150,000 Streitern nach Aegypten senden, um in Verein mit den Mameluken und den Engländern uns schwaches Häuflein von 20,000 Franzosen zu zermalmen.

Unter solchen wahrhaft hoffnungslosen Aussichten feierten wir das Neujahrsfest 1800 in Cairo, der Muth der Verzweiflung hatte sich eigentlich unser Aller jetzt bemächtigt und wir waren fest entschlossen lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als uns feige zu ergeben.

Am 24. Januar unterzeichnete unser Obergeneral Kleber zu El Arisch eine Convention mit dem türkischen Vezir, daß die französische Armee Aegypten räumen und solches den Türken wieder übergeben wolle, wenn diese sich verpflichteten, uns mit unserem Gepäck und allen Waffen auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückzuführen. Das englische Ministerium, dieser unversöhnliche Feind der Franzosen, verschmähte aber diese Convention und verlangte, daß die französische Armee sich den Engländern kriegsgefangen

ergeben sollte. Als der englische Admiral Keith am 20. März dem General Kleber diesen schimpflichen Vorschlag machte, verwarf er solchen mit vollem Recht. „Soldaten, man antwortet auf solche Unverschämtheit nur mit Siegen, bereitet Euch zum Kämpfen" sagte ein Tagesbefehl Klebers den Truppen. Mit wirklicher Begeisterung wurden diese Worte von den Soldaten aufgenommen. „Vorwärts zum Angriff, lieber sterben als uns den Engländern gefangen geben" riefen sie. Der alte Kriegergeist der Jahre 1795—96, war in seiner vollen Stärke wieder unter den Truppen erwacht und machte diese unbesieglich.

Am 20. März marschirten wir aus Cairo fort, um das türkische Heer anzugreifen. Wir waren nur 10,000 Mann unter den Waffen und das türkische Heer sollte 50—60,000 Mann betragen, und doch zweifelte Niemand von uns, daß wir den Feind vollständig besiegen würden. Da die Befestigungsarbeiten bei Cairo fast vollendet waren und vorläufig ruhten, ich als früherer Kavallerist gut ritt und ein schnelles Pferd besaß, so hatte der General Kleber mich jetzt zu seinem Ordonnanz-Officier gemacht, was mir sehr erwünscht war.

Wir fanden die große türkische Armee auf der Ebene von Matarieh in Schlachtordnung aufmarschirt und griffen solche ohne Weiteres an.

Die Division des Generals Friant aus den Brigaden Belliard und Donzelot bestehend, ungefähr 4500 Mann stark, bildete den rechten, die Division

Reynier aus den Brigaden Robin und Lagrange bestehend, etwas über 3000 Mann stark, den linken Flügel, während die Artillerie und Kavallerie unter dem General Leclerc das Centrum machte. Ohne sich viel mit Schießen abzugeben, stürmten die Infanteristen mit dem Bajonnett vorwärts und warfen die Türken zurück. An Pardongeben dachte Niemand, sondern Alles wurde ohne Weiteres niedergehauen oder gestochen. Unsere Batterien fuhren den Feinden rücksichtslos bis auf halbe Schußweite entgegen und ihre Kartätschenlagen wirkten so verheerend, daß ganze Haufen von Leichen das Feld bedeckten. Auch die Husaren und Dragoner, jetzt Alle mit orientalischen Hengsten beritten und größtentheils mit erbeuteten Damaszener-Säbeln bewaffnet, machten heftige Attaquen und zwar mit dem besten Erfolg. Auch in den folgenden Tagen griffen wir die Türken, welche sich zu sammeln versuchten, wiederholt an und schlugen sie gänzlich, so daß sie sich in wilde Flucht auflösten. Ich kam an allen diesen Tagen kaum aus dem Sattel meines unermüdlichen Rosses und machte eine Attaque der Dragoner mit. So hatten wir denn nicht geringe Erfolge erlangt, die große türkische Armee, welche uns den Untergang bringen sollte, total geschlagen und wenigstens auf dieser Seite wieder Ruhe geschaffen. Diese zweitägige Schlacht bei Heliopolis, wie sie genannt wurde, machte dem Heere große Ehre. Leider aber war während unseres Fortseins aus Cairo dort wieder ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen. Die schwache

französische Garnison daselbst, hatte mit äußerster Mühe den Empörern Widerstand geleistet und sich endlich in die befestigten Forts zurückziehen müssen. Ueber 100 Franzosen waren bei dieser Gelegenheit getödtet und theilweise von dem fanatischen Pöbel in Cairo, auf die grausamste Weise ermordet worden. Jetzt langte aber der General Kleber mit seinem Stabe, zu welchem auch ich gehörte, vor Cairo an und es ward beschlossen, diejenigen Stadttheile in denen die Empörer sich zurückgezogen und verschanzt hatten, mit schweren Geschützen in Grund und Boden zu schießen. Nur die äußerste Strenge konnte uns hier jetzt retten, alle Milde wäre unzweckmäßig gewesen und mußte daher verstummen. Da ich mit den Territorial-Verhältnissen von Cairo durch meinen längeren Aufenthalt daselbst, genau bekannt war und auch an einem Plan der Stadt und der Umgegend mit gearbeitet hatte, so ward ich bei der Anlage der Batterien vielfach verwandt und war Tag und Nacht fast unausgesetzt in Thätigkeit. Am 18. April fingen unsere Batterien das Bombardement an und setzten solches 48 Stunden ununterbrochen fort, bis diejenigen Stadttheile, in welche sich die Empörer größtentheils zurückgezogen hatten, in Flammen standen und ein Schutthaufen waren.

Bald baten die Aufrührer um Amnestie und die regulären türkischen Truppen, welche ebenfalls in Cairo eingedrungen, erhielten freien Abzug nach Syrien. So waren wir denn wieder Herren und Meister der

Stadt und am 27. April konnte der General Kleber seinen Siegeseinzug daselbst halten. Das Talent und die Energie dieses Generals, und der über alles Lob erhabene Muth, welchen jetzt alle französischen Truppen ohne Ausnahme bewiesen, hatte uns noch einmal wieder vor dem drohenden Untergange gerettet.

Ich blieb nun vorerst in Cairo, um bei Aufräumung der Trümmer der zusammengeschossenen Stadttheile und der Anlage breiter Straßen für unsere Truppen mit thätig zu sein. Hatte es doch wirklich mitunter den Anschein als sollte Aegypten für immer eine französische Kolonie bleiben und wir dessen beständige Garnison bilden, und so wollten wir uns so sicher und bequem, wie nur möglich, daselbst einrichten. Auch die Administration ward jetzt von französischen Beamten eingerichtet, und alles angewandt um als Contribution so viel Sold wie das Heer bedurfte, von den Eingebornen zu erlangen. Da wir ja nun schon fast 2 Jahre von Fränkreich gänzlich abgeschnitten waren, so hatten wir auch keinen weiteren Sold bekommen, als solchen, den die ägyptischen Kassen uns lieferten. Auch unsere europäischen Uniformen waren sehr abgerissen und da Tuch hier fast gar nicht zu haben war, so trugen die Truppen meist Hosen und Jacken aus Baumwollenstoff und Mäntel aus Kameelhaaren gewebt; dazu häufig Sandalen nach morgenländischer Art. Diese Kleidung sah zwar sehr häßlich und nicht im Mindesten militärisch aus,

war aber bequem und für das heiße Klima sehr passend.

Da unser Heer ungemein zusammengeschmolzen war, und wir aus Frankreich keinen Ersatz bekommen konnten, so sorgte der General Kleber dafür, daß wir solchen so viel als möglich, aus dem Orient selbst empfingen. So ward eine griechisch-italienische Fremdenlegion gebildet, ein Korps, das ärgste Gesindel enthaltend, welches ich jemals auf einem Platze vereinigt sah. Die Kerle raubten und plünderten furchtbar, verübten alle möglichen Gräuelthaten und leisteten im Kampfe selbst sehr wenig. Auch eine sogenannte „Legion der Kopten" ward errichtet, welche aber auch nicht viel Nutzen verschaffte. Weit bessere Dienste leisteten an 500 Neger aus dem Innern von Afrika, die als Sclaven gekauft und dann an die einzelnen Regimenter vertheilt wurden. Besonders zu den Mineurs und Sappeurs kamen viele Neger und wir nahmen solche gerne, da sie die Arbeiten in der Hitze weit besser vertragen konnten, wie die Europäer. Ich selbst habe zuletzt 12—16 dieser Negersoldaten um mich gehabt und solche als vorzüglich brauchbare und treue Soldaten sehr schätzen gelernt. Sie begleiteten mich später nach St. Domingo und haben daselbst größtentheils ihren Tod gefunden.

So besserten sich im Sommer 1800 unsere Verhältnisse in Aegypten entschieden, und wir machten uns schon mit dem Gedanken vertraut für immer in diesem Lande zu bleiben, als ein höchst unglückliches

Ereigniß unsere Anstrengungen wieder vernichtete. Es war dies die Ermordung unseres Obergenerals Kleber am 14. Juni zu Cairo. Ich war in der letzten Zeit fast täglich mit dem General in Berührung gekommen, hatte mich dabei immer mehr von der Redlichkeit seines Charakters und der Tüchtigkeit seiner Talente als Obergeneral überzeugt und ihn deshalb ungemein achten und schätzen gelernt. Daß er Napoleon Bonaparte nicht liebte, von Eifersucht gegen diesen erfüllt war, und keine Gelegenheit vorübergehen ließ über ihn zu spötteln, wollte mir zwar niemals recht gefallen, ging mich aber eigentlich nicht viel an.

Bei diesem täglichen Verkehr mit dem General Kleber, hatten ich und meine Kameraden uns schon oft über seine große Sorglosigkeit in Betreff seiner persönlichen Sicherheit gewundert, ja ihm sogar schon wiederholt deshalb Vorstellungen gemacht. Es war bekannt, daß in Cairo Meuchelmörder sich befanden, welche dem General Kleber nach dem Leben trachteten, und doch ging dieser stets so sorglos umher, als befinde er sich mitten in Frankreich. Wenn der General Napoleon Bonaparte sich öffentlich zeigte, so umgaben ihn stets Adjutanten und mehrere Guiden gingen oder ritten vorne und hinten, allein Kleber wollte alle solche Vorsichtsmaßregeln, so dringend nothwendig sie auch waren, nicht dulden.

Am Abend des 13. Juni war ich längere Zeit wegen einer militärischen Meldung bei dem General gewesen; hatte ihm über den Durchbruch einer breiten

graden Straße, welche direct von der Citadelle nach dem Nil führen sollte, berichtet und der General, welcher sich hierfür sehr interessirte, versprach in den nächsten Tagen das Terrain zu rekognosciren. Es sollte dies nicht geschehen. Am Nachmittag des 14. Juni, hielt er, wie er dies stets liebte, seine gewöhnliche Promenade im Garten des Palastes, welchen er bewohnte. In seiner Begleitung befand sich nur der Architekt Profain, dessen Gesellschaft er gerne um sich hatte. Ein fanatischer Türke, Namens Soleyman, der nur das Werkzeug höherer Anstifter war, stürzte plötzlich auf den arglos umhergehenden General zu, ihm bevor Herr Profain dies zu verhindern vermochte, 4 Dolchstiche in die Brust versetzend. Schon in den nächsten Stunden erfolgte der Tod. Der Mörder ward von einigen Soldaten ergriffen und einige Tage später hingerichtet; mit ihm noch mehrere Scheiks von Cairo, welche in diese Verschwörung verwickelt gewesen waren.

Die Bestürzung des Heeres über diese Ermordung des Generals Kleber, war eben so groß wie gerecht. Wir hatten einen ungeheuren Verlust erlitten; dies fühlten wir Alle und die Wuth unserer Soldaten war so groß, daß sie nur mit Mühe verhindert werden konnten, ganz Cairo niederzubrennen und alle Türken zu ermorden. Excesse gegen Unschuldige wurden ohnehin in den ersten Tagen der Aufregung, manche verübt. Das Begräbniß des ermordeten Generals, war ungemein feierlich und die wahre Trauer

aller Truppen, welche dabei folgten, verlieh ihm ein sehr ernstes Gepräge. Einen kleinen Bleistifthalter von Silber, welchen mir der General Kleber in seiner liebenswürdigen Weise einst schenkte, als ich meinen Bleistift verloren hatte, habe ich als theures Andenken lange aufbewahrt, bis mir solcher bei meiner schweren Verwundung vor Saragossa, abhanden kam.

Unter den in Aegypten anwesenden höheren Generälen wäre der Divisions-General Reynier entschieden der fähigste zum Oberanführer unseres Heeres gewesen, allein leider war der Divisions-General Menou älter im Rang, wie er, und übernahm daher den Oberbefehl. Das war ein großes Unglück für das Heer, denn der General Menou zeigte sich entschieden unfähig für diesen eben so schwierigen wie wichtigen und verantwortlichen Posten. Er war ein eitler, bequemer und energieloser Mann, der zwar seine Brigade oder Division ganz gut führen konnte, wenn Männer wie Bonaparte oder Desaix oder Kleber das Heer kommandirten, aber als Obergeneral entschieden nicht an seinem Platze. Ich persönlich bin fast gar nicht mit ihm in Berührung gekommen und sprach ihn auch nur einigemal.

Wir sollten bald einen neuen und sehr gefährlichen Feind in Aegypten zu bekämpfen haben und zwar englische Truppen, welche von Europa kommend, in der Stärke von 20,000 Mann an den Mündungen des Nils zu landen suchten. Ich ward im November 1800 wieder nach Alexandrien kommandirt, um an

der Befestigung des Forts von Abukir mit arbeiten zu helfen. Es war ein trauriger, unangenehmer Aufenthalt und weit entfernt von dem vergnügten Leben, welches ich im Juli 1798 in Alexandrien geführt hatte. Dazu kam, daß wir jetzt oft sehr widersprechende Befehle erhielten und die Unsicherheit, welche sich im Oberkommando nur zu bemerklich zeigte, sich selbst bis auf unsere Verhältnisse zu erstrecken begann. Namentlich war der General Friant, der die Truppen in Alexandrien kommandirte, ein entschiedener Gegner von dem Obergeneral Menou und dem militärischen Hofstaat, welcher sich um diesen gebildet hatte, und liebte es sehr, auf eigene Hand Anordnungen zu erlassen, welche zu den Befehlen, die wir von Cairo empfingen, nicht passen wollten. So gab es gar manche Unordnungen und Widersprüche, alle möglichen Partheien bildeten sich und man wußte nicht recht, was man thun und woran man sich halten sollte. Auch die Disciplin der Truppen fing an sich bedenklich zu lockern, die Soldaten wurden des langen Aufenthaltes in Aegypten überdrüssig, es kam wiederholt zu gröblichen Unordnungen; kurz, man merkte es immer mehr in Allem und Jedem, daß die feste Hand unter solchen Verhältnissen ein Oberkommando zu führen, jetzt fehle. So traten wir denn Alle in recht gedrückter Stimmung in das neue Jahr 1801 ein.

Am 1. März erschien auf der Rhede von Abukir, einst der Schauplatz der für die Franzosen so traurigen Seeschlacht, eine starke englische Flotte, welche 17,000

Mann Landungstruppen an Bord hatte, während die ganze Macht des Generals Friant nur 5200 Mann, von denen aber nicht mehr als 4000 Mann noch im freien Felde kämpfen konnten, betrug. So war denn eine bedeutende Verstärkung dringend nothwendig und Friant sandte Eilboten über Eilboten nach Cairo, an den Obergeneral Menou, um solche zu erhalten. Es war ein Glück, daß ein heftiger Wind die Engländer mehrere Tage an der Landung verhinderte, so daß wir Zeit gewannen, wenigstens etwas unsere Vertheidigungsanstalten zu verstärken. Wir stellten uns nun in einer Reihe hinter den Dünen auf und errichteten so gut es in der Eile gehen wollte, mehrere Batterien, allerdings einsehend, daß wir zu schwach waren auf die Länge einen ernsthaften Widerstand zu leisten. Am 8. März begannen die Engländer die Landung unter dem Schutz der schweren Geschütze ihrer Linienschiffe und wir waren zu schwach, um dies zu verhindern. Es kam bald zu einem heftigen Kampfe zwischen dem 23. englischen Linien-Regimente und einigen Kompagnien französischer Grenadiere vom 61. Regiment, und der erbitterte Haß, der stets zwischen den Franzosen und Engländern bestanden hat und wahrscheinlich für alle fernere Zukunft auch stets fortbestehen wird, zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder recht bemerklich. Unsere Truppen fochten zwar mit dem äußersten Muthe, allein die Uebermacht war zu groß, und der General Friant, wohl einsehend daß er alle seine schwachen Kräfte zusammennehmen

müsse wenn er Alexandrien noch vertheidigen wolle, ertheilte selbst den Befehl zum Rückzug. Wir arbeiteten nun Tag und Nacht an der Verstärkung der leider nicht sonderlich starken Werke von Alexandrien und hofften wenigstens uns so lange vertheidigen zu können, bis der General Menou uns Hülfe von Cairo sandte, zumal der heftige Wind die Engländer jetzt wieder mehrere Tage verhinderte ihr Kriegsmaterial an das Land zu setzen. Ich war nun schon seit 10 Tagen nicht mehr aus der Uniform gekommen und konnte mich vor Müdigkeit und Mattigkeit kaum noch auf den Füßen halten, so sehr war ich Tag und Nacht in Thätigkeit gewesen.

Am 12. März kam der General Abercrombie, der die englischen Landtruppen kommandirte, gegen die feste Stellung anmarschirt, welche wir zwischen dem See Mahadih und dem Kanal von Alexandrien einnahmen. Wir hatten in Eile Feldschanzen aufgeworfen und Gräben gezogen, und waren wir hier auch nur 4000 Infanterie und 1200 Mann Reiter mit 21 Geschützen stark, so hofften wir doch den tödtlich gehaßten Engländern wenigstens einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen zu können. „Sollen und müssen wir untergehen, so soll dies wenigstens mit Ehren geschehen," war der feste Wille aller unserer Soldaten. Ich befehligte ein Detaschement von 40 Sappeurs; wir waren im Centrum unserer Stellung, um überall dort, wo es nöthig sein sollte, sofort mit eingreifen zu können. Der englische General hielt

es nicht gerathen noch am 12. März zu stürmen, sondern beschloß dies erst am nächsten Tage zu thun. So griffen uns denn am Morgen des 13. März, 15,000 Mann sehr gut ausgerüstete englische Landsoldaten, mit voller Kraft an, und bald kam es zu einem heftigen Kampfe.

Es fehlte uns ein tüchtiger gemeinsamer Oberbefehl; jeder General manövrirte so ziemlich nach eigener Willkür, auch war die feindliche Uebermacht zu groß, und obgleich die einzelnen Regimenter sehr muthig fochten, so wurden wir doch gezwungen den Rückweg nach Alexandrien anzutreten. Ich mit meinen Sappeurs gehörte zur Arrière-Garde und wir hatten Befehl mehrere Brücken zu sprengen und Schleusen zu zerstören, um den Vormarsch der Feinde zu erschweren. Obgleich wir nun hierbei stundenlang im heftigsten feindlichen Feuer arbeiten mußten, so wurden doch nur 2 Mann von uns verwundet, so äußerst ungeschickt schossen die Engländer.

Das englische Heer breitete sich nun in den nächsten Tagen in der Ebene aus und beschränkte uns auf die Stadt Alexandrien und die umliegenden Forts, welche wir in den letzten Jahren neu erbaut oder doch sehr verstärkt hatten. Am 19. März kam der Obergeneral Menou mit 6000 Mann Truppen von Cairo uns zur Hülfe, so daß wir ungefähr 10,000 Mann Combattanten im freien Felde aufstellen konnten. Es fielen am 20. und 21. März noch wiederholte heftige Kämpfe vor, an denen ich

aber persönlich keinen Antheil nahm, da ich mit Befestigungsarbeiten in Alexandrien selbst vollauf beschäftigt war. In einem dieser Kämpfe, wobei besonders die französische Kavallerie sich sehr auszeichnete, und selbst in das englische Lager eindrang, wurde der feindliche Obergeneral Abercrombie getödtet. Unser schließliches Schicksal freilich konnte hierdurch wohl verzögert, aber nicht mehr geändert werden, dazu war es zu spät.

Es traten nun zu Alexandrien sehr unangenehme Zustände ein. Die Zerwürfnisse zwischen dem Obergeneral Menou uud dem General Reynier, wurden so heftig, daß Letzterer den Gehorsam verweigerte und schließlich mit noch 6—8 Officieren seines Stabes, auf einer leichten Corvette, welche sich durch die englische Flotte schlich, nach Frankreich zurückgeschickt wurde. Unter den Truppen wurden Meutereien und grobe Insubordinationsfälle ganz gewöhnliche Erscheinungen. Die alte Erfahrung, daß die Disciplin der französischen Armee stets nur sehr locker war, und nur so lange vorhält, als das Heer im Glück und Sieg ist und die Generäle Erfolge zu erringen vermögen, aber sehr bald zusammenbricht, sobald das Gegentheil hiervon eintritt, zeigte sich auch jetzt wieder.

Es war ein Glück, daß der englische General Hutchinson, der jetzt den Oberbefehl führte, mit ungemeiner Langsamkeit und Schwerfälligkeit manövrirte und keine Spur von kühnem Unternehmungsgeist zeigte, sonst hätte er der französischen Herrschaft in

Aegypten, viel früher als dies geschah, ein gänzliches Ende bereiten können. Von allen Seiten drangen jetzt die Feinde gegen uns Franzosen ein; eine starke türkische Armee erschien wieder in Aegypten, an 6000 Engländer landeten, von Ostindien kommend, in Suez und der General Hutchinson der neue Verstärkungen auf dem Seewege empfangen hatte, zählte jetzt 27,000 Mann. Dazu noch zahlreiche Mameluckenschwärme und eine von religiösem Fanatismus gegen uns erfüllte Bevölkerung. Nach einem Rapport bestand Ende Mai die ganze Zahl der in Aegypten befindlichen Franzosen nur noch aus 23,000 Mann, darunter 15,000 unter den Waffen; die übrigen hatte der Tod durch feindliche Kugeln, durch die Pest oder andere Krankheiten schon geholt.

Ein großer Uebelstand, der uns in Alexandrien viel Elend machte, war die mangelhafte Verproviantirung. An Fleisch war der größte Mangel und es wurden zuletzt die Pferde geschlachtet, um wenigstens etwas Fleisch für die Hospitäler zu bekommen. Auch ich schoß zuletzt meinem kleinen Fuchshengst, der mir während der 3 Jahre in Aegypten so viele und treue Dienste geleistet hatte, eine Kugel durch den Kopf, da ich kein Futter mehr für ihn bekommen konnte. So herrschten Noth und Elend, Hunger und ansteckende Krankheiten jetzt in Alexandrien und decimirten die Reste der Truppen, welche die feindlichen Waffen bisher noch verschont hatten.

Ich war jetzt im Fort Marabout von Alexandrien

kommandirt und hatte dort sehr viel zu thun. Die Engländer begannen Ende Juli die Belagerung und wir setzten ihnen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Bisher war ich stets nur bei der Belagerung von Festungen thätig gewesen, jetzt sollte ich auch als Genie-Officier, in einem belagerten Fort beschäftigt sein. So lange als möglich fuhren wir fort, Alles was die Geschütze der Feinde am Tage zerstört hatten, des Nachts wieder herzustellen, und gegen die feindlichen Minen, wieder Contre-Minen zu treiben. Dabei hatten wir nur trübes, warmes Cisternenwasser zum Trinken und etwas Reis und halbvermoderten Schiffszwieback zum Essen. Es war eine böse Zeit, und wir zuletzt halbverhungert, so daß die Uniformen nur so um unsere mageren Glieder schlotterten. Ich erhielt durch eine platzende Granate eine Wunde am linken Schienbein, die mir viel Schmerzen verursachte, obgleich sie nicht gefährlich war. Den verwundeten Fuß mit grünem Rasen, um welchen dann Bandagen gewickelt waren, dick bedeckt, humpelte ich an einer Krücke stets umher und that so viel als möglich Dienst. Ich war zuletzt der einzige Genie-Officier im Fort, da vier Kameraden am Typhus gestorben. Am 22. August war das ganze Fort Marabout nur noch ein einziger Trümmerhaufen, so daß wir es räumen und den Engländern übergeben mußten, um uns nach Alexandrien zurückzuziehen. Hier fand am 25. August noch ein heftiger Kampf statt, der aber das Schicksal der Stadt weiter nicht entscheiden konnte. Zwar

hätten wir die Werke noch einige Wochen, ja selbst Monate halten können, denn die Engländer verstanden die Belagerungsarbeiten herzlich schlecht, allein was hätte dies geholfen, da eine Befreiung ja von keiner Seite mehr möglich war, und Hunger und Noth unsere Reihen täglich mehr lichteten. Die Garnison von Cairo ungefähr 6000 Mann stark unter dem General Belliard, hatte bereits am 27. Juni kapitulirt und war mit Gepäck und Waffen auf englischen Schiffen nach Frankreich transportirt. So trat denn auch jetzt in Alexandrien ein Kriegsrath der französischen Generäle zusammen, um über die Räumung von Aegypten mit den Engländern zu verhandeln. Am 2. September 1801 ward diese Konvention zwischen dem General Menou und dem englischen Obergeneral Hutchinson abgeschlossen. Die Franzosen übergaben ganz Aegypten mit allen Befestigungen, Vorräthen, schweren Geschützen und Pferden der Armee, den Engländern, sollten aber dafür mit Wehr und Waffen, und dem persönlichen Gepäck aller Officiere und Soldaten, ferner den Kunstschätzen und Alterthümern, welche die wissenschaftliche Kommission zusammengebracht hatte, in englischen Transportschiffen frei nach Frankreich zurückgebracht werden.

Dies war das Ende der ägyptischen Expedition und wir verließen das Land, arm wie wir gekommen waren, nachdem wir 3 Jahre und 2$^1/_2$ Monate daselbst zugebracht hatten. An 18--19,000 Mann der besten französischen Truppen hatte diese Expedition

gekostet, denn 35,000 Mann hatten sich dahin eingeschifft und nur zwischen 17—18,000 Mann, darunter viele Kranke und Invalide, verließen es wieder; alle Uebrigen deckte der ägyptische Sand. So zählte z. B. das 7. Husaren-Regiment, mit welchem ich mich im Frühling 1798 in Toulon einschiffte, damals 500 Mann und jetzt im Herbst 1801 kehrte solches aus Alexandrien mit 200 Mann zurück, das 22. Chasseur-Regiment hatte nur noch 170 Mann, das 18. Linieninfanterie-Regiment 600 Mann und so fast alle Korps. —

Meine Wunde am Fuße hatte sich in den letzten Tagen so verschlimmert, daß ich nur mit den heftigsten Schmerzen mühsam am Stocke umherhumpeln konnte. Glücklicher Weise hatte ich einen Mineur-Ouvrier Namens Hassan, einen kohlschwarzen Neger aus Aethiopien, der schon an 2½ Jahre in der französischen Armee diente, als Bedienten und dieser treue Mensch pflegte mich mit großer Beharrlichkeit. Am 11. September erhielt ich den Befehl mich mit 40 anderen Officieren, größtentheils Verwundeten und Kranken und 150 Sappeurs und Mineurs, an Bord des großen englischen Ostindienfahrers „Ganges,“ der jetzt als Truppentransportschiff diente, zu begeben und am 12. September lichtete das Schiff die Anker. Ich hatte mich auf das Verdeck begeben und ganz eigene Gedanken durchzuckten meine Brust, als die Spitzen der Moscheen von Alexandrien und bald auch der letzte schwache Saum der ägyptischen Küste,

meinen Blicken entschwanden. Mit wie reichen Hoffnungen hatten wir Alle dies wunderbare Land betreten, und wie arm und bitter enttäuscht, halb aus Gnade auf feindlichen Schiffen transportirt, verließen wir es wieder. Ein bedeutungsvoller Abschnitt meines Lebens, reich an Gefahren und Strapazen, aber auch an Erfahrungen und erworbenen Kenntnissen, lag jetzt hinter mir.

Unsere Verpflegung auf dem Schiffe war schlecht, und wir litten besonders Mangel an gutem Trinkwasser. Die englischen Officiere und Matrosen waren unfreundlich, ja selbst sogar grob und schienen uns halb als Gefangene zu betrachten, obgleich wir dies ja keineswegs waren. Glücklicher Weise hatten wir sehr günstigen Wind und flogen nur so durch das Mittelmeer. In Malta, wo nun auch schon wieder die englische Flagge wehte, hielten wir 2 Tage an, um Wasser und frische Lebensmittel einzunehmen und sahen am 30. October zuerst die französische Küste, die von unseren Soldaten mit einem lauten „vive la France“ begrüßt wurde. Am 1. November landeten wir auf den Hyerischen Inseln wo wir eine strenge Quarantäne halten mußten. Es war dies dringend nothwendig, da wir ja aus Aegypten kamen und noch vor kurzer Zeit die Pest unter unseren Truppen gehabt hatten; allein trotzdem berührte diese Quarantäne unsere Soldaten höchst unangenehm und gab zu manchen bitteren Bemerkungen Anlaß. Am 11. December betraten wir das französische Festland,

wurden in Toulon ausgeschifft und zerstreuten uns nun in alle Theile Frankreichs. Es war Allen die in Aegypten gewesen waren, ein mehrmonatlicher Urlaub bewilligt, um solchen im Schooß ihrer Familien zubringen zu können; ich Armer, hatte keine Familie, ja keine Heimath mehr und da ich nicht wußte wohin ich gehen sollte, mich sehr angegriffen fühlte und auch an den Nachwehen meiner Wunde litt, so miethete ich mich unweit Toulon in dem Landhause eines Arztes, der Pensionäre hielt, ein, um einige Zeit recht ruhig und ganz der Wiederherstellung meiner sehr zerrütteten Gesundheit leben zu können. Da wir jetzt alle in Frankreich unseren seit lange rückständigen Sold baar ausbezahlt bekommen hatten, so besaß ich eine gut gefüllte Kasse und brauchte nicht zu sparen.

Sechstes Kapitel.

Zustände in Frankreich. Ernennung zum Capitain einer Genie-Kompagnie. Einschiffung in Toulon nach St. Domingo im März 1802. Der Krieg mit den Negern auf der Insel St. Domingo. Aufenthalt im Fort Bizoton bei Port-au-Prince. Entsetzliche Verwüstung des gelben Fiebers unter den französischen Truppen. Der Tod des Generals Leclerc. Härte des Generals Rochambeau. Blutiger und grausamer Krieg mit den Negerhorden. Theilnahme an der Expedition des Generals Brunet im Sommer 1803. Unglückliches Ende dieser Unternehmung. Vertheidigung von Port-au-Prince gegen Dessalines. Kapitulation. Einschiffung. Sturm und Schiffbruch.

Daß jetzt ganz andere Zustände in Frankreich und besonders in dessen Heer herrschten, als vor $3^1/_2$ Jahren, erkannten wir sogleich in den ersten Wochen nach unserer Ankunft, in Allem und Jedem sehr deutlich. Zwar hatte uns schon in Aegypten die Nachricht, daß der General Napoleon Bonaparte zum ersten Consul von Frankreich erwählt sei und diese Würde lebenslänglich bekleiden solle, sehr interessirt, allein wir hatten weiter keine Folgen von dieser Veränderung verspürt. Wie ganz anders traten uns aber jetzt in Frankreich die Verhältnisse entgegen. Die Republik lag in den letzten Zügen und bestand nur

noch äußerlich; die Bevölkerung war in ihrer großen Mehrheit nichts weniger als republikanisch gesinnt, sondern wünschte dringend eine feste Monarchie. Die Anrede „Citoyen" war fast zum Schimpfnamen geworden und wurde von anständigen Leuten niemals mehr gebraucht; wer hingegen einen Adelstitel, der so lange arg verpönt war, besaß, machte gewiß und sogar häufig mit sichtlicher Ostentation Gebrauch davon. Die Truppen, noch ihrer Siege bei Marengo und in Deutschland voll, waren ungleich besser uniformirt, bewaffnet und regelmäßiger bezahlt, wurden dabei aber auch einer weit strengeren Disciplin unterworfen und alle Vergehen unnachsichtlich härter bestraft, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Man erkannte sogleich, daß jetzt eine eiserne Hand die Herrschaft führe und ein Feldherr das Heer und damit auch das Geschick Frankreichs leite, welcher strenge zu strafen, aber auch glänzend zu belohnen verstehe. Mir, dem diese frühere republikanische Undisciplin und freche demokratische Schwindelwirthschaft sehr verhaßt gewesen waren, gefielen die neuen Veränderungen vortrefflich, ich freute mich über die Erfolge des Consuls Napoleon Bonaparte und hoffte, daß er noch weiter darin fortfahren und die demokratische Parthei mit gewaltiger Faust zusammenschmettern würde. Auf das Heer konnte er dabei mit Sicherheit rechnen, denn die Truppen hatten zu sehr unter der Unwirthschaft des Directoriums leiden müssen und haßten diese frechen Pariser Demokraten, welche nur zu lange

Frankreich regiert und unermeßliches Elend über dies schöne Land gebracht hatten, zu heftig, um nicht dem ersten Consul mit dem lebendigsten Eifer zu dienen, so bald er der ganzen Republik den Kehraus bereiten wollte. Manche Truppentheile aber und besonders auch Officiere, welche jetzt aus Aegypten heimgekehrt und dort leider besonders in letzter Zeit, etwas verwildert waren, konnten sich dieser ungleich strengeren Disciplin, welche sie jetzt hier vorfanden, nicht recht fügen; viele sonst sehr tüchtige Officiere und altgediente Soldaten, fielen der Strenge der Subordination nothgedrungen zum Opfer, und wurden oft für Reden und Worte, oder ein undisciplinirtes Benehmen, welches sie in Aegypten ganz straflos verüben durften, nunmehr sehr hart bestraft. Die einzelnen hiervon betroffenen Persönlichkeiten beklagte ich aufrichtig, wenn ich mich sonst im Allgemeinen auch über Alles, was ich jetzt sah und hörte, aufrichtig freute.

Die Ruhe und Pflege, welche ich in der Villa des Arztes unweit Toulon genossen, hatten meine Gesundheit wieder ganz hergestellt, am 1. Februar 1802 konnte ich mich wieder zum Dienst melden, und erhielt den Befehl vorläufig nach Toulon zu gehen und dort als Genie-Officier zur Disposition zu bleiben. Mein Wiedereintritt in den activen Dienst ließ nicht lange auf sich warten. Der Consul Napoleon Bonaparte fand für gut, eine starke Expedition nach der Insel St. Domingo — einst die wichtigste Besitzung Frankreichs in Westindien, später in die Gewalt der

aufrührerischen Neger gefallen — zu senden, um diese reiche Kolonie wieder zu erobern. Da St. Domingo sehr entlegen war, ein ungesundes Klima besaß, die Neger- und Mulattenhäuptlinge sich zahlreiche, wenn freilich sehr undisciplinirte Truppen gebildet hatten, und was das Wichtigste war, von den Engländern unterstützt wurden, so schien diese Wiedereroberung freilich ein sehr schwieriges Unternehmen. Im Laufe des Winters von 1801—1802, waren an 36,000 französische Landtruppen, unter Befehl des Generals Leclerc, der auch in Aegypten mit Auszeichnung gedient hatte, in verschiedenen Schiffsexpeditionen von Brest, Toulon und Cadix nach Domingo abgesegelt. Man hatte vorzugsweise Officiere und alte Soldaten, welche in Aegypten gewesen waren, zu dieser Expedition ausgesucht, theils weil sie an Seereisen und an die Strapazen des Kriegsdienstes im heißen Klima gewöhnt und wie man zu sagen pflegt, ausgewettert waren, theils wohl auch, weil sie für die neueren Verhältnisse in Frankreich nicht mehr paßten. Der Oberst vom Geniekorps Bachelu, welcher unsere Waffe in Aegypten mit Auszeichnung kommandirt hatte, war zum Oberbefehlshaber des Geniewesens bei dieser Expedition ernannt. Dieser, der mich persönlich kannte, denn ich hatte in Cairo unter seinem directen Befehl gearbeitet, nahm mich unter die Zahl der nach St. Domingo bestimmten Genie-Officiere auf, und so erhielt ich am 11. Februar meine Ernennung zum Capitain und zugleich den Befehl über eine in

Toulon zu formirende Kompagnie von 50 Sappeurs und 50 Mineurs-Ouvriers, welche für St. Domingo designirt war. Von dieser Mannschaft hatten 1 Lieutenant, 3 Corporals und 19 Soldaten in Aegypten gedient, und es befanden sich 11 Neger dabei, darunter auch mein treuer Hassan. Zwar wäre ich lieber in Europa geblieben, als schon wieder auf unbestimmte Dauer zu einer gefährlichen Expedition in ein fernes, ungesundes Tropenland verwandt zu werden, doch hat der Soldat ja keine freie Wahl, und muß ohne Säumen gehen, wohin der Dienst ihn befiehlt. Ich freute mich übrigens, daß ich zum Capitain ernannt und mit der selbständigen Führung einer vortrefflichen Kompagnie, welche nur ausgesuchte tüchtige Soldaten enthielt, beauftragt war. Unsere Equipirung geschah reichlich, und war mit großer Sorgfalt ganz für die Bedürfnisse eines Tropenlandes berechnet. Ich als Capitain erhielt 2000 Franks Equipirungsgelder, wofür ich mir auch ein Zelt mit leichter Zelteinrichtung besorgen mußte. Zur Anschaffung einiger nothwendiger mathematischer und physikalischer Instrumente, dann auch mehrerer Werke über das Fortifikationswesen und den Geniedienst, wurden 1000 Franks bestimmt. Ebenso erhielt die Kompagnie Zelte, Hängematten und Wollendecken, auch doppeltes Arbeitszeug, wie Schaufeln, Aexte u. s. w.; kurz man merkte in Allem und Jedem, daß ein Mann wie Napoleon Bonaparte jetzt an der Spitze Frankreichs stand und für das Wohl der Soldaten nicht das Mindeste vernachlässigt

wurde. Am 1. März schifften wir uns am Bord der schnellsegelnden Corvette „Le Formidable“ in Toulon ein. Vor 4 Jahren hatte ich von diesem Hafen aus die Expedition nach Aegypten angetreten und vor 8 Jahren den ersten Dienst im französischen Heer verrichtet. Was hatte ich seitdem nicht Alles erlebt, gesehen und selbst gethan!

Wir waren im Schiffe ganz bequem untergebracht, da dasselbe außer meiner Kompagnie nur noch einige 20 Officiere aller möglichen Waffengattungen enthielt. Außerdem hatte dasselbe viele Munition und Geschütze am Bord. Leider wollte unter uns Allen aber kein recht fröhliches Zusammenleben, wie solches z. B. bei der Ueberfahrt nach Aegypten stattfand, entstehen, sondern ein gewisser Mißmuth und eine innere Vorahnung von dem unglücklichen Ende dieser ganzen Expedition nach St. Domingo, schien sich Aller bemächtigt zu haben. Unter den Officieren waren sehr verschiedene politische Partheien vertreten. Ein Theil derselben war entschieden anti-bonapartisch gesinnt und behauptete, der erste Consul sei nur ein ehrgeiziger Intriguant, welcher sich der Herrschaft Frankreichs bemächtigen wolle. Es schien mir, daß 5—6 dieser Officiere und Intendantur-Beamten, grade wegen ihrer politischen Ansichten, gleichsam zur Strafe plötzlich aus Paris verbannt und zur Expedition nach St. Domingo befohlen waren. Besonders ein Artillerie-Capitain, der mir schon in Cairo als ein Krakehler und eifriger Republikaner bekannt war,

zeichnete sich auch jetzt am Bord des „Formidable“ durch seine politischen Raisonnements sehr unangenehm aus. Er bekam deshalb so heftigen Streit mit einem anderen Capitain, daß die Herren sich noch auf dem Schiffe duellirten, wobei der Artillerist einen gehörigen Hieb in die Backe erhielt. Meinem festen Grundsatz gemäß, mich niemals in politische Diskussionen zu mischen, hielt ich mich auch jetzt von allen diesen Zwistigkeiten und Intriguen ziemlich fern, war viel allein in meiner kleinen Cabine und machte theoretische Studien im Geniewesen, was ich bisher aus Mangel an geeigneten wissenschaftlichen Werken hatte versäumen müssen.

Unsere Ueberfahrt war vom besten Winde begünstigt und geschah schnell und ohne außergewöhnliche Ereignisse. Einmal machten zwei englische Kriegsschiffe Jagd auf uns, da aber „le Formidable“ ein Schnellsegler, so entrannen wir ihnen, langten ohne weitere Fährlichkeiten Mitte Mai auf der Rhede von Port-au-Prince an und wurden am nächsten Tage bereits ausgeschifft. War ich in Aegypten auch schon an die Vegetation des Südens gewöhnt gewesen, und hatte oft unter den Wipfeln der Palmen gewandelt, so gewährte mir doch Alles, was ich in Port-au-Prince sah, ganz neue Eindrücke. Es war ein Tropenland, welches ich jetzt betrat und die üppige Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, übertraf freilich die ägyptische bei Weitem. Solche Urwälder traf man am Nil nicht und die dortigen Dattelpalmen sahen

klein und kümmerlich im Vergleich zu den hiesigen Cokusnußpalmen aus. Aber auch sonst war die Tropennatur hier unverkennbar und machte sich besonders in dem zahllosen Ungeziefer, welches uns Tag und Nacht plagte, recht unangenehm bemerkbar.

Als wir in Port-au-Prince ausgeschifft wurden, hatten die ersten Truppen der französischen Expedition, welche schon Ende Januar und im Februar an verschiedenen Stellen der Insel St. Domingo gelandet waren, überall siegreiche Fortschritte gemacht und nach mehreren blutigen Kämpfen die Negertruppen des Präsidenten der Insel St. Domingo, Toussaint-Louverture, und der schwarzen Generäle Dessalines, Christoph und Maurepas zurückgeworfen. Diese Kämpfe waren mit gegenseitiger unerhörter Erbitterung geführt worden und an Pardongeben dabei nicht gedacht, sondern ein Niedermetzeln der Gefangenen, wobei die Negerhorden sich noch oft die unmenschlichsten Grausamkeiten erlaubten, fand immer statt.

Der Präsident der Republik Toussaint-Louverture, ein Neger von ungewöhnlichen Talenten und großer Energie, der sich dabei auch noch durch viele Uneigennützigkeit und wahren Edelmuth ungemein rühmlich vor allen seinen Kollegen auszeichnete, hatte seiner Würde freiwillig entsagt, und lebte als einfacher Privatmann vorläufig auf einer Plantage bei Ernery. So herrschte denn augenblickliche Waffenruhe und Alles schien sich friedlich und gut zu gestalten. Eine

lange Muße sollten wir jedoch auf dieser Insel nicht genießen, denn schon wenige Tage nach unserer Ankunft in Port-au-Prince, erhielt ich den Befehl das wichtige Fort Bizoton unweit davon gelegen, möglichst zu verstärken. Das Erste was ich in diesem Fort, welches noch vor kurzer Zeit von den aufständischen Negern besetzt gewesen war, that, war eine gründliche Reinigung daselbst vornehmen zu lassen. Es war hier ein Schmutz und Gestank und eine Sammlung von allem möglichen Unrath und daraus mit hervorgehend, auch Ungeziefer, wovon man sich in Europa kaum einen Begriff macht. Um diesen Augiasstall gründlich zu reinigen, griff ich zu einem Radicalmittel, ich ließ nämlich alle die hölzernen Gebäude anzünden, so daß eine gewaltige Feuersbrunst entstand, welche volle 24 Stunden anhielt. Zwar erregte diese — wie ich nicht läugnen will, etwas eigenmächtige Maßregel von mir, viel Aufsehen und der Obergeneral Leclerc, der sich zufällig damals gerade in Port-au-Prince befand, überhäufte mich in seinem ersten Zorn mit den heftigsten Vorwürfen, ja sprach sogar davon, mich vom Dienst suspendiren und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen. Als ich es ihm aber näher auseinandersetzte in welchem Zustand ich die Baracken gefunden, daß meine Soldaten ganz unmöglich hätten darin gesund bleiben können, und daß es uns ein leichtes sein würde in wenigen Wochen wieder neue und bessere Gebäude zu errichten, ward er mit meiner Maßregel wieder ausgesöhnt. Wie recht ich mit dieser

Radicalsäuberung des Forts gethan hatte, sollten bald die eintretenden Gesundheitszustände in Port=au=Prince zeigen. Da es für einen Europäer unmöglich ist, während der heißen Jahreszeit in den Tropen von 10—4 Uhr Mittags im Freien zu arbeiten, ja nur sich angestrengt körperlich zu bewegen, so erhielt ich 200 frühere Negersclaven als Arbeiter. Ich ließ nun zuerst unter der Aufsicht meiner Sappeurs, unter denen sich viele frühere Zimmerleute, Tischler und andere Bauhandwerker befanden, im Fort eine Reihe von luftigen Holzbaracken errichten, wie sie dem Klima angemessen waren, in denen an 1000 Mann Soldaten bequem untergebracht werden konnten. Da wir allen Schmutz und alles Ungeziefer durch das Feuer gründlich vertilgt hatten, so waren wir von diesen beiden Landplagen St. Domingo's jetzt befreiet, und dies war ein ganz unendlicher Vorzug. Unter der Anleitung der Mineurs=Ouvriers wurden große Gräben und Keller, die als Magazine dienen konnten, gegraben. In ungefähr 4 Wochen waren alle diese Arbeiten vollendet, das Innere des Forts Bizoton hatte ein ganz anderes Aussehen wie früher gewonnen, und war jetzt, soweit dies in St. Domingo überhaupt möglich ist, ein reinlicher und auch für europäische Truppen gesunder Aufenthalt. Jetzt ging es mit Eifer an die Verbesserung und Vermehrung der Befestigungen, wozu der Oberst Bachelu einen Plan, nach welchem ich arbeiten lassen mußte, entworfen hatte. Wir befestigten das Fort so stark, daß die Neger es

sicherlich niemals mit Gewalt erobern konnten. — Der furchtbarste Feind der französischen Truppen auf St. Domingo, der ihnen zehnmal mehr schadete, als alle Horden eines Dessalines und Christoph, das gelbe Fieber, zeigte sich im Juli auf der Insel und auch in Port=au=Prince. Von Tag zu Tag trat es stärker auf und immer zahlreicher wurden die Opfer, welche es unter den Truppen forderte. Ich hatte ja das Wüthen der Pest in dem Lager von St. Jean d'Acre und später in Cairo erlebt, aber die Bilder, welche das gelbe Fieber, als es so recht in vollem Wüthen begriffen, in der schaurigsten Weise zeigte, waren weit entsetzlicher und von weit schmerzlicherem Eindruck. Alte erprobte Soldaten, am Abend noch frisch und munter, starben oft schon in der Nacht unter den schrecklichsten Schmerzen und die Convulsionen ihres Todeskampfes machten selbst auf uns abgehärtete Männer, die wir nun bereits seit 10 Jahren beständig in Kampf und Krieg gewesen waren und dem Tode in den mannigfachsten Gestalten fast täglich in das Angesicht sahen, einen tief erschütternden Eindruck. Dazu brachte das heftige und plötzliche Auftreten des gelben Fiebers bei den Truppen häufig den Wahn hervor, daß sie von den Negern und Mulatten vergiftet würden. In ihrer falschen Erbitterung hierüber, verübten sie die scheußlichsten Grausamkeiten, zündeten Häuser und Hütten von gänzlich unschuldigen Mulatten= und Negerfamilien an, da sie glaubten, daß Gifttränke in denselben bereitet würden, und haben

Hunderte von Schwarzen oft auf den leisesten, durch nichts begründeten Verdacht hin, ohne Weiteres erschossen. Natürlich empörte solch ungerechtes und unmenschliches Verfahren die schwarze und farbige Bevölkerung von St. Domingo und reizte sie zur Rache und Wiedervergeltung.

So ward die Stimmung, welche im Mai als wir in Port-au-Prince landeten, gar nicht so schlecht war, jetzt von Tag zu Tag gereizter und wir konnten stets auf den neuen Ausbruch einer Empörung und den Wiederbeginn eines grausamen Racenkrieges gefaßt sein. Die Schwarzen warteten nur noch darauf, bis ihr bester und sicherster Verbündeter, das gelbe Fieber, unsere Reihen nicht bloß decimirt, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes halbirt haben würde, um den Kampf auf Leben und Tod alsdann mit vermehrter Wuth zu beginnen. Wenn auch der Ausbruch des gelben Fiebers in den klimatischen Verhältnissen des Tropenlandes St. Domingo lag, und daher niemals ganz verhindert werden konnte, so trug doch die unvernünftige Lebensweise der französischen Truppen, ihre Indisciplin und die geringe Sorgfalt, welche viele Officiere dabei für die Gesundheit der ihnen untergebenen Mannschaft zeigten, viel dazu bei, diese entsetzlichen Verheerungen zu steigern. Die Disciplin der Soldaten hatte in St. Domingo ungemein gelitten, wozu wohl das Klima, die Art und Weise der dortigen wilden Kriegführung, und auch mancherlei Elemente, welche sich unter den dahin kommandirten

Officieren befanden, vieles beitragen mochten. Es gab in allen Orten eine Menge liederlicher Mulatten- und Quadronenmädchen, welche ihre zwar farbigen aber üppigen und sehr sinnlichen Reize für einen Spottpreis anboten, und da die französischen Soldaten nun einmal einen fast unbezwinglichen Hang zum Dienst der Venus besitzen, so ward dieser denn hier auf eine Weise gefeiert, die geradezu zerstörend für die Gesundheit, wie Disciplin wirken mußte. Jeder fast ohne Ausnahme, vom kommandirenden General bis zum jüngsten Tambour, hielt sich seine farbige Geliebte, welche von Hand zu Hand ging und gar häufig wurden die ganzen Nächte in den zügellosesten Orgien, in denen Alles vorfiel, was nur die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann, verbracht. Dazu war schlechter junger Rum, ein höchst ungesundes Getränk, zu sehr wohlfeilen Preisen zu haben, und die Trunkenheit riß in der ärgsten Weise ein. Auch der häufige Genuß der fast umsonst zu bekommenden Früchte, schadete der Gesundheit sehr. Mit echt französischer Sorglosigkeit, hatte man versäumt für gesunde und reinliche Wohnungen Sorge zu tragen und die Soldaten hausten in ungesunden, schmutzigen und stinkenden Baracken. So mußte denn das gelbe Fieber, nachdem es einmal ausgebrochen war, entsetzliche Verheerungen anrichten und es gab einzelne Kompagnien, welche in wenigen Wochen an 40—50 Soldaten daran verloren hatten und oft kaum noch mit 20—30 Mann in den Gliedern standen.

Ich hatte meine Kompagnie im Fort Bizoton so viel als möglich von dieser furchtbaren Krankheit zu schützen gesucht. Schon die gesunden und reinlichen Wohnungen waren ein ungemeiner Vorzug, der sich jetzt erst so recht geltend machte. Dann untersagte ich so viel als möglich den jungen Rum und die frischen Früchte, ließ aber meine Soldaten häufig gekochte Früchte und Fleischbrühe mit Reis genießen. Wenn der Tag eben zu grauen anfing, wurde die Reveille geblasen, ein Frühstück von Kaffee mit Rum eingenommen und dann in der Morgenkühle sogleich an die Arbeit gegangen. Von 10—3 Uhr ward gerastet und geschlafen und jede Bewegung im Freien, wenn nicht der Dienst dies dringend gebot, untersagt; dann eine Mahlzeit von Reis und Fleisch, welches wir wohlfeil bekommen konnten, eingenommen und von 4—7 Uhr wieder gearbeitet. Am Abend wurde ein Seebad genommen, später Kaffee mit Schiffszwieback als Abendmahlzeit genossen und um 10 Uhr mußten Alle in ihren Hängematten liegen. Auch den liederlichen Verkehr mit den farbigen Dirnen, suchte ich, wenn auch nicht ganz zu verbieten, denn dies wäre unmöglich gewesen, doch möglichst einzuschränken und unter eine gewisse Controlle zu stellen. Ich habe oft Dutzende solcher Mädchen eigenhändig mit einer großen Karbatsche aus dem Fort heraus gejagt. Alle diese Vorsichtsmaßregeln bewirkten, daß das gelbe Fieber unter meiner Kompagnie lange nicht so ver-

heerend als bei den übrigen Truppentheilen auftrat, und ich nur 8—9 Mann daran verlor.

Die Neger, welche von dem gelben Fieber niemals betroffen werden, hatten mit klug berechnender Schlauheit nur so lange gewartet, bis dieser grausige Würgengel seine Verheerungen so recht unter uns anrichtete, um alsdann den Kampf von Neuem zu beginnen. Ende August, wo die Tropenhitze gerade am heftigsten und für die Europäer am unerträglichsten war, begann der Kampf, der mit immer steigender Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde, wieder von Neuem. Die Negertruppen unter Dessalines und Christoph, griffen die französischen Truppen, die in kleinen Abtheilungen auf der Insel zerstreuet lagen, mit wilder Wuth an, nahmen manche Soldaten gefangen und hoben kleine Posten auf. Die Gefangenen wurden von den Negern und Mulatten nicht allein stets getödtet, sondern häufig sogar vorher noch auf eine wahrhaft teuflische Weise gemartert. Es wurden französische Soldaten an den Beinen aufgehangen, an langsam brennendem Feuer lebendig geröstet, bis an den Hals in die großen Haufen der schwarzen Ameisen, welche man auf St. Domingo findet, eingegraben, ihnen die Augen ausgestochen, die Arme und Beine abgehauen und die Verstümmelten so hingeworfen um den Raubvögeln zur Speise zu dienen; kurz, es gab keine noch so martervolle Todesart, welche die Neger nicht gegen die unglücklichen Opfer, die in ihre Hände fielen, verübten. Auf der anderen

Seite sengten und brannten unsere Truppen immer mehr, verheerten ganze Ortschaften, hieben alle Fruchtbäume nieder, und erschossen, ersäuften oder hingen an den nächsten Bäumen alle Gefangenen, welche sie machten, auf. Es war ein wahrhaft scheußlicher Krieg, in dem sich die Bestialität, welche leider in den meisten Menschen wohnt, auf die rohste Weise zeigte.

Leider starb am 1. November der Obergeneral Leclerc, welcher in der Capstadt seinen Wohnsitz genommen hatte, am gelben Fieber, das dort noch ärger als in Port-au-Prince wüthete. Den Oberbefehl übernahm nun der Divisions-General Rochambeau, der ein muthiger und energischer Soldat, aber ein roher wilder Mensch war, die Schwarzen bitter haßte und dem ganzen Kriege einen wo möglich noch wilderen Charakter verlieh, als er ohnehin schon hatte. So wurde durch die unpolitische Härte des Generals Rochambeau jetzt auch die südliche und westliche Seite der Insel Domingo, welche bis dahin vom Aufstand wenig berührt waren, von demselben ergriffen, und es kam nun die Gefahr immer näher an Port-au-Prince, wo bisher noch große Ruhe geherrscht hatte. Hier war ein Mulatte, der General Laplume, welcher sich der Sache Frankreichs sehr ergeben zeigte und wirklich vortreffliche Maßregeln zur Erhaltung der Ruhe traf. Ich erhielt jetzt den Befehl das Fort Bizoton, dessen Befestigungswerke so ziemlich vollendet waren, zu verlassen und mich mit 50 auserwählten Sappeurs und Mineurs den aktiven Feldtruppen, unter dem General

Rochambeau, anzuschließen. Ich muß gestehen, solcher Befehl war mir höchst unangenehm, denn dieser wilde, blutgierige, von beiden Seiten ohne Schonung und Erbarmen geführte Krieg mißfiel mir so sehr, daß ich für meine Person mich gerne möglichst wenig daran betheiligt hätte; doch der Soldat hat ja nur zu gehorchen, nicht darüber zu entscheiden, was er gerne oder ungerne thut.

Gerade am Neujahrstag des Jahres 1803, kam ich hier zuerst in das Gefecht. Wir griffen einen starken Negerhaufen an der Petite-Goave an, und es war ein heißer Kampf. Die Schwarzen, welche von einem Mulatten Ferau, einem Manne von großem Talente befehligt wurden, hatten in einem dichten Urwald eine sehr feste Stellung, aus welcher sie schwer zu vertreiben waren, genommen, und diese durch Verhaue mit vielem Geschick noch mehr befestigt. So stand uns denn eine harte Arbeit bevor, zumal wir durch Sümpfe und dichten kaum passirbaren Wald vordringen mußten. An der Spitze meiner Sappeurs ward mir der Auftrag unseren Sturmkolonnen einen Weg zu bahnen, was eine äußerst schwierige ja zum Theil sogar unmögliche Aufgabe war. Zwar hieben meine Leute mit ihren scharfen Beilen eine Menge Bäume ab, welche dann theilweise zur Anlage einer Brücke durch den Sumpf benutzt wurden, allein einen Weg auf welchem ein leichtes Feldgeschütz gegen das Verhau der Neger geführt werden konnte, wie dies der General Rochambeau zuerst gebieterisch von mir ver-

langte, vermochten wir ganz unmöglich herzustellen. Ein Urwald in den Tropen, mit seiner Vegetation, deren Ueppigkeit ein Europäer, der solche niemals sah, sich kaum vorstellen kann, setzt der Anbahnung eines Weges in kurzer Zeitfrist solche unüberwindliche Hindernisse entgegen, daß selbst der geschickteste und eifrigste Ingenieur daran erlahmen muß; dabei unterhielten die Schwarzen, die hinter ihrem dichten Verhau ganz sicher gedeckt standen, ein sehr lebhaftes Feuer auf uns, und die Kugeln flogen uns zahlreich über die Köpfe. Es war ein Glück, daß die Kerle äußerst schlecht schossen und sehr schlechtes Pulver und mehr als mittelmäßige Gewehre besaßen, sonst wäre unser Verlust ein sehr bedeutender gewesen. So hatte ich bei meinen 50 Mann nur 1 Todten und 4—5 leicht Verwundete. Ich selbst kam hierbei in die größte Lebensgefahr. Um meinen Leuten die Richtung des Weges, den sie bahnen sollten, besser zu bezeichnen, war ich einige Schritte voraufgegangen, als plötzlich ein Neger von wahrhaft herkulischem Wuchs, der bis dahin hinter einem dicken Baumstamm ganz verborgen gestanden hatte, mit einer großen Axt in der Hand, in ungeheurem Sprung auf mich zustürzte. Ich wollte mich mit meinem Säbel gegen ihn vertheidigen, allein als ich zu einem Hiebe ausholte, blieb meine Klinge hinter einem Schlinggewächs, wie solche in den Urwäldern die einzelnen Bäume oft zu einem undurchdringlichen Hinderniß mit einander verbinden. Ich suchte sie mit einem starken Ruck wieder frei zu machen,

allein stolperte dabei, glitt auf dem feuchten Boden aus und stürzte zu den Füßen meines Feindes hin. Schon holte der Neger, ein wahrhaft satanisches Freudengebrüll dabei ausstoßend, mit seiner langstieligen Axt zum mächtigen Hiebe aus, um mir den Schädel zu zerspalten, und mein Leben schien verloren zu sein; plötzlich sprang er mit jähem Sprung hoch auf, und stürzte dann sogleich zu Boden, mich zum Theil mit seinen riesigen Gliedern, die im Todeskampf zuckten und rangen, bedeckend. Mein treuer Hassan war mein Lebensretter gewesen. Er arbeitete einige 20 Schritte hinter mir, sah meine Gefahr und schleuderte mit eben soviel Geistesgegenwart wie Kraft und Geschicklichkeit, sein schweres, scharfes Sappeur-Beil, meinem Feinde so an den Kopf, daß die Schneide sogleich tief in den Schädel eindrang und diesen förmlich zerspaltete. Es kostete Mühe mich unter dem noch im Todeskampf zuckenden Neger, der sich zuletzt noch mit seinen beiden Fäusten, fest in meine Arme eingekrallt hatte, hervorzuziehen; ich war über und über mit seinem warmen Blute bespritzt und hatte mich selbst beim Fallen mit dem Kopfe auf einen Baumstamm verletzt, so daß ich arg blutete; sonst fehlte mir weiter nichts. Ein ebenso großes wie aufrichtiges Gefühl des Dankes gegen Hassan, der mein Lebensretter gewesen war, erfüllte mich.

Im Laufe des Tages gelang es uns, unter unsäglichen Anstrengungen ein leichtes Feldgeschütz so weit vorzubringen, um Granaten in das Verhau der Neger

werfen zu können. Die Wirkung dieser war sehr groß und flößte unseren Feinden solchen Schrecken ein, daß sie unter Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten ihre Stellung in eiliger Flucht verließen. Wir machten bei der Verfolgung noch einige Dutzend Gefangene, welche nach der nun einmal leider eingerissenen barbarischen Kriegführung, sogleich an den nächsten Bäumen aufgeknüpft wurden.

Einige Tage später kam es in dieser Gegend wiederum zu einem sehr heftigen Kampfe, an welchem ich jedoch nicht theilnahm, da ich Aufträge nach Port-au-Prince erhalten hatte. Unsere Truppen von einem verrätherischen Neger absichtlich irre geführt, geriethen in einen Hinterhalt der Feinde. Auf allen Seiten von Sümpfen und für europäische Truppen undurchdringlichen Urwäldern, durch welche nur ein schmaler Fußpfad führte, umgeben, wurden sie plötzlich von einer großen Zahl verborgener Feinde angegriffen und mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Vorwärtsdringen konnten unsere Bataillone nicht, da der Sumpf unpassirbar war, und so blieb ihnen nur der Rückweg auf dem engen Weg den sie gekommen, übrig. Der Verlust war sehr groß und betrug über 200 Mann vorzügliche französische Truppen. Unter die Gefallenen gehörte der Oberst von Netherwood, ein geborner Schwede, mit dem ich in Italien und später in Aegypten sehr viel und gerne zusammen gewesen war. Er diente früher als Officier in der schwedischen Armee, war aber schon beim Beginn der Revolution

in französische Dienste getreten und hatte seitdem in allen Feldzügen mit großer Auszeichnung gekämpft, bis er hier von der vergifteten Pfeilspitze eines elenden Negers aus dem Hinterhalt getroffen, unter vielen Schmerzen der Vergiftung sterben mußte. Der General Dessalines, der uns gegenüber kommandirte, ließ sämmtliche französische Verwundete und Gefangene, welche in seine Hände gefallen waren, auf die grausamste Weise ermorden und ihre arg verstümmelten Leichen dann in der Nacht auf einen Platz bringen, den französische Truppen häufig passiren mußten, um uns seinen Hohn dadurch zu zeigen. Als Wiedervergeltung ließ der General Rochambeau 50 gefangene Negersoldaten in einer Reihe an diesem Platze aufknüpfen. Dieser wahrhaft scheußliche Krieg auf St. Domingo, artete immermehr in ein gegenseitiges Morden und Würgen aus.

Die Franzosen haben es stets geliebt, fremde Truppen, welche in ihrem Solde, oder als ihre Bundesgenossen kämpften, vorzugsweise gerne zu den gefährlichsten und beschwerlichsten Diensten zu verwenden, und ihnen möglichst viele Lasten aufzubürden, ohne ihnen aber dafür die gleichen Lorbeeren des Sieges zukommen zu lassen. Besonders wenn es Expeditionen in ein ungesundes Klima galt, wurden stets gerne deutsche und polnische Truppen dazu verwandt; so waren denn schon im Winter von 1801—2 mehrere polnische Bataillone im Dienst der französischen Republik, nach St. Domingo gesandt und am 5. April 1803

landeten abermals 1500 Polen und 500 Franzosen unter dem General Brunet in Port=au=Prince. Wir konnten diese Verstärkung auch nur zu gut gebrauchen, denn feindliche Kugeln, Kriegsstrapazen und am Meisten das gelbe Fieber, hatten unsere Reihen ganz entsetzlich gelichtet.

Mit meiner in letzter Zeit auch schon arg zusammengeschmolzenen Kompagnie, ward ich jetzt der Kolonne des Generals Brunet zugetheilt. Es begann nun eine unausgesetzte Reihe der beschwerlichsten, gefährlichsten und dabei nutzlosesten Märsche. Wir hatten Befehl uns nach der Ebene von Torbec, von wo aus der allgemeine Mittelpunkt für alle französischen Expeditionen sein sollte, zu begeben.

Unser Marsch führte durch Sümpfe und dichte Urwälder, welche die Neger, die von Jugend auf darin gelebt hatten, an die Tropenhitze gewöhnt waren, sich mit vegetabilischer Nahrung begnügen konnten und vom gelben Fieber nicht im Mindesten befallen wurden, wohl leichten Fußes passiren konnten, die aber für europäische Truppen mit ihrem nothwendigen Gepäck, vollständig undurchdringlich waren. Wir strengten uns zwar auf das Aeußerste an, Durchhaue zu machen, aber die Hindernisse waren zu groß, die Hitze zu drückend und wir konnten nicht vordringen; dabei litten die soeben erst aus Europa gekommenen Truppen entsetzlich von der Hitze, das gelbe Fieber wüthete verheerend in ihren Reihen und zu Dutzenden fielen die armen Polen um. Sie opferten sich ruhm=

und dabei vollständig nutzlos, da der Wahn, den sie hegten, Frankreich würde seine Kräfte dereinst für die Herstellung eines freien, mächtigen und unabhängigen Polenreichs verwenden, ein leerer blieb, und dies auch aller Wahrscheinlichkeit nach für die fernste Zukunft bleiben wird.

Wie Affen kletterten die Neger oft in den hohen Bäumen des Urwaldes herum, verbargen sich in deren dichtbelaubten Gipfeln so, daß kein Auge sie zu erkennen vermochte, und schossen nun von diesen Verstecken aus, mit ihren Bögen stark vergiftete Pfeile auf uns herab. Das Pflanzengift, in welches diese Pfeilspitzen getaucht wurden, war so stark, daß oft schon durch die kleinste Verletzung, der Tod unter furchtbaren Qualen nach wenigen Stunden eintrat. Diese Bogenschüsse, welche von unsichtbaren Schützen aus der Höhe auf uns herabfielen, hatten etwas entsetzlich Unheimliches, was selbst den muthigsten Soldaten, die im heftigsten feindlichen Kartätschenfeuer nicht mit dem Auge gezuckt haben würden, Furcht und Entsetzen einjagte. Dabei waren wir von allen Seiten von Verrath umgeben, unsere Führer führten uns absichtlich in feindliche Hinterhalte. Es kam sogar vor, daß die Neger versuchten Lebensmittel zu vergiften, um uns dadurch zu tödten. Was nützte es unter diesen Umständen viel, wenn wir unsere Feinde, sobald sie sich im freien Felde uns gegenüberzustellen wagten, stets mit leichter Mühe zerstreuten und eine einzige kaum 80 Mann starke Kompagnie Polen,

durch einen energischen Bajonnetangriff einmal einen Negerhaufen von mindestens 1000 Mann, den General Dessalines an der Spitze, ohne Weiteres auseinanderjagte und in die ungeordnetste Flucht trieb!

An acht Tage, welche zu den gefährlichsten, beschwerlichsten und in jeder Weise unangenehmsten meiner ganzen Soldatenzeit — und diese war wahrlich an Gefahren und Strapazen überreich, — gehören, hatten wir so zugebracht, als der General Brunet die Unmöglichkeit einsah, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen und den Befehl zum Rückzug ertheilte. Mit 2000 Mann war er aus Port-au-Prince ausmarschirt, kaum 1300 Mann standen noch unter den Waffen, als der Befehl zum Rückmarsch eintraf. Herzzerreißend waren die Bitten unserer Kranken und Verwundeten, sie nicht zurückzulassen, sondern lieber zu tödten, wenn wir sie nicht mit fortbringen könnten, damit sie nur nicht lebend in die Hände der Neger fielen. Wußten die Unglücklichen doch, daß diese Barbaren sie auf das Unmenschlichste martern würden. Die französischen und polnischen Soldaten, die stets edelherzig und großmüthig sind, beschlossen ihre Kameraden nicht im Stich zu lassen, sondern Alles was nur irgend fortzubringen war, mitzunehmen. Theils auf Mauleseln reitend, häufig aber auch auf Tragbahren, die von Baumzweigen geflochten und dann abwechselnd von je 4 Soldaten getragen wurden, nahmen wir an 400 Kranke und Verwundete mit. Ungefähr 40 Soldaten die so krank oder so schwer verwundet waren,

daß ihr Transport eine Unmöglichkeit und sie doch in kurzer Zeit sterben mußten, erschossen wir selbst auf der Stelle, damit sie nicht noch lebend in die Hände der nachrückenden Neger fielen. Dies Erschießen der eigenen Kameraden, war eine grausige That und doch gebot die Nothwendigkeit wie Menschlichkeit solche. Ich hatte unter diesen Unglücklichen einen guten Bekannten, einen Capitain im 19. leichten Infanterie-Regiment, der gleich mir, in Aegypten gewesen und dort mit großer Auszeichnung focht. Eine feindliche Kugel hatte ihm edle Theile seines Körpers zerrissen, so daß er nach dem einstimmigen Urtheil unserer Militärärzte, wohl noch einige Tage unter den furchtbarsten Schmerzen leben, nun und nimmermehr aber genesen konnte. Der Arme umarmte mich inbrünstig, bat seine Uhr, seine Börse und sein Taschenbuch seiner Mutter, einer Oberstenwittwe in Bordeaux zu senden, und das Kommando bei seiner Erschießung zu übernehmen. Meine Augen füllten sich vor Schmerz mit Thränen und mit bewegter Stimme versprach ich die Erfüllung seiner Bitte. Mein Hassan und noch ein bewährter Sappeur meiner Kompagnie, mußten ihre Karabiner schußfertig machen, damit leise an den Verwundeten rückwärts herangehen und die Mündungen ihrer Waffen bis auf einige Fuß auf beiden Seiten hinter seine Ohren halten. Ich winkte mit der Hand, die beiden Schüsse knallten gleichzeitig und der Getroffene sank todt zusammen. Einen fast noch schmerzlicheren Eindruck machte ein anderer Vorfall auf mich.

Unter meinen Sappeurs befand sich ein alter graubärtiger Veteran, der Gott weiß wie lange schon Sergeant gewesen, seiner gänzlichen Unkenntniß im Lesen und Schreiben wegen, aber nicht weiter avanciren konnte; der alte Mathieu war das Muster eines pflichtgetreuen, muthigen, intelligenten und dabei stets heiteren Soldaten und wegen dieses seltenen Vereines so vieler vortrefflicher Eigenschaften, nicht allein ein Liebling aller seiner Vorgesetzten, sondern eine ungemein populäre Persönlichkeit unter allen Soldaten, die mit ihm in Berührung kamen. Sein Beispiel wirkte oft mehr wie alle Befehle und Ermahnungen der Officiere, und eine Strafrede aus seinem Munde mit vielen kernigen Flüchen untermischt, ward häufig mehr als einige Tage Arrest gefürchtet. Als sich die Genie-Kompagnie in Toulon formirte, bat Père Mathieu, der schon in Aegypten öfters unter meinem Befehl gestanden hatte, mich um die Erlaubniß, daß sein einziger Sohn Louis, ein frischer derber Junge von 16 Jahren, in die Kompagnie als Clairon eintreten dürfe. Zwar stellte ich ihm vor, der Junge sei noch zu jung für eine so angestrengte Expedition, allein da der Alte so dringend bat und mir erzählte, er wisse nicht, wo er den Sohn, der bisher bei einer alten Großmutter erzogen wäre, welche jetzt gestorben sei, lassen solle und wenn ich seine Bitte abschlüge, um Versetzung zu einer Veteranen-Abtheilung bitten und zurückbleiben müsse, der Junge selbst aber sehr kräftig und gesund aussah und ein frischer fröhlicher

Muth aus seinen braunen Augen blitzte, bewilligte ich das Gesuch. So trat Louis Mathieu als Signaltrompeter bei uns ein, lernte bei der Ueberfahrt das Blasen des Signalhornes und ward bald ein vortrefflicher Clairon. Er war stets und selbst bei den größten Anstrengungen und Entbehrungen munter, dienstwillig, zu jedem Auftrag bereit, voller Schwänke und Späße, kurz bald der allgemeine Liebling der ganzen Kompagnie. Ich hatte ihm, während wir im Fort Bizoton lagen, etwas Unterricht im Zeichnen und der Mathematik ertheilt, und da er einen offenen anstelligen Kopf und fleißigen Ehrgeiz besaß, lernte er leicht, und so hoffte ich, daß er dereinst noch einen tüchtigen Officier abgeben würde. Die Augen des Vaters leuchteten vor Freude und Stolz bei dem Gedanken, sein Louis könnte einst Officier werden. Das Verhältniß von Vater und Sohn, war wirklich ein rührend zärtliches. Beide sahen sich an den Augen ab, was sie nur für einander thun konnten, waren unermüdet sich gegenseitig zu helfen und die schweren Anstrengungen, denen wir so häufig bei diesen Expeditionen unterworfen waren, zu erleichtern, und immer geschah dies in heiterer, neckender Weise; Louis war in seinen Späßen und Schwänken unerschöpflich, um die Laune des Alten, die sich jetzt sehr getrübt hatte, da ihm dieser ganze Krieg nicht gefiel und er ein klägliches Ende unserer Expedition nach St. Domingo voraussah, wieder zu verbessern.

So hatte Louis denn auch noch auf diesem Marsch

nach Torbec, anfänglich viel Fröhlichkeit gezeigt und dadurch wirklich nicht wenig mit beigetragen, die Stimmung der ganzen Kompagnie zu heben. Leider ward er an dem Morgen, als der Befehl zum Rückmarsch nach Port-au-Prince eintraf, durch einen Flintenschuß, den ein Neger hinter einem dicken Baum stehend, auf ihn abfeuerte, und der seinen Schenkelknochen zerschmetterte, schwer verwundet. Der Vater ward von dieser Verwundung des Sohnes schwer berührt und litt sicherlich mehr Schmerzen, als wenn er die Wunde selbst empfangen hätte. Mit großer Ruhe trug aber der Sohn sein Unglück, verbiß standhaft den gewiß nicht geringen Schmerz der Wunde, und beschwor seinen Vater ihn nicht lebend in die Gewalt der Neger fallen zu lassen, sondern ihn lieber eigenhändig zu tödten, was dieser ihm auch versprach. Zwei Tage schleppten wir nun den Armen mit uns, wobei der alte Mathieu gewöhnlich selbst die Tragbahre mit trug und nur, wenn er vor Ermüdung ganz erschöpft war, es duldete, daß ein anderer Soldat ihn ablöste. Am dritten Tage war der Zustand des Verwundeten, in dessen zerschmettertem Schenkel sich der Brand eingestellt hatte, so schlecht, daß die Aerzte erklärten, eine Rettung sei unmöglich und er müsse innerhalb 24 Stunden sicher sterben. Wir durften die Kräfte unserer ohnehin täglich an Zahl wie Stärke nur zu sehr abnehmenden Mannschaft, nicht dazu nutzlos verwenden, um rettungslos Verwundete weiter zu transportiren, da es uns nur mit äußerster An-

strengung gelang, die leichter Verwundeten fortzuschleppen. Als ich dies dem alten Sergeanten sagte, antwortete er ruhig: „Wohl, mein Capitain, ich verstehe, der Dienst und die Ordnung verlangen auch die schwerste Pflicht.“ Er ging nun an seinen Sohn, bei dem die Schmerzen der Wunde nachgelassen hatten, heran, küßte ihn inbrünstig, legte ihm ein kleines Crucifix von schwarzem Ebenholz auf den Mund und sagte: „Sei gefaßt mein Junge, Du sollst einen schönen Soldatentod als echter französischer Soldat sterben,“ dann brachte er seinen Karabiner in Ordnung, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne, hielt die Mündung einige Zoll von der Schläfe und drückte los. Der Schuß zerschmetterte den Kopf des Sohnes, er zuckte noch einmal auf und war eine Leiche. „Das war der schwerste Schuß, mein Capitain, welchen ich im Leben jemals gethan habe,“ sagte der Sergeant Mathieu zu mir, indem er seine Waffe wieder lud und schußfertig machte. Die Leiche des Erschossenen begruben wir nun, so gut dies in der Eile des Rückzuges anging. Finster und ruhig war der Alte jetzt, sein Gesicht schien aus Erz gegossen, so kalt und unbeweglich sahen dessen Züge aus und außer dem Allernothwendigsten des Dienstes, kamen keine Worte mehr über seine Lippen.

Wir konnten nicht alle unsere Munition mehr fortbringen, da die wenigen Maulesel, welche wir noch besaßen, zum Transport der Kranken und Verwundeten dienen mußten. Es ward daher beschlossen,

mit dem überflüssigen Pulver, eine Brücke in die Luft zu sprengen und dies womöglich in dem Augenblick zu thun, wo die uns verfolgenden Neger sich auf derselben befänden, um dadurch den Eifer ihrer Verfolgung zu mäßigen. Es war dies ein gefährliches Unternehmen für den damit beauftragten Soldaten, bei welchem er leicht selbst den Tod finden konnte, da wir keine Zeit hatten, gehörige Zündleitungen zu verfertigen. Als der Auftrag bekannt wurde, bat der Sergeant Mathieu sogleich, solchen ausführen zu dürfen und den Grund seiner Bitte erkennend, gewährte ich ihm solche. Es wurden nun einige Fässer mit Pulver unter der Brücke befestigt und eine Menge Pulver so ausgestreuet, daß es nur eines Schusses bedurfte, um die Explosion zu bewerkstelligen. Mit ruhiger Kaltblütigkeit und vielerprobter Erfahrung, leitete der Sergeant dies Geschäft, und als ich ihn anwies die Pulverlinie auch lang genug zu machen, damit er bei deren Anzündung nicht selbst Gefahr laufe, antwortete er: „Haben Sie keine Sorge um mich, mein Capitain, ich werde Alles so einrichten, daß recht Viele dieser schwarzen Teufel in die Hölle fliegen.“ Als wir fortmarschirten, reichte der Alte mir noch mit besonderem Druck die Hand, und es lag dabei ein Ausdruck in seinem Gesichte, den ich niemals wieder vergessen habe. Ungefähr 2000 Schritte von der Brücke, welche über einen breiten, in sehr steilem Thaleinschnitt fließenden Bach führte, und zur Zeit der früheren französischen Herrschaft in St.

Domingo, sehr solide in Stein erbauet war, machten wir Halt, um die Sprengung zu erwarten. Ein Haufe von einigen hundert Negern, kam mit wilder Hast aus den dichten Wäldern jenseits des Flusses, hervorgestürzt. Durch mein Fernglas konnte ich deutlich erkennen, daß Mathieu mit seinem Karabiner den Vordersten der Neger zusammenschoß und dann gleichsam fliehend, über die Brücke zurücklief. Seine Absicht gelang ihm vollkommen; die Neger, begierig ihn lebendig zu fangen, und dann mit ausgesuchten Qualen zu Tode zu martern, vergaßen alle Vorsicht und stürzten in dichten Schaaren ihm nach. Wohl an 25—30 Schwarze mochten, eng aneinander gedrängt, sich auf der Brücke befinden, als Mathieu plötzlich umkehrte, einen Neger mit dem Kolben seines Karabiners über den Kopf hieb, so daß er zusammenfiel, und in demselben Augenblick auch seine Pistole, welche er in der linken Hand trug, in das Pulver hinein abfeuerte. Ein hochaufflammender Blitz, dann ein weit in den Bergen und Wäldern wiederhallender Knall, verkündeten die Explosion und als der Rauch sich etwas verzogen hatte, sahen wir den Bogen der Brücke gesprengt und eine Menge schwarzer Leichen lagen im Flußbett oder auf dem Uferrande; der alte Sergeant hatte seine Absicht erreicht, sich selbst dabei zwar den Tod gegeben, zugleich aber auch eine Menge Feinde vernichtet.

Diese Explosion hatte die Neger scheu gemacht, sie stellten ihre fernere Verfolgung ein, und unbe-

lästigt konnten wir am zweiten Tage Port-au-Prince erreichen. Von den 2000 Mann, welche 10 Tage zuvor unter dem General Brunet zu diesem gänzlich verunglückten Unternehmen ausmarschirten, kehrten etwas über 1200 zurück und von diesen konnten kaum 1000 Mann die Waffen noch führen, die übrigen waren krank und verwundet. Mich traf bei diesem Rückzug ein Pfeil mitten auf die Brust und blieb dann im Tuche der Uniform hängen. Da wie schon bemerkt, die Neger alle ihre Pfeile stark vergifteten, so glaubte ich verloren zu sein. Glücklicher Weise hatte aber die Spitze das Taschenbuch getroffen, welches mir der sterbende Capitain gegeben, war bis in die Mitte des Papiers gedrungen und dort stecken geblieben, ohne mich im Mindesten zu verletzen. Wir ritzten später im Fort Bizoton, einen alten Hund mit der Pfeilspitze und schon zwei Stunden darauf starb das Thier unter den heftigsten Convulsionen, wobei ihm dicker weißer Schaum vor dem Maule stand, so stark wirkend zeigte sich das Gift, womit die Pfeilspitze bestrichen war.

Die Stadt Port-au-Prince mit ihren beiden Forts wagte Dessalines nicht anzugreifen, denn die Neger zeigten eine große Furcht vor der Wirkung der französischen Kanonen. In dem Plane des Generals Rochambeau, der hierin nur die ihm aus Frankreich zugekommenen Befehle befolgte, lag es jetzt die Insel St. Domingo allmählich gänzlich zu räumen. Es war eine starke englische Flotte vor der Insel erschienen,

welche nicht allein die Neger mit Waffen und Munition versah, sondern auch uns anzugreifen versuchte. Diesen doppelten Feinden gegenüber, waren wir aber jetzt viel zu schwach.

Als der General Brunet den Befehl erhielt, Port-au-Prince zu räumen und nach Cayes zu marschiren, ließ er eine schwache Besatzung von circa 600 Mann, unter denen die Hälfte kaum noch die Waffen führen konnte, in der Stadt und den Forts zurück. Wir wurden gleichsam als ein verlorener Posten betrachtet und unser Untergang schien gewiß zu sein. Gegen die Haufen der Neger hätten wir uns freilich in den Forts noch lange vertheidigen können, allein wenn die englischen Kriegsschiffe mit ihren schweren Geschützen ein Bombardement begannen, waren wir in wenigen Tagen vernichtet, das wußten wir Alle. Eine finstere Stimmung herrschte bei den Truppen und es kostete den Officieren wahrlich alle Mühe die nöthige Disciplin noch zu erhalten. Meine Kompagnie, die auf circa 40 Mann zusammengeschmolzen war, denn wohl an 60 Soldaten erlagen dem gelben Fieber oder den Waffen der Neger, benahm sich in dieser schweren Zeit ganz vortrefflich. Das Beispiel des alten Sergeanten Mathieu hatte begeisternd auf alle gewirkt, und wir waren fest entschlossen uns lieber mit dem ganzen Fort Bizoton in die Luft zu sprengen, als uns den Negern oder Engländern als Gefangene zu ergeben. Einige hundert Centner Pulver lagen noch in dem Fort, und wir gruben überall Minen und

vertheilten das Pulver so, daß eine ganz furchtbare Explosion, wodurch der größte Theil von Port-au-Prince selbst zerstört sein würde, erfolgen mußte, sobald wir die Minen zündeten. Eine finstere Entschlossenheit hatte sich unser Aller bemächtigt und wir betrachteten uns als dem Tode geweiht. In der Mitte des Forts errichteten wir einen hohen Mastbaum mit einer mächtigen weit im Meere und auf dem Festlande sichtbaren Tricolor-Flagge, damit unseren Feinden verkündet würde, daß hier noch französische Soldaten weilten, welche wohl vernichtet aber nicht zu einer feigen Uebergabe gezwungen werden könnten.

Der jetzt in Port-au-Prince kommandirende General Sarassin, war ein erbärmlicher Feigling, welcher kaum zu einem Trainknecht, geschweige denn zu einem Führer französischer Truppen paßte. Er verlor gänzlich den Kopf und statt die Besatzung zur tapferen Gegenwehr zu ermuthigen, verließ er heimlich den Ort und schiffte sich bei Nacht und Nebel auf einer kleinen Schaluppe nach Havannah ein. Ich hörte später, daß der General von einem Kriegsgericht verurtheilt und seines Ranges entsetzt sei.

Glücklicher Weise zeigte sich der General Lavalette, der jetzt das Kommando in Port-au-Prince übernahm, als ein Mann, wie wir ihn gebrauchen konnten. Er besaß einen festen energischen Charakter, wußte wohl was zu thun war und verstand die ungeheuren Schwierigkeiten seiner Lage zu würdigen.

Der Negerhäuptling Dessalines rückte jetzt mit seinen Horden, deren Zahl wohl an 10—11,000 Mann betragen mochte, gegen Port-au-Prince vor, und der General Lavalette gebot kaum über 900 Mann, unter denen sich noch viele schwache Rekonvalescenten und an 100 Militairbeamte und sonstige Civilisten, denen die Noth jetzt die Flinte in die Hand gegeben hatte, befanden. Wohl an 3—400 Kranke und Verwundete mochten noch außerdem in der Stadt und den Forts sein. Im Fort Bizoton, wo ich das Kommando führte, waren 40 Sappeurs und Mineurs und vielleicht 50—60 Infanteristen und Marine-Artilleristen, die aber größtentheils als Halbinvalide betrachtet werden mußten. In einer dunklen Septembernacht, wo ein furchtbarer Sturm heulte, versuchten die Neger das Fort Bizoton durch einen heimlichen Ueberfall zu erobern. Eine junge Negerdirne die einen Sappeur zum Liebhaber besaß, hatte uns aber den Plan unserer Feinde verrathen und wir beschlossen sie gebührend zu empfangen. Alle Geschütze, welche wir im Fort besaßen, wurden mit Kartätschen, gehacktem Blei und Ketten, bis fast zur Mündung geladen, alle Lichter ausgelöscht und dann legten wir uns still neben den Geschützen hin, als wenn wir Alle im tiefsten Schlaf versunken wären. Gegen Mitternacht kamen richtig auch einige hundert Neger leise angeschlichen, in der Absicht über die Pallisaden zu klettern. Wir ließen sie ganz nahe herankommen, dann kommandirte ich: Feuer, und wohl an 16

Kanonen zugleich donnerten ihre Ladungen in die feindlichen Haufen hinein. Solcher Empfang war den Negern doch zu warm, sie flohen in wilder Unordnung und am nächsten Morgen sahen wir wohl an 40 Todte und Schwerverwundete außerhalb der Pallisaden liegen.

Auch der General Lavalette schlug in der Stadt selbst wiederholte Stürme der Neger zurück. Die Noth an Lebensmitteln, welche immermehr zunahm, zwang endlich den General eine Kapitulation mit Dessalines einzugehen. Alle französischen Truppen, und mit ihnen vereint alle Weißen und Farbigen in Port-au-Prince, welche die Stadt verlassen wollten, erhielten freien Abzug mit Waffen und Habseligkeiten, die sie mit fortbringen konnten, um auf den im Hafen liegenden Transportschiffen nach der Insel Cuba, welche im Besitz der mit den Franzosen befreundeten Spanier war, zu segeln. Der 5. October 1803 war zum Tag der Einschiffung bestimmt. Zuerst wurden alle Kranke, Verwundete, die Frauen und die Beamten eingeschifft, dann kamen die Truppen. Obgleich der Raum so eng als möglich bemessen wurde, wollten die Schiffe doch nicht ausreichen und manche Pflanzer, Kaufleute und auch viele Mulatten mußten nothgedrungen zurückgelassen werden. Der Jammer und die Verzweiflung dieser Unglücklichen, welche sich jetzt der Willkühr eines Scheusals wie Dessalines preisgegeben sahen, waren entsetzlich und es kamen wirklich herzzerreißende Scenen vor. Und doch ging es nicht anders, die eiserne Nothwendigkeit zwang zu dieser

Maßregel. Ein Oberst der Neger, den Dessalines als Unterhändler nach Port-au-Prince gesandt hatte, versprach zwar im Namen seines Herrn, daß dieser keinem in der Stadt zurückbleibenden Civilisten das Leben nehmen oder nur an seinem Eigenthum kränken würde, doch ließ sich voraussehen wie dies Versprechen gehalten würde. Unsere bangsten Erwartungen haben uns in dieser Hinsicht leider auch nicht getäuscht. Kaum in Port-au-Prince eingezogen, ließ Dessalines alle Weißen und dann auch alle Farbigen, welche es irgendwie mit den Franzosen gehalten hatten, aufgreifen und an 50—60 von ihnen, oft sogar unter Qualen und Martern hinrichten, während er ihr Eigenthum für sich mit Beschlag belegte und dann die Häuser ausplündern ließ. Mir selbst mit 40 gesunden und 6 kranken Soldaten, den Ueberresten meiner einst so stolzen und stattlichen Kompagnie, war der schwierige Auftrag geworden, bis zum letzten Augenblick im Fort Bizoton zu bleiben, und dies erst zu übergeben, wenn sämmtliche französische Schiffe die Anker gelichtet hätten. Es war dies nothwendig, da wir Verrath der Neger befürchten mußten und die Kanonen des Forts die Einschiffung decken konnten. Zum Transport für meine Mannschaft war mir eine alte spanische Schaluppe, welche Küstenfahrt zwischen Havanna und Port-au-Prince trieb, zugewiesen. Das Schiff war so klein, daß es nur für uns Platz gewährte, wenn wir wie die Häringe nebeneinander gedrängt lagen. Um gegen einen Verrath gesichert zu

sein, nahm ich den Adjutanten von Dessalines an meine Seite, zeigte ihm die Minen und Pulvervorräthe im Fort Bizoton, ließ eine Zündwurst vom Fort, bis an unsere Schaluppe legen, und gab ihm das Versprechen, daß ich solche eigenhändig anzündete um Alles in die Luft zu sprengen, sobald nur der mindeste Verrath zu befürchten sein würde. Diese Drohung half, und der General Dessalines sah seinen schurkischen Plan, sich vorher des Forts zu bemächtigen, uns niederzumetzeln und dann noch auf die absegelnden französischen Schiffe mit den Kanonen des Forts zu schießen, dadurch vereitelt. Vor unseren Minen, deren Construktion sie nicht kannten und den Pulverexplosionen, wodurch wir ihnen schon vielen Schaden zugefügt hatten, hegten die Neger eine ganz entsetzliche Furcht.

Wir hatten uns schon fast sämmtlich eingeschifft, als eine junge Creolin mit ihrem alten Vater, der ein Handelsgeschäft in Port-au-Prince betrieben hatte, auf uns zustürzte, inständig bittend, sie Beide mitzunehmen. Zwar hatten wir kaum den allernothwendigsten Platz und mußten ein Faß mit Proviant, dessen wir unter Umständen auf das dringendste bedurften, zurücklassen, allein die Bitten des jungen Mädchens waren so rührend und die Verzweiflung ihres alten weißhaarigen Vaters zeigte sich so groß, daß meine Soldaten selbst mich aufforderten ihnen doch noch einen Platz in dem zwar ohnehin schon überfüllten Fahrzeug zu gestatten, was dann auch

geschah. So fuhr ich am Spätabend des 5. October 1803 von der Insel St. Domingo wieder ab. Es war eine schwere und zum Theil wirklich grausige Zeit, welche ich daselbst verlebte und mit Entsetzen denke ich noch an manche Eindrücke derselben. Die meisten Fahrzeuge mit französischen Truppen wurden auf dem Meere von englischen Kriegsschiffen gekapert und die unglücklichen Soldaten fielen in die harte Gefangenschaft der Engländer, in der sie Jahre lang schmachten mußten. Nur wenige Schiffe gelangten glücklich nach Frankreich. So kostete diese unheilvolle Expedition mindestens 38,000 Mann vortreffliche französische Soldaten. Es schien wirklich, als ob das Schicksal nicht wollte, daß Napoleon Bonaparte seine Herrschaft auch noch weiter als über das Festland von Europa ausdehne, denn so glücklich dort alle seine Kriegszüge ausfielen, von einem solchen entschiedenen Unglück waren alle seine Unternehmungen zur See und seine außereuropäischen Expeditionen begleitet.

Daß wir mit unserer Schaluppe erst am späten Abend absegeln konnten, war in so fern ein Glück für uns, als es uns gelang in der Dunkelheit der Nacht, ungefährdet durch die englische Kriegsflotte zu schlüpfen. Dafür erhob sich am nächsten Tage aber ein heftiger Sturm, der unserem kleinen Fahrzeuge arg mitspielte. Die Wellen von einer entsetzlichen Höhe, schlugen über das Verdeck und machten den Aufenthalt daselbst zuletzt ganz unmöglich. So mußten wir denn Alle in den Raum des Schiffes kriechen und dort mit

einem noch engeren Platze uns begnügen, als die Negersclaven auf einem Sclavenschiff solchen erhalten. Zwei Tage lagen wir in dieser Weise zusammengeschichtet, ohne Speise und Trank, da es nicht möglich war solche zu bekommen. Drei spanische Matrosen und 7 Soldaten wurden von den Wellen über Bord geschleudert und ertranken elendiglich und 9 andere, die schon krank und verwundet waren, starben unterwegs und zwar theilweise den Tod des Erstickens in dem engen Raum. Mehrere Tage trieben wir mit unserem durch den Sturm entmasteten Fahrzeug, auf dem tobenden und brausenden Meer umher, ein Spielball der Wellen. Wir sahen stündlich unseren Untergang vor Augen und nur Gottes Gnade und Barmherzigkeit, rettete uns auf eine fast wunderbare Weise. Dabei litten wir den größten Mangel an Nahrungsmitteln und Wasser. Ein kleines Stücklein Schiffszwieback war die einzige Speise und ein kleiner Becher Wasser das einzige Getränk, welches wir täglich erhielten. Rührend war die Sorgfalt, welche die junge Creolin ihrem erkrankten Vater widmete. Sie wollte ihm ihre Wasser- und Zwiebackportion geben und war nur mit Mühe zu bewegen etwas Nahrung zu genießen, damit sie nicht vor Hunger und Ermattung sterbe.

So trieben wir umher, und da unser sehr unwissender spanischer Schiffer den Kurs verloren hatte, und nicht mehr wußte, wo wir uns befanden, so war es völlig dem Zufall überlassen, ob wir überhaupt

noch wieder an das Land kommen und wo dies sein würde.

Endlich am achten Tage nach unserer Einschiffung in Port-au-Prince, als Noth und Elend bei uns fast schon den höchsten Grad erreicht hatten, sahen wir eine große grünschimmernde Insel am fernen Horizont liegen. Da der Sturm nachgelassen hatte, errichteten wir einen Nothmast und mit Hülfe desselben gelang es uns, in der Nacht endlich das Ufer zu erreichen und in einer kleinen Bucht einzulaufen. Welches Land es war, wußte Niemand, doch glaubten wir, daß es eine westindische Insel sein müsse.

Siebentes Kapitel.

Landung auf der Insel Guadeloupe. Mein Aufenthalt daselbst. Leitung der Befestigungsarbeiten im Fort Saint Charles. Meine Verlobung mit einer Creolin. Tödtung meiner Braut durch räuberische Neger. Ausrottung der Räuberbande. Rückkehr nach Frankreich im Februar 1806. Aufenthalt in Paris. Audienz beim Kaiser Napoleon. Verleihung des Ehrenlegionskreuzes. Versetzung zum Armeekorps in Neapel. Die Belagerung von Gaeta. Kommandos in Reggio und Venedig. Ernennung zum Bataillons-Chef und Versetzung zur spanischen Armee.

Es war ein ungemein wohlthuendes Gefühl, womit wir das feste Land wieder betraten. Ein klarer Bach rieselte dem Meere zu und mit Behagen tranken wir das Wasser in nicht enden wollenden Zügen, dann streckten wir uns der Länge nach in das weiche üppige Gras und waren Alle bald in den tiefsten Schlaf der äußersten Ermüdung versunken. Schon stand die Sonne am nächsten Morgen ziemlich hoch, als wir erwachten und nun zugleich an mich, als den Befehlshaber der kleinen Schaar, die Sorge herantrat zu erforschen, wo wir uns befänden und welche Maßregeln danach zu treffen seien. Wir fürchteten

sehr nach der Insel Jamaika verschlagen zu sein und da diese sich im Besitz der Engländer befand, so wäre das harte Loos der Gefangenschaft uns beschieden gewesen. Da unser Schiff ein großes Leck hatte, konnten wir ohne eine gründliche Reparatur, die mindestens 14 Tage in Anspruch nahm, solches nicht wieder benutzen. Die Gegend, wo wir gelandet waren, schien abgelegen und unbebaut und dichte Wälder umgaben die Bucht. Eine Menge Cokusnußpalmen standen am Ufer und da unter den Negern, die ich als Soldaten bei mir hatte, recht geschickte Kletterer waren, ließ ich diese die Bäume besteigen und so viele Nüsse herunterwerfen, daß wir für einige Tage uns daran sättigen konnten. Meinen treuen Hassan und noch einen sehr bewährten Neger, der bereits von Aegypten her als Sappeur diente, sandte ich nun mit dem Auftrag fort, die Gegend zu durchforschen, und Menschen, von denen wir erfahren konnten, wo wir uns eigentlich befänden zu entdecken. Es dauerte wohl an 5 Stunden bis beide zurückkehrten und diese Zeit verbrachten wir in der größten Spannung. Endlich sahen wir sie in Begleitung eines dritten Negers und da sie von Weitem mit grünen Zweigen winkten, konnten wir dies als ein sicheres Zeichen, daß sie gute Nachricht brächten, annehmen, und dies war auch der Fall. Der Sturm hatte uns weit verschlagen und es war die Insel Guadeloupe auf der wir uns jetzt befanden. Da ich wußte, daß dieselbe noch im Besitz der Franzosen war, konnten wir uns als

gerettet ansehen und meine Mannschaft brach in ein dreimaliges lautes Freudengerufe „vive la France“ aus, als ich diese frohe Nachricht mittheilte. Der von Hassan mitgebrachte Mensch, ein freier Mulatte, sagte uns, daß wir 2 Tagemärsche von Pointe-à-Pitre, der Hauptstadt der Insel, entfernt wären und erbot sich gegen ein gutes Trinkgeld, uns dahin zu führen. So brachen wir Soldaten denn auf, während die spanische Schiffsbemannung auf dem Schiffe zurückblieb, um das Leck etwas zu verstopfen und dann längst der Küste ebenfalls nach Pointe-à-Pitre zu segeln. Die schöne junge Creolin, die sich auf dieser Fahrt als ein Mädchen von seltener Tapferkeit und Energie des Charakters gezeigt hatte, und ihr Vater begleiteten uns auf dem Marsche. Unser erstes Nachtquartier schlugen wir in einer sehr verfallenen Zuckerplantage auf, wo wir für Geld und gute Worte reichliche Lebensmittel, die uns vortrefflich mundeten, erhielten, und langten am Abend des zweiten Tages glücklich in Pointe-à-Pitre an. Dort kommandirte der General Ernouf, ein früherer Generalstabschef vom bekannten General Jourdan, der nicht wenig erstaunt war, als ich mich bei ihm meldete und ihm die Schicksale, welche uns hierher nach Guadeloupe geführt, mittheilte. Auch hier hatten im letzten Jahre heftige Kämpfe zwischen den Weißen und Schwarzen stattgefunden, doch war es dem Admiral Richepanse, der im Mai 1802 mit 3000 Mann Marinetruppen landete, nach sehr großer Anstrengung gelungen,

Letztere zu besiegen und die französische Autorität auf Guadeloupe aufrecht zu erhalten. Da der Admiral Richepanse im September 1802 am gelben Fieber starb, übernahm der General Ernouf, ein fester, energischer aber etwas roher Soldat, das Oberkommando, und obgleich die ganze französische Besatzung auf der Insel, kaum noch 2000 Mann unter den Waffen betrug, so wußte er doch durch ebenso strenge wie umsichtige Maßregeln es dahin zu bringen, daß die Flagge Frankreichs bis 1810 hier wehte. In diesem Jahre erst eroberten die Engländer durch die überlegene Streitkraft ihrer Flotte, Guadeloupe.

Der General Ernouf sagte mir, die Ankunft meiner Person und meiner Soldaten sei ihm ein ungemein erwünschtes Ereigniß, und er würde mich jedenfalls bis auf Weiteres auf der Insel zurückbehalten. In Folge der letzten unglücklichen Ereignisse auf St. Domingo, sei die französische Herrschaft hier ärger denn je bedroht, und so müsse es seine dringendste Sorge sein, Pointe-à-Pitre und Basse-Terre mit möglichst starken Befestigungen zu versehen, und weil es ihm sehr an Genie-Officieren und Soldaten mangle, sei ihm meine Ankunft doppelt erwünscht. Da ohnehin keine sichere Schiffsgelegenheit nach Frankreich vorhanden war, blieb ich mit meiner Mannschaft auf der Insel. Wir kamen vorläufig nach der Basse-Terre und ich erhielt den Auftrag das Fort Saint Charles, was hier gelegen war und in den letzten Kämpfen sehr gelitten hatte, möglichst zu verstärken

und mit neuen Werken zu versehen. An 200 Negerarbeiter wurden mir zu diesem Zweck gegeben, um meine ohnehin arg geschwächte und mitgenommene Mannschaft möglichst zu schonen. Das Leben, welches ich in dem stillen, von dem lebhaften Verkehr abgelegenen Fort führte, war ein ungemein friedliches, fast idyllisches zu nennen und stand in scharfem Gegensatz zu dem so sehr kriegerisch bewegten Treiben der letzten Zeit. Ich ließ es meine erste Sorge sein, für meine Mannschaft luftige und gesunde Holzbaracken im Fort zu bauen und für mich ein reizendes kleines Häuschen einzurichten. Wir arbeiteten sehr fleißig an den Werken und da ich der einzige Officier war, so hatte ich viel mit Zeichnen, Rechnen, Messen und ähnlichen Arbeiten zu thun. An Reis, Kaffee und Schiffszwieback erhielten wir reichliche Rationen und hatten uns außerdem im Fort einen kleinen Viehhof mit Hühnern, Enten, Schweinen und Ziegen angelegt, so daß es uns an frischem Fleisch und Ziegenmilch nicht fehlte. Auch ging ich in meinen Mußestunden häufig auf die Jagd; da aber auf der Insel viele Banden entlaufener Negersclaven in den Wäldern hausten und die Gegend unsicher machten, wenn sie sich freilich auch nicht getrauten uns in dem Fort anzugreifen, so wurde ich auf diesen Jagden zweimal angegriffen und konnte mich das Letztemal nur dadurch retten, daß ich mit meinem doppelläufigen Jagdgewehr, das mir der General Ernouf geschenkt hatte, die beiden vordersten Kerle, welche auf mich zustürzten, nieder-

schoß. Seitdem ging ich niemals mehr allein auf die Jagd, sondern nahm stets einige Soldaten mit. Allen meinen Vorsichtsmaßregeln und dem glücklichen Umstand, daß farbige Dirnen in das abgelegene Fort nur selten kamen, hatte ich es zu verdanken, daß der Gesundheitszustand meiner Mannschaft, stets ein guter war und wir vom gelben Fieber und anderen Epidemien gänzlich verschont blieben. Da zahlreiche englische Kriegsschiffe gewöhnlich Guadeloupe blokirten, war die Verbindung mit Frankreich eine sehr unregelmäßige und wir erfuhren oft in Monaten nichts Sicheres daher. So bildeten wir gleichsam einen kleinen, für sich abgeschlossenen und von der europäischen Welt getrennten Staat. Unter diesen Umständen erregte auch die um mehrere Monate verspätet zu uns gekommene Nachricht, daß der erste Consul Napoleon Bonaparte dem Unding der französischen Republik ein Ende gemacht und sich die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt habe, bei uns im Fort Saint Charles lange nicht das Interesse wie dies unter anderen Umständen gewiß der Fall gewesen sein würde. Ich machte dem Befehle gemäß, diese Nachricht meiner Mannschaft auf einer Parade „en grande tenue“ so weit wir solche mit unseren sehr abgerissenen Uniformen herzustellen vermochten, bekannt, die Soldaten riefen ein dreimaliges lautes „vive l'empereur“ und erhielten am Abend ein Faß Wein, doppelte Rationen und die Erlaubniß eine Freinacht zu feiern. Unter einem Theil der französischen Besatzung zu Pointe-

à-Pitre, wo mehrere Officiere und wie ich hörte auch der General Ernouf selbst, aufrichtige Republikaner sein sollten, erregte diese Umwandlung Frankreichs in ein Kaiserreich manche Mißstimmung. Ich kam übrigens jetzt selten mit französischen Officieren in näheren Verkehr. Es war größtentheils Marine-Infanterie, welche auf der Insel Guadeloupe die Garnisonen bildete, und der Ton in dem Officierkorps derselben wollte mir im Allgemeinen nicht sonderlich behagen. Nur mit einigen Artillerie-Officieren hatte ich eine genauere Bekanntschaft geschlossen; doch waren wir gewöhnlich zu oft und weit von einander abkommandirt, um uns so viel, als wir dies gegenseitig wünschten, zu sehen.

In solcher stillen und gleichmäßigen, aber mir im Allgemeinen nicht unangenehmen Lebensweise, vergingen im Fort Saint Charles, der Rest des Jahres 1803 und das ganze Jahr 1804. Ich hätte mich vielleicht doch hin und wieder daselbst gelangweilt und somit fortgesehnt, wenn mich nicht ein Magnet auf das Stärkste dort gefesselt, nämlich die Liebe. Außer einer Jugend- oder richtiger Knabenliebe als Gymnasiast zu Gotha, hatte ich bisher wirkliche Liebe noch niemals gekannt. Flüchtige Verhältnisse, nach dem alten Soldatensprichwort: „Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen", hatte ich zwar in Frankreich, Italien und Aegypten gehabt, allein mein Herz war nicht im Mindesten davon berührt worden. Hier auf der Insel Guadeloupe sollte dies aber das Erstemal

geschehen. Und zwar war es die junge Creolin, Namens Eugenie, welche damals mit uns die schreckliche Seereise von Port-au-Prince hieher gemacht hatte. Die seltene Schönheit des jungen Mädchens, ihre Grazie, ihr natürlicher, wenn freilich nicht ganz ausgebildeter Verstand und vor Allem der Muth und die Energie mit der sie allen Gefahren und Entbehrungen trotzte und die Selbstaufopferung, mit der sie ihren Vater pflegte, hatten schon damals mein größtes Interesse erregt. Jetzt wollte der Zufall, daß sie ganz in meine Nähe kam und ich häufig Gelegenheit fand sie zu sehen. Der Vater von Eugenie, war früher ein reicher Plantagenbesitzer auf St. Domingo gewesen, hatte durch die Revolution daselbst, den größten Theil seines Vermögens verloren und nun wieder nach Frankreich zurückkehren wollen. Er freute sich, daß der Zufall ihn nach Guadeloupe verschlagen hatte, da ein Bruder von ihm, eine große Plantage in der Basse-Terre besaß; zu diesem war er sogleich nach unserer Ankunft in Pointe-à-Pitre geeilt und derselbe in kinderloser Ehe lebend, hatte ihn zu bereden gewußt, die Reise nach Frankreich vorläufig wenigstens, aufzugeben, und mit Eugenie ganz seinen Aufenthalt auf der großen einsamen Plantage zu nehmen. Er hatte versprochen, Eugenie später zur Universalerbin zu machen. So fand ich Gelegenheit das schöne Mädchen oft und immer lieber zu sehen und war allsonntäglich ein willkommener Gast auf der Plantage des Onkels, welche ungefähr $^3/_4$ Stunde vom Fort

Saint Charles, zwar sehr romantisch, aber auch sehr einsam am Rande der Wälder lag. Meine immer wachsende Liebe zu Eugenie konnte ihr nicht lange verborgen bleiben und bald gelang es mir ihr edles Herz zu gewinnen und das Geständniß ihrer Gegenliebe zu erhalten. Ich war überglücklich hierdurch und meine Brust jauchzte förmlich auf vor Lust und Freude bei dem Gedanken, daß ein Mädchen, wie Eugenie mich liebe. Nur ein dunkler Schatten verfinsterte unser reines und schönes Glück, das war der Unterschied der Confession. Nicht allein war die junge Creolin eine eifrige Katholikin, sondern mehr noch waren dies ihr Vater und vor Allem ihr Onkel, und es war nur zu sehr zu befürchten, daß sie in eine Verbindung des Mädchens mit mir, einem Protestanten, nun und nimmermehr einwilligen würden. Schon wiederholt hatte der Onkel von Eugenie bedauert, daß ich kein Katholik sei und dann halb im Scherz, halb im Ernst gemeint, wie er sich freuen würde, wenn ich zum Katholicismus übertreten, meinen Abschied aus dem wilden unruhigen Kriegsleben nehmen, seine Nichte Eugenie heirathen und dann die Verwaltung seiner ausgedehnten Plantagen übernehmen würde. Nicht um alle Schätze der Welt und selbst um den Besitz der von mir so heiß geliebten Eugenie willen, hätte ich aber meinen Glauben wechseln mögen. Ich war ein strenger Protestant, der Sohn eines protestantischen Landpfarrers in Thüringen, wollte nun auch in dem Glauben meiner Väter leben und

sterben, und lehnte alle solche Zumuthungen sehr bestimmt und für immer ab.

So war der Februar 1805 herangekommen, und meine Befestigungsarbeiten im Fort Saint Charles waren so weit vollendet, daß ich dasselbe bald zu verlassen gedachte. Ein Capitain von der Marine-Artillerie sollte Commandant des Forts werden und dieser konnte dann die Aufsicht über die noch nothwendigen Arbeiten mit übernehmen. — Um diese Zeit begann eine Bande von entlaufenen Marons-Negern, deren Stärke man auf 60—80 Köpfe zählte, die Basse-Terre zum Schauplatz ihrer Raubzüge zu machen. Wiederholt schon waren Angriffe auf einsam gelegene Plantagen erfolgt, wobei die Neger dann deren weiße Eigenthümer als Gefangene in die Wälder geschleppt und erst nach Bezahlung eines hohen Lösegeldes wieder freigegeben hatten. Unter diesen Umständen war auch die Plantage, auf welcher Eugenie bei ihrem Onkel lebte, ungemein gefährdet, da deren Lage sehr einsam war, die Wälder dicht an die Zuckerfelder stießen und ihr Besitzer für sehr reich galt. Ich hatte schon wiederholt gebeten unter diesen Verhältnissen wenigstens für einige Zeit, bis die Bande durch Truppen zerstreut würde, die Plantage zu verlassen und in Pointe-à-Pitre zu wohnen, doch spottete Herr Delusse, so hieß der Eigenthümer, stets meiner Besorgnisse. Er meinte, seine wilden trefflichen Bluthunde echt spanischer Zucht von St. Domingo, seine guten Gewehre und seine wohlbewaffneten treuen Haussclaven

flößten der Räuberbande solche Furcht ein, daß sie keinen Angriff unternehmen würde. Die finstere Ahnung eines Unfalles, drückte mich aber schwer und als ich an einem Sonntag-Abend Abschied von Eugenie genommen, und ihr liebliches Köpfchen mit den dunkeln Augen voller Geist und Muth, noch an meine Brust sich lehnte, da erfüllte mich eine Besorgniß, wie ich solche noch niemals in meinem Leben gekannt hatte. Nur zu bald sollte ich erfahren wie wohl begründet solche gewesen.

Am Dienstag Morgen kam auf schaumbedecktem ungesatteltem Pferde ein Hausneger der Plantage in das Fort Saint Charles gesprengt und schon von Weitem erkannte ich, daß er eine traurige Botschaft bringen müsse. Bald sollte ich ihren grausigen Inhalt vernehmen. Im Einvernehmen mit mehreren treulosen Plantagennegern, hatte die Räuberbande in der letzten Nacht einen Angriff auf die Plantage gemacht, der nur zu sehr gelang. Die Bluthunde waren vorher vergiftet und lagen todt in ihrem Zwinger, und so hatten die Räuber unbemerkt an und in das Haus dringen können. Meine theure Eugenie war in dem wilden Kampfe, der sich dort entsponnen, ermordet worden und zwar auf die grausamste Weise, eine Menge Messerstiche hatten ihren schönen Körper zerfleischt; auch ihr alter Vater war getödtet, während es dem Onkel gelungen, sich mit schweren Wunden bedeckt, zu retten. Die räuberischen Neger hatten schnell die Plantage ausgeplündert und sich dann

in die Wälder zurückgezogen, wobei mehrere Feldneger ihnen folgten.

Als ich diese Nachricht empfing, brach ich fast vor Schmerz und Trauer zusammen, denn das höchste Glück, welches ich bisher auf Erden besessen hatte, war nun durch einen fürchterlichen Schlag für immer vernichtet. In fliegender Eile lief ich zur Plantage, es war Alles nur zu wahr, was mir der Unglücksbote gemeldet und meine theure Eugenie auf eine wirklich entsetzliche Weise getödtet worden! Das muthige Mädchen mußte sich standhaft gegen die schwarzen Mörder vertheidigt haben, denn überall im Zimmer zeigten sich Spuren des Kampfes, dicke Blutlachen standen umher und einige leichte Jagdgewehre und Pistolen waren abgeschossen. Mehrere Haussclaven, welche sich während des Ueberfalles versteckt hatten, sagten aus, daß die schwarze Bande an 50 Köpfe stark gewesen sei, unter Anführung des Mulatten Chretien, eines desertirten Soldaten, stände und an 6—7 Todte und Schwerverwundete mit in die Wälder fortgeschleppt habe. Einige Tage später starb auch Herr Delusse an seinen erhaltenen schweren Wunden.

Ich mag auch in der Erinnerung nicht bei dem ebenso tiefen wie gerechten Schmerz, den ich damals empfand, verweilen. In den ersten Tagen war ich wirklich wie betäubt und mußte mich gewaltsam zusammennehmen, um die Anstalten zum Begräbniß der Ermordeten zu treffen. Wir begruben Vater, Tochter und Onkel in einem gemeinsamen großen

Grabe und ich ließ meine Sappeurs und Mineurs ausrücken und eine dreimalige Ehrensalve über der Gruft abfeuern. Waren die darin Ruhenden doch auch mit den Waffen in der Hand im ehrlichen Kampfe gefallen, und so verdienten sie schon diese kriegerische Auszeichnung. Meine Soldaten, unter denen sich ja manche geschickte Handwerker befanden, errichteten dann auf der Gruft ein hohes Kreuz von polirtem edlem Holz mit einem Granitsockel als Unterlage und mit passender Inschrift.

Ich verließ nun das Fort Saint Charles, wo mein Auftrag ohnehin fast vollständig erfüllt war, und begab mich nach Pointe-à-Pitre. Die letzten Raubzüge der Bande hatten dort viel Aufsehen gemacht, und der General Ernouf beschloß strenge Maßregeln zu deren Vernichtung zu ergreifen. Es wurde ein Streifkorps von 100 Mann Freiwilligen, lauter ältere Soldaten, ehemalige Zollwächter und andere mit den Terrainverhältnissen von Guadeloupe genau vertraute Männer, errichtet, dessen einziger Zweck die Verfolgung und Vernichtung dieser Bande sein sollte. Auf meine dringenden Bitten übergab der General Ernouf mir den Befehl über dieses Korps und ich glaube, er hatte eine passende Wahl getroffen, denn das Verlangen nach Rache erfüllte mich bis zur innersten Fiber meines Herzens. Keine Meute heißhungriger Wölfe kann eifriger die Spur des gehetzten Wildes verfolgen, als ich dies mit meiner Schaar gegen die Bande des Chretien that. Keine Nacht war uns zu

dunkel, keine Sonnengluth zu heiß, kein Urwald zu undurchdringlich, wenn es galt die Kerle zum Gefecht zu bringen. Ein lange Reihe zwar kleiner aber grimmiger Kämpfe erfolgte, in denen mit großer Erbitterung von beiden Seiten gefochten wurde und wo von Pardongeben gar keine Rede war. Nach drei Monaten konnte ich nach Pointe-à-Pitre zurückkehren, mit der Meldung, daß mein Auftrag beendet und die Bande gänzlich vernichtet sei. Einige 40 gefangene Räuber, durchweg Mulatten und Neger, hatten wir ohne Weiteres an den nächsten Bäumen aufgeknüpft, ebensoviele ungefähr waren im Gefecht getödtet worden. Unter Letzteren befand sich auch der Anführer Chretien, ein Mulatte, von wahrhaft riesigem Wuchs. Nach einem wüthenden Zweikampf, wobei er mich leicht an der Seite verwundete, schoß ich ihn mit der Pistole zusammen. Von meinen Soldaten waren in dieser Expedition gegen die Räuber 10—12 getödtet und ungefähr ebensoviel verwundet worden. So lange das Gefühl der Rache mich belebte und die unausgesetzte Anstrengung mich in Spannung erhielt, hatte mein Körper Kraft besessen, jetzt aber, wo mein Werk vollendet und die Bande vernichtet war, fiel ich in ein heftiges Nervenfieber und habe mehrere Wochen todkrank im Lazareth von Pointe-à-Pitre gelegen. Glücklicher Weise hatte ich einen sehr geschickten Marine-Arzt und die treue Pflege meines Hassan, und da ich eine überaus kräftige Gesundheit besaß, genas ich wieder. Ende October 1805 konnte ich mich zum

Dienst melden und ward bei der Anlage von Befestigungswerken in Pointe-à-Pitre verwandt. Der Aufenthalt auf der Insel Guadeloupe war mir aber jetzt unerträglich, und da ich eigentlich aus freien Stücken dort geblieben, die meisten Werke sich auch im guten Zustand befanden, so drang ich auf meine Rückkehr nach Frankreich, welche der General Ernouf mir auch nicht abschlagen konnte. Es traf sich, daß Mitte December ein französischer Schnellsegler, der in den Gewässern der Antillen als Kaper gekreuzt und den Engländern großen Schaden gethan hatte, nach Frankreich zurücksegelte. So hatte ich Gelegenheit zur Ueberfahrt und säumte nicht solche zu benutzen. Von den 50 Sappeurs und Mineurs, welche mit mir in Guadeloupe gelandet waren, kehrten jetzt 11 Mann nach Europa zurück, die Ueberreste der ganzen Kompagnie mit der ich im Frühling 1802 in Toulon mich eingeschifft hatte. Die Meisten der Leute waren in den Gefechten gefallen oder am gelben Fieber gestorben. Manche blieben aber auch freiwillig in Guadeloupe zurück, da sie dort als Unterofficiere oder Gensdarmen mit dem erhöhten Sold der Kolonialtruppen angestellt wurden.

Unsere Ueberfahrt nach Europa war schnell und glücklich, doch wären wir fast im Kanal von zwei englischen Fregatten genommen worden. Glücklicher Weise trat ein dichter Nebel ein, unter dessen Schutz wir noch rechtzeitig entschlüpften, und in den ersten Tagen des Februar 1806 landeten wir in Brest.

So kehrte ich zum Zweitenmal nach einer Abwesenheit von fast 4 Jahren, nach Europa zurück. Der lange Aufenthalt unter der Sonne der Tropen, hatte mich so gebräunt, daß ich fast wie ein Mulatte aussah und mein Körper war so an Hitze gewöhnt, daß mich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Frankreich fast beständig fror und ich die dickste Kleidung anlegen mußte, um mich nur einigermaßen zu erwärmen. Meine Mannschaft wurde in Brest einquartiert, ich aber reiste von meinem Hassan begleitet, nach Paris, um mich dort beim Kriegsministerium zu melden und um weitere Verwendung zu bitten. Der Abschied von meinen treuen Soldaten, mit denen ich 4 Jahre lang, so viel Noth und Kampf zusammen durchgemacht hatte, that mir unbeschreiblich leid und als ich ihre gebräunten Hände zum Letztenmal schüttelte, traten mir fast die Thränen in die Augen. Sie wurden bald in alle Theile Frankreichs zerstreuet; Einige erhielten ihren Abschied, da sie schon 10—12 Jahre ununterbrochen gedient hatten, Andere wurden als Beamte und Aufseher in den Werkstätten des Geniekorps angestellt und nur noch 2 von ihnen blieben bei der Truppe dienen.

Paris, welches ich jetzt zum Erstenmal sah, imponirte mir freilich durch Glanz und Pracht, doch machte es im Allgemeinen keinen angenehmen Eindruck auf mich. Die Bevölkerung daselbst schien mir von Eitelkeit, Frivolität und Charakterlosigkeit erfüllt zu sein, und in dem Wahn zu schweben, daß aller Ruhm und

Sieg Frankreichs, den wir Soldaten mit unserem Blute oft theuer genug erkauft hatten, nur dazu dienen müsse, den Reichthum ihrer Hauptstadt zu erhöhen und dessen Bewohner in Glanz und Ueppigkeit leben zu lassen. Ich paßte nicht für den Aufenthalt in prächtigen großen Städten, das sah ich jetzt wohl ein und mitten in dem Festgewühl von Frankreichs Residenz, fühlte ich oft eine tiefe Sehnsucht nach den Urwäldern von Domingo und Guadeloupe mit ihrer ernsten Größe. Und gar, wenn ich jener unbeschreiblich glücklichen Stunden gedachte, welche ich daselbst an der Seite meiner unvergeßlichen Eugenie verlebte, wie tief bekümmert war ich dann und wie drückte mich die Schwere des erlittenen Verlustes danieder.

Als ich jetzt in Paris verweilte, war Alles dort noch von dem Ruhm erfüllt, mit welchem wieder der letzte Krieg gegen Oesterreich und Rußland, das Heer Frankreichs reich gekrönt hatte. Die Sieger von Ulm, Eckmühl und gar von Austerlitz feierten zahllose Triumphe und wurden nicht allein vom Kaiser Napoleon mit freigebigen Belohnungen reich überschüttet, sondern auch vom Volke auf alle Weise geehrt. Und die Armee hatte diese Belohnungen auch wirklich mit vollem Rechte verdient, denn sie leistete in der That in dem Feldzug von 1805 das Größte, was man nur von Truppen verlangen konnte. Es war wirklich ein prächtiges Heer, über welches der Kaiser Napoleon jetzt gebot, und seitdem die Welt besteht, hat wohl niemals ein Monarch über kriegstüchtigere und kriegs-

geübtere und dabei persönlich mehr für ihn begeisterte Truppen verfügen können, als dies jetzt Napoleon vermochte. Grade im Jahr 1806 stand die französische Armee auf der vollen Höhe ihres Ruhmes und war so durch und durch trefflich, wie sie nur sein konnte. Schon vom Jahre 1807 an ging sie zurück. Die Kämpfe im Neapolitanischen und bei Eylau und Friedland kosteten sehr viele alte bewährte Soldaten, bis dann später die blutigen Kriegsjahre in Spanien nicht allein die Truppen sehr decimirten, sondern auch verwilderten.

So sehr ich mich als französischer Officier auch über die glänzenden Erfolge des Krieges von 1805 mit vollem Rechte freuen mußte, so empfand ich persönlich doch manche Nachtheile hiervon. Wir Soldaten, die in Domingo, Guadeloupe und anderen fernen Kolonien gekämpft hatten, vermochten freilich keine glänzenden Siege wie die von Austerlitz u. s. w. aufzuweisen, sondern hatten eigentlich nur Mißerfolge gehabt. Freilich trugen wir keine Schuld hieran und die Kriege in jenen wilden, fernen Ländern, waren für die Truppen oft ungleich reicher an Entbehrungen und Strapazen gewesen, als die kurzen Siegeszüge am Rhein und der Donau, und doch wurden Letztere weit höher als Erstere angerechnet. Dies merkte ich so recht, als ich mich jetzt im Kriegsministerium meldete. Bei der ungeheuren Ausdehnung der damaligen französischen Armee, war es dem Kriegsministerium trotz seiner trefflichen Organisation fast unmöglich, Alles

zu übersehen und so herrschten nur zu viele Unordnungen und selbst Willkürlichkeiten daselbst. Ich galt bei der Abtheilung des Geniewesens für verschollen, und man war sehr erstaunt, als ich mich daselbst meldete und um Auszahlung des rückständigen Soldes und Wiederverwendung bat. Dazu kam, daß Guadeloupe unter der Verwaltung des Marineministers stand, der General Ernouf seine Meldungen dahin gemacht hatte, und man wahrscheinlich dort vergessen, die Rapporte, welche mich und meine Thätigkeit betrafen, an die oberste Abtheilung für das Geniekorps im Kriegsministerium abzugeben. So hatte ich endlose Laufereien von Ministerium zu Ministerium, mußte stundenlang in den Vorzimmern der verschiedenen Bureaus stehen und mich oft von jungen vornehmen Adjutanten und Beamten fast hochmüthig behandeln lassen, um nur endlich das zu erreichen, worauf ich mit vollem Rechte Anspruch machen durfte. Es kostete mir nicht geringe Selbstüberwindung, Alles dies ruhig zu ertragen und meinen gerechten Unmuth zu unterdrücken. Ich erkannte recht wie sehr Protectionsunfug und Kliquenwesen sich jetzt in der französischen Armee bemerklich machten und es für mich, den Ausländer der solche nicht besaß, sehr schwer falle, mich emporzuschwingen. Vornehme, einflußreiche Gönner hatte ich keine, da fast alle höheren Officiere unter denen ich bisher diente, entweder gefallen waren oder als Invalide an mir unbekannten Orten lebten. Letzteres war auch mit dem General Voisin, der mich zuerst

zum Geniekorps gebracht hatte, der Fall. So konnte ich nicht erreichen, daß mir die zwei Jahre, welche ich auf Guadeloupe verbracht hatte, als Kriegsjahre angerechnet wurden, obgleich ich daselbst ja gegen äußere wie innere Feinde thätig gewesen. Diese Ungerechtigkeit brachte mich sehr in meinem Avancement zurück, und Capitaine im Geniekorps, die ein jüngeres Patent wie ich hatten, wurden schon zu Stabsofficieren befördert, während ich noch weit davon entfernt blieb. Eine mir bis dahin ganz fremd gewesene Verstimmung gegen den französischen Militairdienst entstand hierdurch in meiner Brust. Ich hatte oft die Absicht gehabt, bei dem Kaiser Napoleon persönlich um eine Audienz zu bitten, allein da man mir sagte, daß eine solche Erlangung für einen einfachen Capitain große Schwierigkeiten habe und besondere Protection dazu gehöre, so unterließ ich dies immer.

In recht finsterer Laune saß ich Mitte März eines Mittags im Bois de Boulogne, als plötzlich der Kaiser Napoleon, den ich bis dahin noch nicht in der Nähe gesehen, dicht vor mir stand. Er hatte seinen Wagen verlassen und ging von einigen Adjutanten und anderen Officieren gefolgt, spazieren. Als ich vor dem Kaiser Front machte, blieb dieser stehen und sagte im wohlwollendsten Tone zu mir: „Ein alter Aegyptier — wie geht's, Capitain? Sie sehen ja ganz schwarz gebrannt aus, wo waren Sie seitdem? ich habe ja in vielen Jahren nichts von Ihnen gehört."

Als ich erwiederte, daß ich auf den Inseln St. Domingo und Guadeloupe Dienste gethan und erst seit einigen Wochen wieder nach Frankreich zurückgekehrt sei, sagte der Kaiser: „Nun wohl, melden Sie sich morgen früh 11 Uhr zur Audienz in den Tuilerien, ich will Ihren Bericht hören.“ Wohlwollend mit dem Kopfe nickend, ging Napoleon weiter. Ein sehr frohes Gefühl ergriff mich alsbald, ich hatte nun erreicht, worauf ich bisher stets vergeblich gehofft: eine Audienz beim Kaiser.

Als ich am anderen Morgen zur bestimmten Zeit in dem mächtigen Palast der Tuilerien erschien, sah ich dort so recht den Glanz und die Pracht des Kaiserhofes. Stolze Gardisten, sorgsam aus der Elite des ganzen Heeres ausgewählt, bewachten die Eingänge; zahllose Ordonnanzen, waren in den Vorsälen, ein Schwarm von Lakaien in goldgestickten Livréen trieb sich auf den Gängen umher, und Adjutanten und Ordonnanz-Officiere in ihrer prächtigen Uniform, liefen mit geschäftiger Eile und oft nicht geringer Arroganz überall umher. Ich mußte unwillkürlich bei diesem Glanz eines mächtigen Kaiserhofes, des so überaus bescheidenen Aufzuges gedenken, in welchem ich den jungen General Napoleon Bonaparte im Frühling 1796 zuerst in Nizza sah, als er gekommen war, um den Befehl über uns, die wir die Vorhut der sogenannten „Alpenarmee“ bildeten, zu übernehmen. Welch ein unermeßlicher Unterschied zwischen damals und jetzt und welche Fülle von welthistorischen Ereignissen hatte sich in diesen 12 Jahren zugetragen! Damals

hieß es „Citoyen Général“, die Soldaten gaben sich kaum die Mühe nur ihre Pfeife aus dem Munde zu nehmen, wenn sie dem Obergeneral eine Meldung machten und die Phrase „liberté, égalité, fraternité“ war in dem Munde, wenn auch nicht in dem Herzen Aller. Jetzt war der Glanz und die Pracht eines mächtigen Kaisers, der gestützt auf ein so starkes und tüchtiges Heer, wie es die Welt noch niemals kannte, nicht allein Frankreich mit schrankenloser Willkür regierte, sondern dem ganzen europäischen Festlande seinen Willen vorschrieb, dafür an die Stelle getreten, und nur mit der größten Ehrfurcht durfte man sich dem Monarchen nähern. In dem Vorsaal vor des Kaisers Gemach, wimmelte es von Generälen, Senatoren und fremden Diplomaten in höchster Galauniform, alle begierig sich in den Strahlen der kaiserlichen Gunst zu sonnen. Meine einfache Uniform als bloßer Genie-Capitain, erregte fast Aufsehen in dieser glänzenden vornehmen Gesellschaft. Ein kaiserlicher Kammerherr, nahte sich mir mit vornehmer Arroganz und frug ziemlich suffisant, von wem ich die Erlaubniß erhalten, hierher zu kommen. Daß ich als Soldat mir von einem solchen unnützen Hofschranzen sollte Vorschriften machen lassen, wollte mir nicht in den Kopf und so antwortete ich ihm denn ganz kurz: „der Kaiser persönlich habe mich hierher befohlen und das würde ihm wohl genügen.“

Es dauerte fast zwei Stunden bis ich in das Arbeitszimmer Napoleon's geführt wurde und diese

Zeit benutzte ich, um mir die Gesichter der im Vorsaal Befindlichen etwas genauer anzusehen. Es war kein erfreulicher Anblick, denn Hochmuth und Egoismus war den meisten Physionomien nur zu deutlich aufgeprägt. Der Kaiser, in die einfache Uniform eines Obersten seiner Garde-Jäger gekleidet, empfing mich mit vielem Wohlwollen. Er richtete eine Menge genauer und klar überlegter Fragen über die Kämpfe auf St. Domingo, den Zustand des Landes, und dann über die Verhältnisse auf Guadeloupe an mich, die ich ihm kurz, bestimmt, bündig und der Wahrheit gemäß beantwortete. Wiederholt schüttelte er bei meinen Antworten mißbilligend den Kopf und Manches was ich ihm sagte, schien nicht seinen Beifall zu haben. Meine Schuld war es ja nicht, wenn die Zustände auf jenen Inseln nicht erfreulich für Frankreich sein konnten. Zuletzt sprach der Kaiser: „Gut Capitain, daß ich Sie sah, das Kreuz der Ehrenlegion ist Ihnen hiermit verliehen, Sie haben es sich schwer genug verdient." Jetzt faßte ich mir ein Herz und sagte, daß das Kriegsministerium mir nicht die 2 Jahre Dienstzeit auf Guadeloupe, als Kriegsjahre anrechnen wolle, und mich dies im Avancement zurückbringe. Der Kaiser runzelte bei meinen Worten die Stirn und sagte: „Das ist nicht mehr zu ändern, Sie haben es selbst verschuldet, warum meldeten Sie bei Ihrer Ankunft auf Guadeloupe, dies nicht direct bei dem Obercommando des Geniekorps, sondern überließen Alles dem General Ernouf. Sie sollen aber Gele-

genheit haben, das Versäumte bald nachzuholen, ich werde Befehl geben, daß Sie zu dem Armeekorps des Marschalls Massena in Neapel kommandirt werden, Sie passen dahin, denn Sie sind an Hitze und Strapazen im südlichen Klima gewöhnt. Adieu, Capitain, fahren Sie fort ein tüchtiger Soldat zu sein." Damit war ich entlassen.

Schon am nächsten Tage brachte mir ein kaiserlicher Ordonnanz-Officier das Officierkreuz der Ehrenlegion, dieses höchsten Schmuckes der französischen Soldaten. Ich war hierüber ungemein erfreuet, denn es hatte mich sehr geschmerzt, den Orden noch nicht zu besitzen. Einige Tage später ward ich auf das Obercommando des Geniekorps im Kriegsministerium beschieden. Ich erhielt alle Soldrückstände für Guadeloupe nachbezahlt und zugleich die Nachricht, daß ich als Capitain zum Korps des Marschalls Massena versetzt sei und mich unverzüglich dahin begeben solle. Alle nöthigen Papiere und die Marschroute wurden mir von dem Abtheilungschef mit einem verbindlichen Lächeln mit den Worten eingehändigt: „Sie müssen besondere Protection beim Kaiser besitzen, denn ein Befehl aus dem kaiserlichen Kabinet verfügte, Ihre Angelegenheit möglichst zu beschleunigen." Kaum hatte ich Zeit mir noch in Paris die nöthigen Equipirungsgegenstände und einige andere Sachen zu besorgen, als ich schon den Befehl zur Abfahrt nach Neapel erhielt. Ich war zugleich beauftragt, Depeschen für den Marschall Massena als Kourier zu über-

bringen und mußte daher Tag und Nacht mit Kourierpferden reisen. Mein Begleiter war ein Bataillons-Chef der Gensdarmerie, der ebenfalls nach Neapel versetzt war; wir erhielten eine Kourier-Chaise geliefert, auf deren Bock mein Hassan, ganz in einen dicken Wintermantel und große Wollendecken vermummt und ein Gensdarm Platz fanden, und am 2. April rollten wir aus den Thoren von Paris hinaus. Ich freute mich sehr, als ich diese große Stadt wieder hinter mir wußte, denn ein Gefühl als liege ein schwerer Druck auf mir, hatte mich während meines Aufenthaltes daselbst niemals verlassen.

Daß ich jetzt nach Neapel zum Armeekorps des Marschalls Massena versetzt war, freute mich sehr. Erstens war ich an ein heißes Klima gewöhnt, und konnte die Kälte nicht mehr vertragen, und zweitens hieß es schon damals, daß Frankreich sehr wahrscheinlich in diesem Jahr einen Kampf mit Preußen beginnen würde. Gegen meine Landsleute, die Deutschen, und gar speciell gegen die Preußen zu kämpfen, wäre mir aber ungemein schmerzlich gewesen, ich hatte mir fest vorgenommen, dies nur in dem alleräußersten Nothfall, wenn mir kein anderer Ausweg blieb, zu thun und lieber aufs Neue um meine Versetzung in eine Kolonie zu bitten. Jetzt aber, wo ich zur Armee in Süditalien kommandirt war, hatte ich eine Theilnahme an einem Kampf gegen die Preußen nicht zu fürchten.

Wir setzten unsere Kourierreise Tag und Nacht in

ununterbrochener Eile fort, fuhren über den Mont-Cenis und waren in 10 Tagen in Rom. Welche Erinnerungen an die Kämpfe der Jahre 1795, 96 und 97, tauchten in mir jetzt auf, als ich den italienischen Boden wieder betrat. Von Rom aus erfuhr unsere bisherige Eile manche Hindernisse; theils mangelte es an Postpferden auf den Stationen, theils waren die Straßen so unsicher, daß wir des Nachts nicht ohne eine Eskorte von 6—10 Gensdarmen zu Pferde reisen durften, und diese waren nicht immer so schnell als wir es wünschten, zu bekommen. So war es Mitte April als ich in Neapel dem Marschall Massena meine Depeschen übergeben konnte.

Die Persönlichkeit desselben war mir schon von den Jahren 1796 und 97, wo ich im 7. Husaren-Regiment wiederholt unter ihm gestanden hatte, genau bekannt. Er gehörte unbedingt zu den energischsten, muthigsten und rastlos thätigsten französischen höheren Heerführern, war im Uebrigen aber ein roher, brutaler Mensch, ohne Erziehung und Bildung und dabei von unersättlicher Habsucht und wahrhaft schmutzigem Geize erfaßt. Wie alle gemeinen Emporkömmlinge, war Massena jetzt als Marschall ungemein hochmüthig geworden und behandelte mich den einfachen Capitain, sehr stolz. Nun immerhin, ich konnte mich schon darüber trösten, da mein specieller Chef, der Ingenieur-General Campredon, der die Genietruppen in dem Armeekorps von Massena kommandirte, desto liebenswürdiger war und mich mit großer Freund-

lichkeit aufnahm. Da es sehr an Genie-Officieren fehlte und die Belagerung der starken Festung Gaeta begonnen hatte, war meine Ankunft dem General Campredon sehr erwünscht. Er behielt mich vorläufig in seinem Stabe zu Neapel bei sich, wohl hauptsächlich in der Absicht um meine theoretischen wie praktischen Fähigkeiten etwas genauer zu prüfen. Dies Resultat mußte ihn befriedigt haben, denn schon Anfang Mai erhielt ich den Befehl über eine neuformirte Mineurs-Abtheilung und ging zu dem Belagerungskorps vor Gaeta ab. Der Kaiser Napoleon hatte durch einen Erlaß vom 30. März 1806, seinen Bruder Joseph, zum König von Neapel gemacht, wie er ja überhaupt zu jener Zeit ziemlich willkührlich neue Königreiche und Herzogthümer schuf und an seine Verwandten verschenkte. Vorläufig jedoch war die Herrschaft des neuen Königs eine ziemlich unsichere und ward nur dort respectirt, wo französische Truppen ihr durch die Bajonnette Achtung verschafften. Es standen 3 Korps unter den Generälen Gouvion-St.-Cyr, Reynier und Massena, die zusammen 60,000 Mann stark sein sollten, im Königreich Neapel. Letzterem war die Aufgabe geworden, die ungemein starke Festung Gaeta, welche von der Seeseite her durch die englische Flotte stets verproviantirt werden konnte, zu erobern. In Gaeta kommandirte ein sehr tapferer deutscher Fürst, der Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal und hatte an 8000 Mann Truppen unter seinem Befehl, größtentheils Ueberreste der früheren

neapolitanischen Armee, welche ihrem Könige Ferdinand nach Sicilien gefolgt waren; dann ein Fremdenregiment aus Schweizern und Deutschen gebildet, und englische Artillerie- und Genietruppen. Viele französische Emigranten befanden sich unter den Officieren in Gaeta.

Die Belagerung dieser wichtigen Festung war ein ungemein schwieriges Unternehmen, welches nicht allein Muth, sondern auch große Beharrlichkeit erforderte. Da der Boden rings um die Festung aus Felsen bestand, konnten wir keine Laufgräben graben, und auch die Anlegung von Batterien war sehr mühevoll. So fanden denn besonders die Genietruppen hier vor Gaeta ein reiches Feld zur angestrengtesten Thätigkeit. Ein sehr geschickter junger Genie-General Vallongue leitete speciell die Belagerungsarbeiten und ich freute mich unter einem solchen Chef meine Arbeiten in Europa aufs Neue beginnen zu können. Ich mußte doch Manches wieder von Neuem erlernen, da hier regelmäßiger und methodischer gearbeitet wurde, wie dies in Domingo und Guadeloupe der Fall gewesen war. Da es sehr schwierig hielt, die nöthige Zahl von schweren Geschützen nebst der erforderlichen Munition herbeizuschaffen, so schritt die Belagerung nur ungemein langsam fort. Mochte der Marschall Massena, der jetzt sein Hauptquartier ebenfalls vor Gaeta genommen hatte und der von Ehrgeiz brannte, den Kaiser Napoleon recht bald durch die Nachricht von der Einnahme der Festung zu erfreuen, auch in seiner rohen Weise noch so viel toben und wettern;

es half nichts, er mußte seine Ungeduld zügeln. Einst war ich im vordersten Laufgraben Zeuge, daß der Marschall Massena mit der Thätigkeit der Genie-truppen sich unzufrieden zeigte und uns der Faulheit und Lässigkeit in sehr heftiger Weise beschuldigte. Mir stieg zwar vor Zorn über diese gänzlich ungerechten Vorwürfe, — denn ich selbst war schon 4 Tage unablässig im Dienst gewesen, und nicht aus der Uniform herausgekommen, — das Blut in das Gesicht, doch verbot mir die Disciplin eine Erwiederung. Glücklicher Weise hörte aber auch der General Campredon diese Vorwürfe, und der war wahrlich nicht der Mann seine Genietruppen ohne Vertheidigung zu lassen. Er sagte dem polternden Marschall in zwar sehr höflicher, dabei aber äußerst scharfer, ja selbst malitiöser Weise, daß er nicht Bildung und Kenntnisse genug besitze, um die Thätigkeit der Genietruppen beurtheilen zu können und daher besser thäte zu schweigen als sich durch ungerechte Vorwürfe selbst lächerlich zu machen. Schon wollte ein sehr heftiger Wortwechsel zwischen den beiden Herren beginnen, als plötzlich eine Bombe aus der Festung angesaust kam und dicht neben uns niederschlug. Ich riß den Marschall Massena, der zunächst stand, schnell mit zu Boden und wir Alle mußten ruhig liegen bleiben, bis die Bombe krepirt war und die einzelnen Stücke uns über die Köpfe hinwegsausten. Da im Laufgraben viel Wasser von einem Gewitterguß gestanden hatte, sahen wir beim Aufstehen äußerst beschmutzt aus.

Der Marschall lachte und sagte zum General Campredon: „Sie haben Recht, General, zum Geniesoldaten tauge ich nicht, denn dies häufige Niederwerfen in den Laufgräben würde mir schlecht behagen.“ Wenn der Marschall Massena später zu uns kam, so enthielt er sich jeglicher Bemerkung über unsere Thätigkeit und beendete seine Inspicirung überhaupt sehr schnell.

Das Feuer der Belagerten, die von der englischen Flotte schwere Geschütze und Munition in beliebiger Menge erhalten konnten, ward jetzt sehr stark und hielt Tag und Nacht fast ununterbrochen an. Aus dem Journal der Belagerten, was später in unsere Hände fiel, ersahen wir, daß an 50,000 Schüsse aus schweren Geschützen auf uns abgefeuert wurden. Da ich in den 4 Jahren meiner Anwesenheit in St. Domingo und Guadeloupe, Kanonendonner aus schweren Geschützen nur selten gehört hatte, mußte ich mich erst wieder an dies Gekrache und Gebrause, was Tag und Nacht meine Ohren erfüllte, gewöhnen.

Einen sehr empfindlichen Verlust erlitten wir am 29. Juni, dadurch, daß der Genie-General Vallongue, welcher die Arbeiten in den Laufgräben speciell unter seiner Leitung hatte, von einer gesprungenen Haubitzkugel tödtlich am Kopfe verwundet wurde und schon am nächsten Tage starb. Ich stand gerade unmittelbar neben dem General. der mir einen Befehl in die Brieftasche dictirte, als die Kugel angesaust kam. Sie schlug unglücklicher Weise auf einen Felsblock, sprang deshalb sogleich und ein faustgroßes Stück

flog dem General an den Kopf, ihm die Kinnlade zerschmetternd, so daß er sogleich zusammenstürzte. Obgleich die Batterien der Belagerten, die vielfach von englischen Artilleristen bedient wurden, im Allgemeinen nur höchst mittelmäßig schossen, so waren wir doch jetzt mit unseren Belagerungsarbeiten der Festung so nahe gerückt, daß wir täglich viele Leute durch das feindliche Feuer einbüßten. Auch ich kam einigemal in die größte Lebensgefahr. Endlich am 7. Juli konnten wir unsere erste große Batterie, welche mit 90 schweren Geschützen armirt war, eröffnen. Der General Campredon hatte absichtlich das Feuer nicht eher beginnen lassen, bevor nicht eine große Masse von schweren Kanonen in nächster Nähe der Festung in Batterien aufgestellt war. Ein ganz entsetzliches Gekrache begann nun von unserer Seite, und mich schmerzten die Ohren fast zum Zerspringen, da ich solches Tag und Nacht in größter Nähe aushalten mußte. Es war wirklich als ob die Hölle sich geöffnet hätte, so donnerte und blitzte es von beiden Seiten. Die Wirkung unserer schweren Geschütze war eine furchtbare, schon in einigen Tagen waren die Werke von Gaeta in Trümmern, und eine breite gangbare Bresche öffnete sich. Der tapfere Kommandant der Festung, Prinz von Hessen-Philippsthal war durch einen Bombensplitter schwer verwundet und hatte sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes bringen lassen.

Am 18. Juli sollte ein Hauptsturm durch die große Bresche der Citadelle stattfinden. In 3 Kolonnen

hatte der Marschall Massena, 6000 Soldaten, die zum Sturm bestimmt waren, aufstellen lassen. An der Spitze jeder Sturmkolonne befand sich eine Abtheilung von 100 Soldaten des Geniekorps unter Befehl eines Capitains. Ich war zur zweiten Abtheilung bestimmt und befand mich schon bei meiner aus lauter Freiwilligen der Genietruppen zusammengesetzten Mannschaft; die Sappeurs trugen ihre schweren, scharfen Aexte, um die Pallisaden niederzuhauen, auf den Schultern, während die Mineurs mit kleinen Petarden, wenn etwa Sprengungen stattfinden sollten, versehen wurden. Meinen Türkensäbel in der Rechten, zwei geladene Doppelpistolen in den um den Leib geschnallten Gürtel gesteckt, stand ich an der Spitze meiner Abtheilung, während ein Lieutenant die Sappeurs, ein anderer aber die Mineurs befehligte. Plötzlich, in der letzten Stunde, als wir jeden Augenblick den Befehl zum Vormarsch erwarteten, erschien ein höherer Stabsofficier aus Gaeta, als Parlamentär. Da noch an 7000 Mann Truppen in der Festung vorhanden waren, wir beim Sturm auch theilweise in das Feuer der englischen Kriegsschiffe gerathen sein würden, also auch selbst im glücklichsten Fall sehr bedeutende Verluste erlitten hätten, war der Marschall Massena sehr geneigt zu einer Kapitulation; diese kam denn auch noch in der Nacht zustande, die Besatzung der Festung schiffte sich mit Waffen und Feldgepäck, unter dem Versprechen ein Jahr nicht gegen die Franzosen zu dienen, nach Sicilien ein und am 19. Juli konnte

der Marschall seinen Einzug in das eroberte Gaeta halten. Die Belagerung hatte 4 Monate gewährt und der französischen Armee etwas über 1000 Mann, darunter an 300 Geniesoldaten an Todten und Verwundeten, gekostet.

Es sah sehr wüste in der Festung aus, unsere Kugeln hatten arg darin gehaust. Ich erhielt den Befehl die Garnison von Gaeta mit bilden zu helfen und wir mußten eifrig an der Wiederherstellung der Mauern und Wälle, welche unsere Kugeln wenige Wochen vorher zerstört hatten, arbeiten.

Mitte August erhielt der General Campredon den Befehl zur Armee abzugehen, welche den Krieg gegen Preußen beginnen sollte. Er schlug mir vor, meine Versetzung dahin als Stabsofficier und Bataillonschef der Genietruppen zu beantragen, die dann jedenfalls erfolgen würde. So sehr viel Ursache ich auch hatte, dem General für dies Anerbieten dankbar zu sein, sagte ich ihm dennoch, daß es mich im höchsten Grade schmerzlich berühren würde, jemals gegen Preußen in den Krieg zu ziehen. Ich ersuchte ihn daher meine Versetzung nicht zu beantragen, da ich lieber hier als Capitain bleiben, wie bei dem gegen Preußen bestimmten Heere, ein Bataillons-Chef werden wollte. Der General Campredon, ein Ehrenmann durch und durch, billigte meine Gründe vollkommen, meinte aber, daß es hier in Italien wohl noch mindestens ein Jahr dauern könnte, bis ich zum Bataillons-Chef avancirte. So blieb ich denn bis zum Spätherbst des Jahres 1806

in Gaeta und war bei der Verstärkung dieser Festung sehr thätig. Wenn ich mich als französischer Officier auch über die ungeheuren Erfolge, welche unsere Heere sich jetzt abermals in dem Feldzug gegen Preußen erfochten, aufrichtig freuen mußte, so schmerzte es mich auf der anderen Seite doch nicht wenig, daß das preußische Heer eine so überaus traurige Rolle spielte. Wenn ich auch die sehr vielen Schwächen der preußischen Militair-Organisation und besonders die Kopflosigkeit vieler höheren Anführer desselben, während meiner zweijährigen Dienstzeit in den Jahren 1793 und 94 gründlich kennen gelernt hatte, so blieb mir doch diese unausgesetzte Reihe von Niederlagen und besonders die schnelle Uebergabe starker Festungen, ein Räthsel. Das Heer mußte sich seit 1795 bedeutend verschlechtert haben, und der Geist Friedrichs des Großen jenen einst so stolzen Schaaren, deren Kriegsruhm früher die Welt erfüllte, gänzlich abhanden gekommen sein; anders konnte ich mir alle diese Niederlagen, von denen wir jetzt Nachricht erhielten, nicht erklären. Nur daß der alte Blücher, für welchen ich noch immer ein lebhaftes persönliches Interesse hegte, den Muth nicht verlor und wenigstens den Versuch eines kräftigen Widerstandes machte, vermochte mich zu erfreuen. Es war mir förmlich peinlich, Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Deutschland zu erhalten; der ungemessene, wenn auch erklärliche Jubel der französischen Officiere und der Hohn und Spott mit dem sie sich nur zu oft über das besiegte Preußen

ergossen, verwundeten meinen Stolz und ich fühlte so recht, daß ich unter der Uniform Frankreichs, welche ich nun schon seit fast 12 Jahren und zwar wie ich nicht läugnen will, mit Freuden und gerechtem Stolz trug, doch noch immer ein gutes deutsches Herz bewahrt hatte. Unter diesen Verhältnissen verkehrte ich in Gaeta weniger mit meinen Kameraden vom Geniekorps, wie ich dies wohl sonst gethan haben würde, da sich manche sehr angenehme und gebildete Officiere darunter befanden. Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Eugenie, war ich überhaupt viel ernster und stiller geworden, zog mich mehr zurück und paßte nicht so gut wie früher, in die lustige, oft wohl etwas lärmende Gesellschaft der französischen Officiere, wie solche in den Feldlagern herrschte. In den dienstfreien Stunden, suchte ich eifrig frühere Studien hervor und beschäftigte mich besonders mit Mineralogie. Freilich größere Sammlungen von Mineralien durfte ich nicht machen, denn mit vollem Rechte konnte ich von mir sagen: „Ich habe auf Erden kein bleibend Quartier,“ sondern ward in die allerverschiedensten Theile der Welt umhergeschleudert. War dies doch damals das Loos aller Officiere des Kaisers Napoleon.

Ende December 1806 wurde ich nach Reggio in Calabrien versetzt, um dort bei der Anlage neuer Befestigungen thätig zu sein. Es herrschten hier noch sehr wilde Zustände; die Erbitterung der Bevölkerung gegen die ihr aufgedrungene Fremdherrschaft war sehr groß, und Mordthaten an französischen Officieren und

Soldaten, gehörten zu den alltäglich vorkommenden Begebenheiten. Zwar übte der Marschall Massena eine blutige Strenge und ließ überall Galgen errichten, an denen Alle, welche nur in dem mindesten Verdacht standen sich gegen französische Beamten und Soldaten vergangen oder zu den Räuberbanden gehört zu haben, oft zu Dutzenden aufgehängt wurden; doch half diese Strenge nicht viel. Die Zustände hier erinnerten mich lebhaft an die Zeit von 1797, wo ich als Brigadier im 7. Husaren-Regiment ja in der Gegend von Ancona Monate lang auf Verfolgung der Briganten-Banden thätig war. Die Unsicherheit hier war so groß, daß ein französischer Officier kaum 500 Schritte allein gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß er angefallen oder eine Kugel aus dem Hinterhalt auf ihn abgefeuert würde. Gleich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes zu Reggio, unternahm ich einen Spaziergang von kaum einer halben Stunde außerhalb der Stadt. Ich ging, mich der schönen Gegend freuend, durch ein kleines Wäldchen, als plötzlich 3 bewaffnete Kerle hinter einem Baume mit gezückten Messern auf mich zustürzten. Glücklicher Weise trug ich eine treffliche Doppelpistole, welche ich bei St. Jean d'Acre von einem englischen Officier erbeutet hatte, im Gürtel. Bevor noch der Vorderste mir einen Messerstich versetzen konnte, gab ich ihm einen Schuß durch die Brust, daß er sogleich todt zusammenstürzte. Solch ein Empfang war den übrigen wohl zu unsanft gewesen und sie liefen

eilig davon. Ein andermal ward eine Kugel aus dem Hinterhalt auf mich abgefeuert, welche mir meine kurze Tabakspfeife aus der Hand schmetterte. Wiederholt versuchten auch die Engländer, welche sich auf der Insel Sicilien befanden, Landungsversuche zu machen, wobei es dann zu kleinen lebhaften Gefechten zwischen unseren Batterien und den englischen Kriegsschiffen kam. So fehlte es nicht an Abwechslung und wenn wir auch keine größeren Schlachten hier lieferten, merkten wir doch, daß wir uns im Kriege befanden und keine friedliche Ruhe bei uns herrschte.

Im August des Jahres 1807, erhielt ich plötzlich den Befehl mich nach Dalmatien einzuschiffen, um bei den Befestigungsarbeiten von Spalatro verwandt zu werden. Schon war ich nach Brindisi marschirt, von wo die Einschiffung stattfinden sollte, als Contreordre kam und ich den Befehl über eine Geniekompagnie in Padua übernehmen mußte. Es sollte daselbst eine russische Division, welche bisher in Corfu gewesen, ein Lager beziehen und wir waren angewiesen, solches zu errichten.

So ging ich denn statt nach Spalatro nach Padua und war daselbst einige Wochen thätig. Ende October 1807 wurde ich nach Venedig kommandirt um daselbst bei den Geniearbeiten beschäftigt zu sein. Es war ein in jeder Hinsicht angenehmer Winter, den ich dort verlebte. Ich hatte einen höchst liebenswürdigen Vorgesetzten, sehr interessante Arbeiten bei den Forts um Venedig, und konnte die Vorzüge einer

großen Stadt so recht in Ruhe genießen. So wohl wie jetzt war mir noch niemals gewesen, seit ich die französische Uniform trug.

Allzu lange sollte diese Ruhe freilich nicht dauern, denn der Kaiser Napoleon wußte schon dafür zu sorgen, daß seine Officiere kein behagliches Schlaraffenleben führten. Sein unersättlicher Ehrgeiz suchte immer von Neuem Befriedigung und er ruhte und rastete nicht, bis vom Tajo zur Meerenge von Messina, und von Danzig bis Spalatro die französischen Fahnen wehten. So hatte der Kaiser denn unter dem nichtigsten und ungerechtesten Vorwand, sich auch des Königreichs Portugal jetzt bemächtigt, die portugiesische Königsfamilie zur Flucht nach Brasilien gezwungen und der Marschall Junot war mit einem starken Korps französischer Truppen in Lissabon eingerückt. Daß ein Krieg mit Spanien aus diesem Einmarsch in Portugal entstehen sollte, lag in des Kaisers Plan. Mit seinem riesigen Organisations- und Feldherrntalent, welches eben so groß wie sein Ehrgeiz war, traf er alle Vorbereitungen, diesen Krieg mit Spanien auch sogleich mit der nöthigen Kraft führen zu können. Es wurden in Perpignan und anderen Departements längst der Pyrenäen, beträchtliche Truppenmassen zusammengezogen, die besonders auch starke Abtheilungen von Genietruppen erhielten. So empfing ich Ende März 1808 in Venedig den Befehl, unverzüglich nach Perpignan zu reisen, um bei dem dort zu bildenden Korps meine Verwendung zu finden. Zugleich aber

erhielt ich auch meine Ernennung zum Stabsofficier und Bataillons-Chef im Geniekorps. Es war dies ein für mich ungemein erfreuliches Ereigniß, denn schon lange hatte es mich gekränkt, daß ich diesen Rang noch nicht bekleidete, während weit jüngere Kameraden von mir solchen schon längst inne hatten.

Achtes Kapitel.

Der Krieg in Spanien. Belagerung und Eroberung der Festung Rosas. Heftige Kämpfe mit den Guerillas in Catalonien. Besetzung von Barcelona. Wiederholte Schlachten. Langwierige Belagerung und Erstürmung von Gerona. Erbitterter Minenkrieg dabei. Belagerung und Einnahme von Hostalrich. Meine schwere Verwundung dabei. Heilung in Frankreich und Rückkehr nach Madrid im Herbst 1810. Eroberung von Badajoz. Spätere glänzende Vertheidigung von Badajoz von uns gegen die Engländer. Belagerung und Einnahme von Valencia.

In Perpignan angekommen, erfuhr ich, daß ich vorläufig dem 7. französischen Armeekorps zugetheilt sei, welches unter Befehl des Generals Gouvion-St.-Cyr in Catalonien operiren sollte. Die Spanier hatten inzwischen den Kampf um ihre Unabhängigkeit mit großer Kraft begonnen und der König Joseph Napoleon, der plötzlich auf Befehl seines Bruders, vom Königsthron in Neapel, zu dem in Madrid versetzt war, ebenso wie man einen Officier von einer Garnison zur anderen versetzt, konnte in seinem neuen Reiche nur da herrschen, wo gerade französische Truppen standen. Es war ein langwieriger und überaus blutiger Krieg voraussichtlich zu erwarten. Konnte

der Kaiser Napoleon doch jetzt nicht anders mehr leben, als wenn Schlachtengetöse ihn von allen Seiten umgab und Ruhe und Frieden schienen für immer aus der Seele dieses gewaltigen Mannes verschwunden zu sein. Ein Theil des sogenannten 7. Korps aus den Divisionen Duhesme und Reille bestehend, marschirte bereits in Catalonien, war größtentheils von den spanischen Insurgenten in der großen und wichtigen Stadt Barcelona eingeschlossen und befand sich in keiner sonderlichen Lage. Zum Entsatz von Barcelona und zur Beherrschung von Catalonien, sollten jetzt die beiden Divisionen Souham und Pinto, welche aus Italien heranmarschirten, dienen. Als ich im Juni in Perpignan ankam, herrschte dort noch ein großes Chaos und die Vorbereitungen für den Krieg schienen noch lange nicht beendet. Besonders war ein großer Mangel an Zug- und Reitthieren, und das Train- wie Sanitätswesen des Armeekorps, befanden sich in der größten Unordnung. Auch die Truppen, aus denen größtentheils die Divisionen des 7. Korps bestehen sollten, waren höchst mittelmäßig; fast durchweg neu formirte Regimenter, welche nur italienische Rekruten enthielten und die armen Kerle waren ebenso ungeübt im Gebrauch der Waffen, wie zaghaft und widerspenstig. Die Kriege von 1806 und 1807 kosteten der französischen Armee ungemein viel Veteranen und so war Mangel an alten Soldaten. Seine besten Regimenter wollte der Kaiser in Deutschland stehen lassen, oder gönnte ihnen Ruhe nach den viel-

jährigen Kämpfen und hielt die deutschen, italienischen, schweizerischen, holländischen und polnischen Truppen für den Kampf in Spanien gut genug. Wußte er doch aus Erfahrung, daß bei einem recht langwierigen Volkskrieg wie er dort zu erwarten stand, keine sonderlichen Lorbeeren gewonnen werden konnten und nur eine endlose Reihe von Strapazen, Entbehrungen und kleinen heimlichen Ueberfällen, welche zuletzt mehr Opfer als selbst die blutigsten Feldschlachten kosten, in Aussicht standen.

So war das Genie-Bataillon, über welches ich jetzt den Befehl erhielt, fast nur aus italienischen Conscribirten neu formirt worden. Nur die Officiere und die meisten älteren Unterofficiere waren vielfach Franzosen, obgleich doch auch bei diesen, das italienische Element sich geltend machte, die Leute bestanden größtentheils aus Ober-Italienern. Grade weil ich durch meinen vieljährigen Aufenthalt in Italien, mit der italienischen Sprache und Sitte vollkommen vertraut war, hatte man mir das Kommando dieses Bataillons übertragen.

Ich muß gestehen, daß ich anfänglich nicht sonderlich erfreut darüber war, jetzt fast lauter Italiener unter meinem Befehl zu haben, da ich solche für keine besonders guten Soldaten hielt. Im feurigen Muthe stehen die meisten Italiener auch entschieden hinter den Franzosen zurück, und an der Spitze der Sturmkolonnen leisten französische Sappeurs und Mineurs stets bessere Dienste wie italienische. Dafür

sind aber die Italiener im Allgemeinen sehr geschickte Arbeiter im Minenkrieg und thun somit als Genie-soldaten treffliche Dienste. So fand ich auch bald alle Ursache mit meinem Bataillon sehr zufrieden zu sein und habe solches gerne und, wie ich glaube, auch mit großem Nutzen für den Dienst, kommandirt.

Die ersten Wochen nach meiner Uebernahme des Bataillons, hatte ich fast Tag und Nacht zu thun, um solches für den bevorstehenden Feldzug kriegstüchtig zu machen. Bald fehlte es hier, bald fehlte es dort, und ich kam aus Arbeit, Aerger und Verdruß nicht heraus. Das 7. Korps war wie gesagt, wirklich äußerst schlecht für den Krieg ausgerüstet und es schien, als ob im Kriegsministerium zu Paris, entweder übler Wille oder eine unbeschreibliche Nachlässigkeit und Unordnung herrschten, so mangelhaft geschah unsere Ausrüstung. Glücklicher Weise hatte ich 4 gute Capitains im Bataillon, 2 Italiener und 2 Franzosen. Unter den Letzteren befand sich ein alter Veteran, der viele Jahre als Sergeant gedient und schon in Aegypten mit mir als Lieutenant zusammen-gewesen war. Der Alte, leider nur zu sehr die Flasche liebend, war zwar ganz ohne die mindeste wissenschaftliche Bildung, aber ein sehr erfahrener und bewährter Praktiker und namentlich bei der Anlage von Minen überaus brauchbar. Unter den jüngeren Officieren befanden sich mehrere frühere Zöglinge der polytechnischen Schule.

Am 1. October marschirte ich mit meinem Bataillon

über die Pyrenäen und überschritt die Grenze Spaniens. Damals dachte ich nicht, fast 4 Jahre voll Blut und Krieg, zwar reich an Siegeslorbeeren und Erfahrungen, aber auch an Gefahren und unausgesetzter Anstrengung, in diesem Lande zu verleben. Daß wir uns jetzt in Feindes Land befänden, sollten wir schon in den ersten Tagen unseres Einmarsches recht klar erkennen. In einem von steilen Felsen umschlossenen Engpaß, überfiel plötzlich eine starke spanische Guerillas-Bande, die wie von Zaubermacht geleitet, ganz plötzlich von den steilen, für eines Menschen Fuß fast unpassirbar erscheinenden Felsenwänden herabkam, unsere Nachhut. Ein Bataillon aus neapolitanischen Rekruten formirt, bildete diese und die feigen Schufte, von denen die Meisten in ihrem Leben noch niemals ein Gewehr abgefeuert hatten, ja dies auch ihrer Neigung nach nicht thun mochten, liefen sogleich aus einander und ließen unser Gepäck in Stich. Die Gefahr, daß wir solches gänzlich einbüßen könnten, war sehr groß. Mein Bataillon war das nächste neben der Trainkolonne. Ich ließ die beiden hintersten Kompagnien sogleich umkehren, aus den Karabinern eine Salve gegen die Guerillas geben und dann im Sturmschritt gegen diese vorgehen. Ungleich besser, als ich dies eigentlich von ihnen erwartet hatte, führten meine Soldaten diesen Befehl aus, wozu die große Tüchtigkeit der beiden Kompagnie-Kommandanten sehr viel mit beitrug. Solch entschlossenen Widerstand hatten die Spanier nicht erwartet, und nachdem sie ein

halbes Dutzend Pferde und Maulthiere des Trains getödtet, mehrere Karren in Eile geplündert und ein Dutzend unglückliche Trainsoldaten zusammengehauen oder gefangen genommen hatten, traten sie in Eile den Rückzug an und waren im Umsehen unseren Blicken wieder entschwunden. Die Neapolitaner mochten an 30—40 Mann eingebüßt haben; mein Bataillon hatte 2 Todte und 7 Verwundete. Dies wär der erste Kampf, den ich mit spanischen Guerillas bestand.

Ich hatte Befehl erhalten zu der Division des Generals Reille zu stoßen, welche mit der Belagerung des stark befestigten Platzes Rosas beauftragt war. Am 7. November war die Cernirung von Rosas beendigt und nach lebhaften Kämpfen hatten wir alle spanischen Truppen in die Stadt zurückgedrängt. Die Erbitterung mit welcher unsere Gegner gegen uns fochten, ließ uns schon damals die Langwierigkeit dieses blutigen Krieges voraussehen. Dabei desertirten unsere italienischen Truppen zu Hunderten zu den Feinden und besonders die neapolitanischen Regimenter schmolzen in Folge dieser starken Desertion ganz ungemein zusammen. Mein Genie-Bataillon hatte verhältnißmäßig nur sehr wenige Desertionen, obgleich solche doch auch dort vorkamen.

Bei dieser Belagerung von Rosas, wobei ich bald in unausgesetzte und gefährliche Thätigkeit kam, litten wir besonders stark von dem Feuer einiger englischen Kriegsschiffe, welche auf der Rhede lagen und uns mit ihren schweren Schiffsgeschützen sehr wirksam

beschossen. Wie oft und an wie entfernten Plätzen hatte ich mich nun schon im Feuer der Kanonen englischer Kriegsschiffe befunden. Vor St. Jean d'Acre in Syrien, Alexandrien in Aegypten, Port-au-Prince auf der Insel St. Domingo, Gaeta im Neapolitanischen und jetzt vor Rosas in Spanien.

Die Belagerung von Rosas bot sehr viele Schwierigkeiten, der Boden war für die Anlegung der Laufgräben sehr ungünstig und wir mußten viel im Felsen sprengen, wobei sich meine italienischen Mineurs durch große Geschicklichkeit auszeichneten. Dabei war die Witterung sehr ungünstig, tagelange Regengüsse füllten die Laufgräben mit Wasser und auch die Zufuhr von Munition und schweren Geschützen stockte häufig. So kamen wir trotz aller Anstrengung, mit unseren Belagerungsarbeiten nur sehr langsam vorwärts. Dazu wurden wir oft im Rücken von den Guerillas angegriffen, die uns besonders unsere Zufuhren an Lebensmitteln abschnitten, so daß wir bei aller Arbeit nur sehr spärliche Nahrung erhielten. Ein Krieg in Spanien war wahrlich keine Vergnügungspartie voller lustiger Abenteuer mit heißblütigen schwarzäugigen spanischen Sennoritas, wie manche junge Officiere dies früher wohl geglaubt hatten. An einem sehr heftigen Gefecht mit einem Regiment englischer Truppen, welche zu landen und eine französische Batterie zu zerstören suchten, nahm ich am 23. November einen lebhaften persönlichen Antheil. Wir jagten die Engländer, welche ihrer Gewohnheit nach, zwar sehr

muthig, aber äußerst ungeschickt fochten, nach hartnäckiger Gegenwehr wieder auf ihre Böte zurück. Einem englischen Marine-Officier schoß ich bei dieser Gelegenheit eine Pistolenkugel durch den Schenkel und nahm ihn dann gefangen. Es ergab sich später, daß wir schon auf St. Domingo persönlich gegen einander gefochten hatten.

Am 30. November erklärte der Genie-General Sanion, welcher die Belagerungsarbeiten leitete, die Bresche für sturmfrei. Zwar hegte ich eine andere Ueberzeugung und erlaubte mir auch dies zu bemerken, ward aber von dem General sehr heftig abgewiesen und die Subordination gebot mir zu schweigen. Der Sturm ward zwar unternommen, mißglückte aber gänzlich, da die Bresche noch nicht passirbar war und zwei italienische Grenadier-Kompagnien fanden dabei ihren Untergang.

Wir arbeiteten jetzt fleißig an den Breschbatterien und am 4. December konnten diese ihr Feuer beginnen. Die französische Artillerie war unter dem Kaiser Napoleon entschieden die beste der Welt, und das Feuer der Batterien wirkte auch so verheerend, daß die Stadt Rosas sich am 6. December ergeben mußte. Das Fort St. Trinitas, welches von Engländern besetzt war, wurde von diesen in der Nacht vom 6. auf den 7. December in die Luft gesprengt, worauf sie sich auf ihre Flotte zurückzogen. Ich wäre bei dieser Explosion beinahe verunglückt, denn ein heftiger Luftdruck erfaßte mich und warf mich mit

solcher Gewalt in einen Laufgraben, daß ich mehrere Stunden daselbst besinnungslos liegen blieb und anfänglich von meiner Mannschaft für todt gehalten wurde. Ich mußte wohl an acht Tage das Lager hüten und konnte deshalb den Einzug in das eroberte Rosas nicht mitmachen. Mitte December ward ich nach Medyni kommandirt, wo der General Gouvion-St.-Cyr sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es galt jetzt den Entsatz der wichtigen Hauptstadt von Catalonien, Barcelona, wo der General Duhesme mit seiner schwachen Division von den Spaniern eingeschlossen war. Wir marschirten nun gegen Barcelona und dieser Marsch ward uns von den spanischen Guerillas sehr erschwert. Mit 2 Kompagnien meines Bataillons, befand ich mich bei der Avant-Garde unter dem General Pinto; wir hatten die Aufgabe, die von den Feinden zerstörten Brücken und Wege möglichst wieder herzustellen und die Verhaue auf den Straßen fortzuräumen, eine ebenso gefährliche wie beschwerliche Arbeit. Dabei griffen die Guerillas uns wiederholt mit Ungestüm an, so daß meine Soldaten ebenso häufig ihre Karabiner wie ihre Beile und Spaten zur Hand nehmen mußten und wir an Todten und Verwundeten über ein Dutzend Menschen verloren. Es war ein Glück, daß die Guerillas, wie überhaupt alle Südländer, fast durchweg sehr schlechte Schützen waren und dies nutzlose in die Luft Knallen überaus liebten. Ein sehr heftiges Gefecht hatten wir am 15. December Nachmittags zu bestehen, wo

wir unter dem anhaltenden Feuer der Feinde, eine zerstörte Brücke über die Tordera wiederherstellten. Um meiner sehr erschöpften und mißmuthigen Mannschaft mehr Vertrauen einzuflößen, ging ich selbst in den Fluß und blieb mehrere Stunden bis an die Brust in dem eiskalten Schneewasser stehen, glücklicher Weise ohne Nachtheile für meine Gesundheit davon zu haben. Da der General Gouvion-St.-Cyr zufällig ein Augenzeuge hiervon war, ward mein Benehmen im Tagesbefehl öffentlich belobt und später vom König Joseph von Spanien, durch einen spanischen Orden belohnt.

Am 16. December fand bei Cardeden ein heftiges Treffen von 10,000 Mann unter dem General Gouvion-St.-Cyr gegen mindestens 20,000 Spanier statt. Da wir gar keinen Proviant mehr hatten, war dieser Kampf von unserer Seite eine dringende Nothwendigkeit. Alle unsere Truppen, die selbst einsahen, daß sie hier siegen oder untergehen mußten, schlugen sich vortrefflich und besonders zwei Regimenter Lombarden unter dem General Mazzuchelli, sprengten durch einen entschlossenen Bajonnetangriff, die ganze spanische Linie auseinander, und wir blieben vollständig Sieger. Ich kam bei diesem Kampfe nicht mit zur persönlichen Theilnahme, sondern blieb in der Reserve.

Am nächsten Tage marschirten wir in Barcelona ein, wo wir die Division Duhesme in der schwierigsten Lage fanden. Ich erhielt den Befehl vorläufig

in Barcelona zu bleiben und bei der Anlage neuer Befestigungen thätig zu sein. Die Strapazen der letzten Wochen waren so groß gewesen, daß ich mich freute unter einem festen Dach wohnen, in einem trockenen Bette schlafen und regelmäßig bereitete Speisen essen zu können, was ich Alles seit unserem Einmarsch in Spanien entbehrt hatte. Auch bot das Leben in einer großen Stadt und der gesellige Verkehr mit den vielen Officieren der starken Besatzung, manche Annehmlichkeiten, obgleich meine vielen dienstlichen Pflichten mich fast den ganzen Tag über vollauf in Anspruch nahmen. Die Bevölkerung von Barcelona war, wie dies mit wenigen Ausnahmen jetzt überall in Spanien der Fall, sehr feindselig gegen uns gesinnt; starke Patrouillen mußten Tag und Nacht umhergehen, geladene Geschütze, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, standen auf den Hauptplätzen und heimliche Ermordungen einzelner Soldaten geschahen fast täglich. Auch auf mich machten eines Abends, als ich von einer Außenschanze zurückkehrte, einige in Mäntel verhüllte Kerle einen Mordversuch. Es gelang mir jedoch, mit meiner Pistole einen Angreifer zusammenzuschießen, und mit dem Säbel einen anderen über den Arm zu hauen, worauf die übrigen zwei fortliefen. Unter solchen Umständen hatten die französischen Kriegsgerichte überreichliche Thätigkeit, und Hinrichtungen durch den Strang oder die Kugel, fanden beinahe täglich statt. Es war in dieser Hinsicht hier fast noch ärger als 1806 in

Calabrien, wozu viel beitrug, daß die Catalonier im Allgemeinen ungleich muthiger und kräftiger als die Calabresen sind. Ich war 4 Wochen lang, Präsident von einem Kriegsgericht und habe während dieser Zeit mindestens 40 Todesurtheile vollstrecken lassen; die Humanität mußte schweigen und nur die eisernste Strenge war von der Nothwendigkeit geboten.

In der letzten Hälfte Februar war mein Auftrag in Barcelona vollendet und ich kehrte zu der Division Pinto zurück, bei welcher sich zwei Kompagnien meines Bataillons befanden, während die anderen beiden bei der Division Souham eingetheilt waren.

Am 25. Februar nahm ich an einem sehr blutigen Gefecht Antheil. Der spanische General Reding rückte mit einem Korps von einigen 30,000 Mann gegen uns vor, in der Absicht uns einzuschließen und von Barcelona abzuschneiden. Der General Gouvion-St.-Cyr gebot nach den schweren Verlusten, welche sein Korps bereits erlitten hatte, kaum über 16,000 Mann, nahm aber trotzdem die Schlacht mit Vergnügen an, auf die Kriegsgeübtheit seiner Officiere und die Manövrirfähigkeit der Truppen, welche den Spaniern gänzlich abging, vertrauend. Seine Erwartungen täuschten ihn auch nicht und in allen meinen vielen Kämpfen ward mir die ungeheure Ueberlegenheit, welche eine vollkommene Manövrirfähigkeit den Truppen verleihet, wenn sie auf einen undisciplinirten Feind stoßen, niemals klarer als an diesem Tage. Die beiden Divisionen Pinto und Souham manö-

virten wirklich vorzüglich, und die vielgeübte Kriegstüchtigkeit der Officiere zeigte sich glänzend.

Es dauerte bis 3 Uhr Nachmittags bevor beide Divisionen sich vereinigt hatten und der Kampf beginnen konnte. Wir mußten den tiefen und reißenden Bergstrom Francoli passiren, um gegen den Feind zu kommen und dies verschaffte uns Genietruppen sogleich Gelegenheit uns sehr nützlich zu zeigen. Auch auf der Hochebene, welche wir jetzt unter einem sehr heftigen aber eigentlich ziemlich unschädlichen Feuer der Spanier erstiegen, gab es manche Hindernisse zu überwinden. Wir räumten ein starkes Verhau fort, welches unserer Kavallerie den Weg versperrte, und erst als dies geschehen war, machten ein italienisches Dragoner-Regiment und das 24. französische Dragoner-Regiment, trotz ihrer elenden, halb verhungerten Pferde eine glänzende Attaque auf große spanische Infanterie-Haufen, warfen solche ohne Weiteres zusammen und zerstreuten sie nach allen Seiten. Als diese Attaque stattfand, war ich gerade in der Nähe des 24. französischen Dragoner-Regiments, welches ein alter Bekannter von Aegypten her, kommandirte. Lachend rief er mir zu, die Attaque mitzumachen, und bei dieser Aufforderung regte sich mein altes Kavalleristenblut. Ich hatte für den Augenblick keine dienstlichen Pflichten, ritt einen zwar schweren aber kräftigen andalusischen Hengst, den ich in Barcelona gekauft, und so gab ich diesem die Sporen und jagte im ersten Gliede der Dragoner mit gegen den Feind. Eine tüchtige

Attaque in vollem Galopp der Rosse, ist ein ganz prächtiges Vergnügen, und obgleich ich mich sonst freue zum Geniekorps übergegangen zu sein, beneide ich die Kavalleristen doch gerade hierum oft nicht wenig. Bei diesem Angriff gegen die spanische Infanterie, die äußerst schlecht schoß, — wir erlitten nur sehr geringen Verlust, — hätten wir beinahe den Obergeneral Reding gefangen genommen und es war ein Zufall daß er entwischte. Von unserem Angriffe zurückkehrend, begegnete uns der General Gouvion-St.-Cyr. Ich wußte wohl, daß ich gefehlt hatte, indem ich als Kommandant der Genietruppen einer Division, mich von der Lust des Augenblickes hatte hinreißen lassen eine Kavallerie-Attaque mit zu reiten, allein der General Gouvion rügte diesen Fehler fast schärfer, wie er es verdient hätte und sagte so laut, daß Alle es hörten: „Der Platz in einer Dragoner-Schwadron scheint mir für Sie mein Herr, kein recht passender zu sein. Jede Waffengattung hat ihre Pflichten und Rechte, und Genie-Kommandanten passen ebenso wenig zu Kavallerie-Attaquen, wie Dragoner-Officiere in die Laufgräben." So hatte ich denn die Beschämung und meine Freude war augenblicklich verdorben. Der General Gouvion-St.-Cyr hatte zwar unläugbar große Verdienste und besaß Energie, Tapferkeit und Rechtlichkeit, war aber kein sonderlich angenehmer Vorgesetzter und bei den Truppen nicht beliebt; mürrisch und stets schlechter Laune, hatte er fortwährend zu tadeln und zu schelten; dazu kam, daß er vom

Kaiser Napoleon jetzt stets mit Vorwürfen überhäuft wurde, weil er das Unmögliche nicht möglich machen und ganz Catalonien nicht im Fluge erobern konnte. Der Kaiser täuschte sich über den Charakter, welchen dieser unselige spanische Krieg angenommen, überhaupt gänzlich, war wüthend, daß das ganze Land nicht schnell unterworfen und zur Ruhe gebracht wurde und überhäufte die dort kommandirenden Korpsgeneräle mit den heftigsten und häufig ungerechtesten Vorwürfen, daher diese denn auch sehr oft wechselten.

Wir erfochten am 25. Februar einen überaus glänzenden Sieg, zerstreuten die ganze Armee des Generals Reding und machten eine sehr reiche Beute an Waffen, Kriegsmaterial und einigen tausend Gefangenen. Leider erbeuteten wir aber fast gar keine Lebensmittel und diese hätten wir gerade am Besten gebrauchen können, denn unsere Proviantvorräthe waren äußerst schlecht bestellt und der Mangel herrschte oft bei uns. Nur an Wein hatten wir gewöhnlich hinreichenden Vorrath und das war ein großes Glück, denn unsere Soldaten vermochten sich daran zu stärken, und von Brod und Wein können Truppen im Felde, nöthigenfalls Monate lang leben. Uebrigens ist die Mäßigkeit der Spanier überaus groß und mit einem Stücklein trocknen Brodes und einer Handvoll Zwiebel oder Knoblauch täglich, lebt ein spanischer Soldat wochenlang ganz bequem und erträgt die größten Anstrengungen.

Wir schlossen nun die spanischen Truppen in

Taragona ein. ohne sie jedoch förmlich zu belagern und blieb ich mehrere Wochen hier. Eine große Unternehmung ward jetzt vorbereitet, nämlich die Belagerung der sehr starken und für den Besitz von Catalonien wichtigen Festung Gerona. Es wurden dazu 12,000 Mann unter dem Befehl des Generals Verdier, der an die Stelle des Divisions-General Reille getreten war, bestimmt und die Leitung der Geniearbeiten erhielt der General Sanion. Um diese Zeit bekam auch der General Gouvion-St.-Cyr, mit dessen Thätigkeit der Kaiser Napoleon nicht zufrieden war, die Zurückberufung und ward der Marschall Augereau zum Kommandanten des VII. Korps ernannt. Da dieser aber wegen Krankheit nicht eintreffen konnte, so blieb der General Gouvion vorläufig noch bei uns.

Ich kam Mitte Mai vor Gerona an und ward mit der speciellen Leitung der Minenarbeiten beauftragt. Da die Spanier alle ihre Festungen mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigten, so hatten die Minen bei allen diesen Belagerungen stets hohe Bedeutung und es ward mir jetzt Gelegenheit zu einer sehr umfangreichen Thätigkeit. In dem Felsenboden, schritten unsere Arbeiten nur sehr langsam vorwärts, obgleich es meine Mineurs an Ausdauer und Geschicklichkeit wahrlich nicht fehlen ließen; für Sprengungen im Felsen, giebt es keine besseren und zuverlässigeren Arbeiter wie die Norditaliener, diese Erfahrung machte ich jetzt wieder so recht von Neuem. Was unsere Belagerung sehr erschwerte, war der Mangel an

Proviant, Munition und besonders auch Arbeitsgeräth. Da die Guerillas wiederholt schon Transporte die für uns bestimmt waren, abgefangen hatten, mußten wir oft das Nothwendigste entbehren. Dabei vertheidigten sich die Belagerten mit eben so viel Geschicklichkeit wie Muth und suchten unsere Minenarbeiten durch Gegenminen wieder zu zerstören. So donnerten nicht bloß über der Erde die Geschütze von hüben und drüben mit der größten Heftigkeit, sondern auch wir Mineurs kämpften mit der äußersten Erbitterung. Ich entsinne mich noch, daß wir einst in der Nacht, unweit einer großen Mine, welche wir trieben, um das Fort Monchuich in die Luft zu sprengen, plötzlich dicht neben uns, durch Arbeiten in der Erde aufgeschreckt wurden. Die Spanier waren uns in einer Gegenmine so nahe gekommen, daß wir ihr Arbeiten, ja zuletzt ihre Worte ganz deutlich vernehmen konnten. Auf meinen Befehl mußten sich nun alle Mineurs still verhalten, um die Feinde über unsere Gegenwart zu täuschen. Nach einigen Stunden hatten die Spanier sich uns so weit genähert, daß uns nur eine dünne Erdwand trennte. Endlich fiel auch diese, und zu ihrem Schreck und Erstaunen stießen die spanischen Mineurs plötzlich auf 30—40 wohlbewaffnete französische Mineurs. Unter der Erde, im engen Minengange, entspann sich nun ein wüthender Kampf, welcher mit Dolchen, Messern und Pistolen geführt wurde, da der Raum zum Gebrauch anderer Waffen, viel zu beschränkt war. Da wir die große Ueberzahl

bildeten, drängten wir unsere Feinde trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr, bald zurück. Plötzlich steckte ein Spanier unter wildem Fluche, seine Pistole in die Pulverkammer der Gegenmine, um solche durch einen Schuß zu entzünden, somit die Mine zu sprengen, und dadurch zwar sich selbst und seine Genossen, aber auch zugleich uns Alle zu verschütten. Es war die recht ersichtliche Gnade Gottes, welche bewirkte, daß die Pistole versagte und somit der Spanier sein verzweifeltes Vorhaben nicht ausführen konnte. Bevor er im Stande war seine zweite Pistole aus dem Gürtel zu ziehen, hatte ich mich mit raschem Sprunge auf ihn geworfen und umklammerte seine beiden Arme, worauf ein italienischer Mineur ihm sein Dolchmesser durch das Herz stieß. Die Spanier wehrten sich noch mit Verzweiflung und wurden, da sie den Pardon verschmähten, sämmtlich von uns getödtet. Dies Gefecht unter der Erde, bei dem spärlichen Schein der düster qualmenden Minenlichter, hatte etwas so Grausiges, wie ich dies in meinem ganzen Leben noch niemals gesehen, und blieb mir deßhalb stets unvergeßlich.

Am 8. Juli des Morgens 3 Uhr, geschah von unserer Seite ein Sturmversuch durch eine Bresche, welche man irrigerweise für gangbar hielt, an welchem ich jedoch persönlich nicht mit theilnahm. Er mißglückte vollständig, da sich hinter der Bresche noch ein Bollwerk von Sandsäcken befand, wodurch das Vordringen unserer Sturmkolonnen verhindert wurde, und

diese sich nach starken Verlusten unverrichteter Sache wieder zurückziehen mußten. Bei dieser Gelegenheit verlor mein treuer Hassan sein Leben. Er stand als Korporal bei den Sappeurs und bekleidete dabei noch das Amt eines Haushofmeisters und Kammerdieners, so gut es seine Zeit erlaubte, bei mir. Der Verlust dieses treuen Negers, der 1799 in Aegypten zu mir kam, und seitdem alle Strapazen und Gefahren des Kriegslebens in St. Domingo, Guadeloupe, Italien und Spanien mit nie zu erschütternder guter Laune und gleicher Treue, Sorgsamkeit und Tapferkeit mit mir theilte, betrübte mich ungemein.

Unsere Minen hatten jetzt den besten Fortgang und wir sprengten alle Befestigungen des Monchuich nach und nach gänzlich, so daß das feste Werk in unsere Gewalt fiel. Dann trieben wir unsere Minengänge gegen die Bastion A und sprengten auch hier ihre Außenwerke. Ich war jetzt Nacht und Tag unter der Erde und kam nur an das Tageslicht, wenn ich in meinem Zelte einige Stunden der Ruhe pflegen oder Nahrung zu mir nehmen wollte. Mit Letzterer sah es freilich schlecht aus, denn außer an Wein, litten wir fast an Allem Mangel und selbst meine Mineurs bekamen bei ihrer angestrengten Arbeit wöchentlich nur zweimal ein Pfund dürres Kuhfleisch oder das Fleisch abgetriebener Maulesel, welche geschlachtet wurden, weil sie dem Tod des Verhungerns nahe waren.

Am 11. August Abends sahen die Spanier ein,

die Citadelle von Gerona nicht mehr halten zu können, sprengten solche daher selbst in die Luft und zogen sich dann in die Stadt zurück. Die Erschütterung der Explosion war so groß, daß ein Hauptminengang, in welchem ich mich zufällig gerade mit 40 Mineurs befand, zum Theil verschüttet wurde. Es dauerte mehrere Stunden bis wir wieder aufgegraben und befreiet werden konnten.

Die Spanier zogen jetzt ein starkes Heer unter dem General Blacke zusammen, um womöglich Gerona zu entsetzen und so war eine Schlacht in dessen Nähe zu erwarten. Unsere Verluste während des Sommers 1809, waren durch Desertionen, Todte und Verwundete in den vielen Kämpfen, und besonders auch Kranke, in Folge der äußerst schlechten Verpflegung, so bedeutend gewesen, daß die meisten Infanterie-Bataillone kaum noch mit 300 Mann unter den Waffen standen. So hatten wir freilich die feindliche Ueberzahl gegen uns, allein die Kriegsgeübtheit und bessere Manövrirfähigkeit unserer Truppen mußte dies wieder ausgleichen. In den ersten Tagen des September fanden denn auch wiederholt Kämpfe statt, bei denen die Spanier, trotz ihrer großen numerischen Ueberlegenheit, stets entschieden zurückgeschlagen wurden. Da inzwischen die Infanterie, welche unsere Belagerungen decken sollte, nur in schwacher Zahl zurückgelassen war, so gelang es einer spanischen Abtheilung von 1200 Mann durch unsere Cernirung durchzubringen und in Gerona einzumarschiren. Selbst

wir Mineurs mußten dabei unsere Minen verlassen und mit den Karabinern ein lebhaftes Feuer auf spanische Infanterie, welche sich des Belagerungstrains bemächtigen wollte, unterhalten. So verging der ganze Monat September unter fortwährenden heftigen Kämpfen. Die spanische Besatzung von Gerona, vertheidigte sich mit der größten Hartnäckigkeit und machte uns jeden Schritt streitig. Der Marschall Augereau, unter dem ich schon 1797 in Italien gekämpft hatte, war jetzt gekommen um die Belagerung beschleunigen zu helfen, allein auch dies hatte keinen Erfolg. Ein besonders heftiger Sturmversuch fand am 19. September statt, allein da solcher ohne die nöthigen Vorbereitungen unternommen, und die einzelnen Sturmkolonnen sich nicht gegenseitig recht unterstützten, so schlugen die Spanier ihn zurück, wobei die unsrigen große Verluste erlitten. Dazu kam, daß der spanische General Blacke durch leichte Truppen uns wiederholt im Rücken angreifen ließ und dadurch unsere Belagerungsarbeiten nicht wenig störte.

Ich nahm an diesen Kämpfen jetzt keinen persönlichen Antheil, da meine Minenarbeiten mich hinlänglich beschäftigten. Wir hatten die Absicht zwei große Gänge bis unter die Stadt Gerona zu treiben und diese dann selbst in die Luft zu sprengen, wenn bis dahin ihre Eroberung nicht gelungen sein würde. Bei den sehr vielen bedeutenden Belagerungen an denen ich theilnahm, wie z. B. Mantua, Jaffa, St. Jean d'Acre, Gaeta, Rosas sind zusammen nicht so viele

Minengänge getrieben worden, wie dies jetzt vor Gerona geschah.

Bald nach des Generals Gouvion-St.-Cyr Abgang trafen auch sehr bedeutende Verstärkungen an Rekruten und Rekonvalescenten bei uns ein und auch ich erhielt 280 neue Mineurs, durch welche die vielen Lücken wieder einigermaßen ausgeglichen wurden.

So währte denn diese ewig denkwürdige Belagerung von Gerona die Monate October und November unter heißen beständigen Kämpfen fort. Wir arbeiteten mit unseren Minen fleißig weiter, obgleich der anfängliche Plan solche bis unter die Stadt zu treiben, der vielen damit verbundenen Hindernisse wegen, zuletzt aufgegeben war. Endlich am 10. December bat die tapfere Besatzung um eine Kapitulation, da ihr sowohl Lebensmittel wie Munition vollständig ausgegangen waren. Um einen Sturm der auch im glücklichsten Fall viele Opfer von unserer Seite gekostet haben würde, zu vermeiden, bewilligte der Marschall Augereau dem tapferen Kommandanten von Gerona, Don Marian-Alvarez eine ehrenvolle Kapitulation, so daß er mitsammt der ganzen Besatzung, welche noch an 3000 Mann unter den Waffen betrug, einen freien Abzug erhielt. Die Belagerung hatte an 6 Monate gedauert und war besonders für mich eine ungemein reiche Schule im Minenkrieg gewesen. Einige 100 Centner Pulver hatte ich wohl verbraucht.

Kaum hatte ich einige Tage Ruhe gehabt und mich auf das Nothdürftigste von den vielen vor Gerona

gehabten Strapazen etwas erholt, so mußte ich mit 600 Mineurs und Sappeurs nach Hostalrich aufbrechen, um an der Belagerung dieses Platzes theilzunehmen. Allzu viel Ruhe ward wahrlich den Soldaten Napoleons nicht vergönnt und es hieß immer von Kampf zu neuem Kampf. Besonders hier in diesem Kriege in Spanien, hatten die Genietruppen entsetzlich viel Arbeit, da es eine große Menge von starken Festungen, welche von den Spaniern stets mit ebenso viel Muth wie Geschicklichkeit vertheidigt wurden, zu erobern gab. Die Belagerung von Hostalrich, war sehr langwierig und erforderte viel Zeit, obgleich die Verhältnisse hier lange nicht so großartig wie vor Gerona sich gestalteten. Wir Mineurs hatten auch hier in unseren Minen viel zu thun und waren täglich mehr unter als über der Erde. Der Mangel an Lebensmitteln, und mehr noch an Werkzeugen, erschwerte auch hier unsere Arbeiten sehr, und wir litten im Winter manche harte Entbehrungen. Dazu kam, daß feindliche Streifkorps oft unsere Belagerungstruppen anfielen und wir daher stets auf unserer Hut sein mußten. Namentlich die feindlichen „Miquelets,“ so hießen die Jäger und Wildschützen aus den spanischen Pyrenäen, schlichen sich in den langen dunkelen Winternächten oft mit großer Kühnheit mitten zwischen die Belagerungstruppen und stifteten dort großen Schaden. So wäre ich eines Abends spät, als ich aus den Minen heimkehrte, um mich in mein Zelt zu begeben, fast von diesen Miquelets gefangen

genommen und konnte mich nur durch einen verzweifelten persönlichen Kampf, wobei mir meine große Gewandtheit und Kaltblütigkeit in der Führung des Degens sehr zu statten kam, von meinen Feinden befreien. Ein mich begleitender Mineur-Korporal hatte die Geistesgegenwart, eine Spreng-Petarde, die er zufällig trug, anzuzünden und dann mit schnellem Wurf mitten zwischen die Feinde zu schleudern. Die Petarde sprang gerade zur rechten Zeit und richtete große Verwüstungen zwischen den Miquelets an, so daß sie in Eile flohen. Ich hatte die Freude, daß dieser so muthige Korporal auf meinen Vorschlag, später das Kreuz der Ehrenlegion, diesen höchsten Ehrenschmuck eines französischen Soldaten, erhielt.

Am 12. Mai 1810 ergab sich denn auch endlich Hostalrich. Der dort kommandirende General Don Juan de Estrada, hatte den kühnen Entschluß, sich mit 2000 Mann der besten Soldaten aus der Festung, durch unsere Linien durchzuschlagen. In einer dunklen Regennacht brachen die Spanier ganz unbemerkt aus der Festung hervor und ein wüthender Kampf begann alsbald.

Ich lag auf das Aeußerste ermüdet, in meinem Zelte, als ich durch den entstandenen Lärm aufgeschreckt wurde und bald dessen Ursache erfuhr. Nur halb bekleidet sprang ich heraus und ließ Allarm blasen, und in wenigen Augenblicken standen die Genietruppen unter den Waffen. Neben uns kämpfte das sehr schwache italienische Linienregiment, und war

schon in harter Bedrängniß, daher unsere Hülfe sehr erwünscht kam. Es war so dunkel, daß man Feind wie Freund nicht unterscheiden konnte, und nur die gegenseitigen Rufe die Erkennungszeichen abgeben mußten. Wir hatten schon eine zweimalige Salve auf den Feind abgegeben, als es zum Handgemenge Mann gegen Mann kam. Einige meiner Mineurs zündeten einen großen Haufen von Faschinenbündeln, der hier lag, an und der dunkle Flammenschein erhellte die Gegend wenigstens soweit, um sich gegenseitig zu unterscheiden. Ich kam mit einem hochgewachsenen feindlichen Officier in ein Handgemenge und wir kämpften mit solcher Wuth, daß die Funken förmlich von unseren Klingen sprühten. Wir waren Beide sehr gewandte Fechter und so dauerte es eine ganze Weile, bevor Einer dem Anderen etwas anhaben konnte. Endlich versetzte mir der Spanier einen so gewaltigen Hieb gerade über die Stirn, daß meine leichte Feldmütze durchschnitten wurde, und die Klinge in meinen Schädel eindrang. Ich benutzte jedoch den Augenblick, als die Waffe meines Gegners auf meinem Kopfe war, und stieß ihm mein Schwert mit voller Kraft durch die Brust, daß er sogleich zu Boden stürzte. Kaum hatte ich dies gethan, fiel auch ich vom Blutverlust und der Erschütterung meines Kopfes bewußtlos auf die Erde. So lagen wir beiden Feinde, welche so eben in heftigster Wuth gegen einander gefochten, jetzt in unserem Blute neben einander, bis zum hellen Morgen, wo wir erst gefunden und trans-

portirt wurden. Der von mir getödtete Officier, dessen Leiche schon kalt war als man sie aufhob, sollte der spanische General Don Juan de Estrada gewesen sein. Ein großer Theil seiner Truppen hatte sich übrigens in dieser Nacht wirklich glücklich durchgeschlagen; manche Soldaten jedoch waren bei diesem Versuche von uns getödtet oder gefangen genommen worden.

Mich brachte man in einem bewußtlosen Zustand in mein Zelt und meine Krankheit soll mehrere Wochen lebensgefährlich gewesen sein. Meine, trotz aller vielen Kriegsstrapazen damals noch ungemein starke Körperconstitution, und die Behandlung eines sehr geschickten italienischen Militairarztes, stellten mich jedoch nach 2 Monaten, welche ich im Militairlazarethe in dem von unseren Truppen besetzten Hostalrich verlebte, so weit her, daß ich mühsam am Stocke wieder umherwandeln konnte. Ich fühlte jedoch noch häufig einen dumpfen Schmerz im Kopfe und war überhaupt recht schwach und elend. Eine völlige Wiederherstellung schien in Spanien ganz unmöglich und so bewilligte der Marschall Augereau mir einen längeren Urlaub nach Frankreich, um mich dort wieder herstellen zu lassen. Mit einem starken Convoi ging ich nach Perpignan ab und fuhr von dort langsam nach Toulon. Hier begab ich mich wieder in Pension und Behandlung bei dem Arzt, in dessen Landhause ich schon im Winter von 1801—2, nach meiner Rückkehr aus Aegypten, einige Monate zugebracht hatte. Wie viel erlebte ich seitdem wieder und welche Un=

masse der wildesten und blutigsten Ereignisse waren in diesen 8 Jahren an mir vorübergegangen! Hier in dem Landhause des alten würdigen Arztes, herrschten noch die gleiche friedliche Ruhe und unablässige liebevolle Sorgfalt für das geistige wie körperliche Wohl der darin aufgenommenen Gäste. Nur die zwei Töchter, welche ich früher als liebliche Kinder oft auf meinem Schooße gehabt, waren inzwischen zu reizenden Jungfrauen herangewachsen, welche der Mutter die Sorge für die sehr weitläufige Wirthschaft größtentheils abnahmen; dies war auch fast die einzige Veränderung. Der Doctor hatte sein Haus jetzt ausschließlich zur Aufnahme solcher rekonvalescenter Officiere eingerichtet, welche wie ich keine eigene Familie und Heimath, wo sie eine liebevolle Aufnahme finden konnten, besaßen. Die ganze Einrichtung war zu diesem Zwecke wirklich musterhaft und das freundliche, in einem großen schönen Orangengarten dicht am Meere gelegene Landhaus, bildete den besten Aufenthaltsort für Rekonvalescenten, der sich nur wünschen ließ. So waren wir an 15—20 Officiere der verschiedensten Waffengattungen und Chargen hier versammelt und eine Fülle der interessantesten und belehrendsten Unterhaltung ward dadurch geboten. Was hatten diese Kriegsmänner nicht Alles erlebt, welcher Reichthum von Erfahrungen und Anschauungen herrschte in ihren Erzählungen! Da ich ja sowohl in Aegypten, wie später auf St. Domingo und Guadeloupe, und jetzt auch wieder in Spanien, häufig

monatelang keine Nachrichten von den anderen Kriegen, welche Frankreich inzwischen führte, gehabt hatte, so fehlte mir theilweise eine genauere Kenntniß derselben. Besonders auch über den Krieg, den Kaiser Napoleon 1809 in Oesterreich so siegreich geführt hatte, während wir uns in Catalonien schlugen, war ich größtentheils in Unkenntniß geblieben. Hier hatte ich die beste Gelegenheit mich von Theilnehmern über alle diese Kriege, und besonders auch über den Feldzug von 1809 gründlich unterrichten zu lassen und ich säumte auch nicht dies zu benutzen.

Eine breite rothe Narbe quer über die ganze Stirn, welche mir zwar ein sehr martialisches Ansehen verlieh, sonst aber grade nicht zu meiner Verschönerung beiträgt, ist mir als stete Erinnerung an diesen Kampf geblieben; im Uebrigen fühlte ich mich Mitte September 1810 vollständig wieder hergestellt und zu jedem Dienst auf's Neue bereit. Ich erhielt den Befehl vorläufig nach Madrid zu gehen und dort eine weitere Bestimmung zu erwarten, da meine Stelle beim 7. Armeekorps bereits wieder besetzt war.

Mit einem Detachement von 2000 Mann, größtentheils Rekruten und Rekonvalescenten aus allen möglichen Waffengattungen, und 200 Armeegensdarmen, lauter vielbewährte und erprobte Männer, marschirte ich in Spanien ein. Zufällig war ich der älteste Stabsofficier im ganzen Detachement, und mußte so dessen Gesammtführung übernehmen, was mir sehr unerwünscht kam, da eine große Verantwortung damit

verbunden war. Es schwärmten sehr starke Guerillas-Banden umher, und so war es leicht möglich, daß wir verschiedene Kämpfe zu bestehen hatten. Mit einem buntzusammengesetzten Detachement, dessen Officiere sich nicht kannten und wo die Mannschaft vielfach aus unerfahrenen und widerwilligen Rekruten bestand, war solch ein Kampf gegen Guerillas eine höchst unangenehme Sache, welche den Kommandanten leicht in die größte Unannehmlichkeit bringen konnte. Meine Ahnung hatte mich auch nicht getäuscht, denn schon am 6. oder 7. Tage unseres Einmarsches in Spanien, wurden wir von einer sehr starken Bande mit der äußersten Heftigkeit angegriffen. Meine Vorhut bestand aus 2 Kompagnien eines kleinen deutschen Rheinbundkontingents, fast lauter unerfahrene junge Officiere und Rekruten, von denen die Meisten in ihrem Leben noch nie eine feindliche Kugel hatten pfeifen hören. Als nun plötzlich in einem von steilen Bergen umschlossenen Engpaß, von allen Seiten Schüsse aus dem Hinterhalt aufblitzten, von denen wohl ein Dutzend getroffen haben mochten, verloren diese beiden Kompagnien alle Besinnung und kamen in wirrer Flucht zurückgestürzt. Ihr Schrecken theilte sich meiner übrigen Mannschaft mit und ich fühlte, daß auf die italienischen und polnischen Marschkompagnien, welche ich bei mir hatte, kein sicherer Verlaß mehr sein würde. So mußte ich denn meine Zuflucht zu einem Rückzug nehmen, um eine kleine Ebene, die eine halbe Stunde rückwärts von uns lag, wieder zu

gewinnen und da die Guerillas uns sehr lebhaft verfolgten, so artete dieser Rückzug zuletzt in eine ziemlich unordentliche Flucht aus. Hierauf hatte ich aber eigentlich meinen Plan gegründet. Ich ritt zu den Armeegensdarmen, welche allein in fester Ordnung blieben und die mit ihren Säbeln rechts und links den Flüchtigen ganz gewichtige flache Hiebe versetzten, und theilte den beiden Capitains derselben meine Absicht mit. Diese alten erprobten Soldaten, von denen der eine noch als Sergeant mit mir im 7. Husaren-Regiment in Italien gefochten hatte, verstanden mich sogleich. Wir ließen die Flüchtlinge an uns vorbeiziehen, so daß zuletzt die Gensdarmen, welche anfänglich am Entferntesten gewesen, jetzt dem Feinde am Nächsten kamen. Glücklicher Weise hatte ich zwei leichte französische Feldgeschütze bei mir, welche von Maulthieren gezogen wurden. Ich ließ schnell die Ladung dieser Geschütze noch verstärken und dann solche mit einigen alten Decken überhängen, daß sie aus der Ferne nicht für Kanonen gehalten werden konnten. So waren wir glücklich bis auf die Thalebene gekommen, mochten aber wohl durch die Schüsse der Guerillas schon einige 30 Todte und Verwundete, welche wir mitnahmen, eingebüßt haben. Von ihrem Verfolgungseifer verblendet, stürzten die Guerillas uns auf die Ebene nach und dies war es, was ich zu erreichen wünschte. Die Gensdarmen öffneten plötzlich ihre Glieder, die Decken von den Kanonen fielen schnell und zwei doppelte Kartätschenladungen krachten

auf 300 Schritte mitten in den dichtesten Haufen der Feinde hinein, und bevor diese sich noch von ihrer Ueberraschung erholen konnten, machten die Gensdarmen auf ihren hohen Rossen im vollen Galopp eine Attaque auf den wirren Haufen der Feinde, hieben Viele zusammen und zersprengten die Uebrigen. Diesen Augenblick benutzte ich, rief meinen deutschen, polnischen und italienischen Soldaten in ihren verschiedenen Muttersprachen zu: „Wer kein elender Schuft sein will, der folge mir jetzt gegen den Feind" und mit lautem Hurrah stürmten nun Alle gegen die fliehenden Guerillas vorwärts. Wohl an 300 Todte und Verwundete und an 100 unverwundete Gefangene, fielen bei diesem Gefecht in unsere Hände, und die ganze Guerillas-Bande war so zersprengt und geschwächt, daß sie unseren Weitermarsch nicht ferner beunruhigen konnte. So gelangten wir auch glücklich und ohne Unfälle nach Madrid, wo sich mein Kommando auflöste. Ich hätte eigentlich die beiden deutschen Kompagnien, welche sogleich die Flucht ergriffen und dadurch meinen ganzen Transport in Unordnung gebracht hatten, anzeigen können, unterließ dies aber, da ihr Benehmen durch ihre Zusammensetzung aus lauter Rekruten erklärlich war und ich die Officiere als deutsche Landsleute nicht gerne in Strafe bringen wollte. Der älteste Hauptmann war mir sehr dankbar für diese Rücksicht, machte einen glänzenden Bericht über mein Benehmen an seinen Fürsten, und in Folge dessen sandte mir dieser später seinen Orden.

Auch der König Joseph von Spanien, verlieh mir für mein Benehmen bei Hostalrich, eine spanische Dekoration. Alle solche fremden Orden wurden aber in der französischen Armee des Kaisers Napoleon, eigentlich nicht geachtet und als weit unter der Ehrenlegion, nach deren Besitz alle Officiere wie Soldaten ein glühendes Verlangen hegten, angesehen.

Die vielen deutschen Rheinbundstruppen, mit denen ich jetzt häufig in Spanien zusammentraf, haben stets mein aufrichtiges Bedauern erregt. Sie wurden absichtlich, wenn auch nicht zu den gefährlichsten, so doch beschwerlichsten Diensten benutzt, überall umhergestoßen, mußten sich viel gefallen lassen und ernteten dabei wenig Dank und Ehre, da die Siegeslorbeeren von den Franzosen fast stets allein für sich in Anspruch genommen wurden. Die Nationaleitelkeit der Franzosen ist bekanntlich so groß, daß sie alle übrigen Völker als weit unter sich stehend betrachten, und so hielten die meisten französischen Officiere und Soldaten sich entschieden besser wie alle ihre Bundesgenossen. Diese schlechte Behandlung und der Gedanke eigentlich auch gar nicht zu wissen wofür sie kämpften, brachte sehr viele Soldaten der rheinbundlichen und westphälischen Regimenter zur Desertion, daher die Engländer eigene Truppentheile aus diesen Deserteuren errichteten. Auch die italienischen Soldaten hier in Spanien, desertirten häufig; sehr selten die polnischen, fast niemals aber die nationalfranzösischen, welche zu stolz hierzu waren.

Ich blieb in Madrid jetzt einige Monate, ohne eigentliches Kommando, obgleich ich während dieser Zeit mit der Leitung verschiedener Befestigungsarbeiten beauftragt war. Die Sache stand Ende 1811 fast überall gut für die französischen Heere; wir hatten die spanischen regulären Truppen in allen offenen Feldschlachten entschieden auf das Haupt geschlagen und den Lord Wellington mit seinen Engländern nach Portugal zurückgetrieben, wo er jetzt hinter den festen Linien von Torres-Vedras stand. So war damals begründete Hoffnung vorhanden, daß die ganze pyrenäische Halbinsel bald in unserem unbestrittenen Besitz sein würde. Freilich ungemein viel Blut, weit, weit mehr als sie eigentlich werth war, hatte diese Eroberung uns schon gekostet.

Anfang Januar 1811 erhielt ich den Befehl zum Korps des Marschalls Mortier abzugehen und an der Belagerung von Badajoz theilzunehmen. Wir arbeiteten hier sehr fleißig und die Belagerungswerke machten schnellen Fortschritt, da wir lange nicht die gleichen Terrainhindernisse zu überwinden hatten, als dies vor Rosas, Hostalrich und gar vor Gerona der Fall gewesen. So eröffneten wir schon am 11. Februar unsere Breschbatterien, an deren Anlage ich mit thätig war und eine freiwillige Sturmkolonne erstürmte am gleichen Tag das wichtige Werk Pardaleras.

Der spanische General Mendizabal rückte jetzt zum Entsatz von Badajoz vor, ward aber vom Marschall Mortier sehr bald entschieden zurückgetrieben, so daß

wir weiter nicht beunruhigt wurden. Ich hatte auch bei dieser Belagerung wieder die Anlegung der Minen speciell unter meiner Leitung, und wir arbeiteten so schnell und mit so glücklichem Erfolg, daß wir bereits am 8. März alle Hauptminen sprengen konnten und dadurch die Hauptbefestigungen der Spanier über den Haufen warfen. Am 10. März erfolgte die Kapitulation von Badajoz und wir konnten unseren Einzug in die Festung halten, auf deren Glacis an 9000 unverwundete spanische Soldaten vor uns die Waffen streckten. Das war wieder ein schöner Triumph für die Fahne des Kaisers Napoleon, und ich durfte mir das Zeugniß geben, hiezu ein gutes Theil nach meinen besten Kräften mit beigetragen zu haben.

Ich erhielt den Befehl in Badajoz zu bleiben und mit an der Wiederherstellung der von uns zerstörten Werke dieser Festung arbeiten zu helfen. Wir waren sehr fleißig hiebei, und benutzten einige 1000 gefangene spanische Soldaten zu den Schanzarbeiten. Die höchste Eile war dringend geboten, denn der englische Marschall Beresford kam mit einem starken englisch-spanisch-portugiesischen Heere anmarschirt, um Badajoz, dessen Besitz für beide streitenden Partheien von der größten Wichtigkeit war, womöglich wieder zu erobern. Schon am 24. April versuchten die Engländer eine Berennung von Badajoz, allein ohne den mindesten Erfolg und mußten sich nun zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Für mich als Ingenieur-Officier war es von dem höchsten Interesse

in einer Festung, welche ich vor wenigen Wochen selbst mit belagert hatte, jetzt die Vertheidigungsarbeiten leiten zu helfen.

Am 11. Mai eröffneten die Engländer eine Bresch-Batterie gegen uns, schossen aber so ungeschickt, daß ihre Kugeln auch nicht die mindeste Wirkung hatten. Da inzwischen französische Heeresabtheilungen unter dem Marschall Soult, anrückten, mußten die Feinde ihre Belagerung vorläufig wieder aufgeben und den Rückzug antreten. Wir machten einen Ausfall, verfolgten sie lebhaft und ich hatte das Glück hiebei einen portugiesischen Stabsofficier, der vom Pferde gefallen war, gefangen zu nehmen. Mitte Mai erschienen von Neuem sehr starke englische Abtheilungen vor Badajoz, um die Belagerung mit vermehrter Kraft vorzunehmen; da wir jedoch in dem General Philippon einen vortrefflichen energischen Kommandanten besaßen, eine starke und muthige Garnison, und hinreichenden Proviant auf längere Zeit hatten und auch die letzte Zeit zur Verstärkung unserer Befestigungsarbeiten, sehr fleißig benutzt, so sahen wir dieser neuen Belagerung mit großer Ruhe entgegen. Am 27. Mai begannen die ersten englischen Angriffe gegen uns und am 3. Juni eröffneten die Bresch-Batterien ein heftiges Feuer gegen das Fort Christoval, in welchem ich als Genie-Officier stationirt war. Am 5. Juni begannen die Feinde einen Sturm, der mit echt englischer Tapferkeit aber auch ebenso großer Ungeschicklichkeit unternommen, von

uns gänzlich zurückgeschlagen wurde, wobei die Stürmenden große Verluste erlitten. Dadurch nicht abgeschreckt, — von allen den vielen Feinden, gegen welche ich in meinem Leben habe kämpfen müssen, sind die Engländer stets die muthigsten, hartnäckigsten, aber zugleich dabei auch ungeschicktesten gewesen, — ward der Sturm am 8. Juni zum zweitenmal versucht. Wir empfingen die Sturmkolonnen aber wohlgerüstet, und eröffneten von den Wällen ein so lebhaftes Feuer gegen sie, daß sie nach ungemeinen Verlusten wieder abzogen. Da wir die Geschütze nicht so niedrig stellen konnten, um damit in die Gräben unmittelbar unter dem Wall, wo die englischen Sturmkolonnen sich befanden, schießen zu können, legten wir Petarden und Granaten, mit angezündeten Zündern, auf eine Art von Holzgestellen, welche von 4 Mann angefaßt und dann mit aller Kraft hinunter in die Gräben geschleudert wurden, wo sie arge Verwüstungen anrichteten. So rieben wir fast sämmtliche Stürmenden auf, und die Gräben lagen in den nächsten Tagen noch so voll Leichen, daß wir solche durch gefangene Spanier zusammentragen und auf großen Scheiterhaufen verbrennen lassen mußten, damit ihr Gestank bei der Verwesung, nicht zuletzt Epidemien erzeugte. Am 12. Juni gaben die Engländer die Belagerung von Badajoz auf und zogen eilig aber in guter Ordnung ab. So war diese wichtige Festung denn zum zweitenmal von uns gerettet worden, und fiel erst im Frühling des Jahres 1812, in die Gewalt der Feinde.

Damals befand ich mich aber nicht mehr in Spanien, sondern war schon auf dem Marsche nach Rußland begriffen.

Ich blieb nun noch bis zum September 1811 in Badajoz, eifrig mit der Ausbesserung alter und der Anlage neuer Werke beschäftigt. Da ich in Catalonien von den Jahren 1808—10 sehr gut bekannt war, so erhielt ich jetzt den Befehl mich aus Badajoz fortzubegeben und zur Disposition des Generals Suchet zu stellen. Dieser sandte mich nach Valencia und langte ich dort am 10. October beim Belagerungskorps an. Es gab auch hier wieder, wie dies in Spanien stets der Fall war, viel Arbeit und Anstrengung, ich kam oft Wochenlang nicht aus der Uniform heraus und war Tag und Nacht draußen in den Laufgräben. Der Oberst Henry vom Geniekorps leitete die Belagerungsarbeiten, und forderte von uns Allen sehr viel, ging uns aber selbst mit dem besten Beispiel in unermüdlicher Thätigkeit voran.

Am 24. October waren wir mit unseren Werken schon bis dicht an die feindlichen Wälle vorgerückt, als feindliche Korps mit starken Truppenmassen anmarschirten, den General Suchet nöthigten die Belagerungsarbeiten vorläufig einzustellen und alle seine Truppen zusammenzuziehen.

Am 3. November kehrten wir jedoch wieder zurück und setzten unsere Arbeiten mit vermehrtem Eifer fort. Tag und Nacht wurde gearbeitet, und alle noch so großen Schwierigkeiten dienten nur dazu unseren

Eifer zu erhöhen. So konnten wir in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1812 bereits die Laufgräben eröffnen und gingen nun mit unseren Minen schnell gegen die Wälle der inneren Stadt vor. Am 6. Januar begannen unsere Bresch-Batterien ihr Feuer, welches dreimal 24 Stunden mit unausgesetzter Heftigkeit anhielt und Valencia mit einem Hagel von Geschossen aller Art übersäte.

Der englische General Blacke der hier kommandirte, verlangte die Kapitulation und übergab uns schon am 9. Januar 1812 die große und starke Festung Valencia, wobei an 18,000 englische und spanische Truppen in die Gefangenschaft fielen. Es war dies ein ungemein glänzender Sieg für uns, der aber freilich auch ungeheure Anstrengungen gekostet hatte. Ich war zuletzt so matt, daß ich kaum noch gehen konnte und mir die Stiefeln von den geschwollenen Füßen abschneiden lassen mußte.

So hatte ich jetzt in Spanien an der Eroberung der fünf Hauptfestungen Rosas, Gerona, Hostalrich, Badajoz und Valencia und an der Vertheidigung von Badajoz thätigen Antheil als Genie-Officier genommen und war in diesen vier Kriegsjahren wahrlich nicht müßig gewesen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Schwaighof